

Gelehrte
Vaterländische
Romane

2.

May, 3ma
nach Königsberg

Biblioteka
U.M.K.
Toruń

31682

II



Kunheim-Judittensche
Bibliothek.

Ld 379

Historisch-kritische Darstellung

von

Georg Meißner

Lehrer an der Universität zu Bonn

II

Bonn bei Neumann, Neuberger und Leubner

Das Buch ist durch den Verleger



Bonn

Verlag von Neumann, Neuberger und Leubner

dup. 31682

Vaterländische Romane

58116

von

George Gesekiel.

Neue, vom Verfasser revidirte Ausgabe.

II.

Von Jena nach Königsberg.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



Berlin.

Verlag von Otto Zanke.

Von Jena nach Königsberg.

Historischer Roman

von

George Gesekiel.

(Fortsetzung des Romans „Vor Jena“.)

Dritte Auflage.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



Berlin.

Verlag von Otto Zanke.

George Seidel.



31682

11

1.

Preußen bleibt fest und der König oben!

In schweren Stößen, die einander bald rascher, bald langsamer folgten, wehte der kalte Herbstwind über die Stoppelfelder und Sandschollen, rauschte in dem niedrigen Kieferwalde und brauste, dumpf aufheulend, über den See, dessen bleigraue Wasserfläche auf- und niederschwangte und klatschend an die Ufer schlug.

Mittag war längst vorüber; die Sonne hatte es einige Male, aber ohne Erfolg, versucht, mit scharfem Strahl die dichten Wolkenschleier zu durchbrechen, nun herrschte eine eigenthümliche Dämmerung, die, unbestimmt, schon, fast ängstlich, sehr gut zu dem frostigen, unbehaglichen Herbstwinde paßte.

Mitten im See lagen auf einer Insel die Ruinen des alten Schlosses, eine alte Warte stand noch fast ganz unverfehrt, die Trümmerhaufen und die mächtigen Bäume überragend, deren letzte bunte Blätter der Wind widerwillig fast entführte und lässig in die Wasser streute.

Zahlreiche Dohlschwärme nisteten in den alten Bäumen und ruderten mit langsamen Flügelschlägen um die hohe Warte; mißthöniges Geschrei ausstoßend griffen sie einander an mit den mächtigen Schnäbeln, aber selbst ihr Kampf war Faul und kurz, bald ruhten die schweren Vögel, wenn auch nicht freundlich, so doch gleichgültig wieder dicht nebeneinander.

An der Südspitze des See's, dem alten Schlosse gerade gegenüber, lag ein stattliches Herrenhaus mit zwei hohen

Giebeln; reich verzierte Absätze in kunstreicher Steinmetzarbeit zierten diese Giebel und liefen wie lustige Treppen das steile, mit Holzziegeln gedeckte Dach hinauf bis zum First, wo zwei riesige Fische von Eisenblech, auf jeder Seite einer, als dienstthuende Wetterfahnen figurirten. Uebrigens war das Herrenhaus, von einem schön gewetterten rothen Sandstein erbaut, zwei Stock hoch, mit zierlich gekerbten Thür- und Fensterläden versehen und an einem großen Wirthschaftshofe belegen.

Das alte Schloß auf der sichern Insel im See war die Wiege des edlen Geschlechtes, das seit dem 16. Jahrhundert breiter und lustiger wohnte in dem stattlichen Herrenhause, als in dem schmalen Schloßlein im einsamen See.

Während des dreißigjährigen Krieges an manchem schlimmen Tage war das alte Schloß wiederum zu Ehren gekommen, und die Besizer flüchteten oft neben ihrer besten Habe auch die Ehre ihrer Frauen und Töchter und das eigene Leben vor der Zügellosigkeit feindlicher Soldateska in die Burg, die damals noch ziemlich gut erhalten war.

Auch später noch im Schwedentriege, vor dem Treffen bei Fehrbellin, wurden die „Weibervölker“, wie's in der Chronik heißt, ein paar Mal in's alte Schloß über's Wasser geschickt.

Seitdem erst lag das Stammhaus der edlen Plezen von Bessin ganz dem Verfall preisgegeben. Niemand kümmerte sich um die alte Burg, denn auch im Herrenhause drüben standen die herrschaftlichen Wohnzimmer während der Lebensdauer von zwei Generationen fast völlig leer. Herr Gneomar Dubislaw Eusebius Pleze von Bessin, einer der elegantesten juristischen Schriftsteller seiner Zeit, bekleidete hohe Ämter bei Hofe und im Staate, die ihm wenig Muße gelassen, sich um sein Erbgut und Stammhaus zu kümmern. Sein Sohn aber und Erbe, Eberhard Eusebius, focht in allen Schlachten des siebenjährigen Krieges und war schon ein alter Mann, invalid und Generalmajor, als er zum ersten Male den Bessiner See wieder sah, aus dem die edlen Plezen stammen und den Namen führen.

Der alte General hatte kein großes Interesse für die alte Burg, dafür aber desto mehr für die Landwirthschaft; er brachte die Güter empor, die Bessiner Wirthschaft galt bald als eine Musterwirthschaft ringsum und wetteiferte mit den Wirthschaften auf holländische Art, welche der hochverdiente Klevé'sche Erb- Jägermeister Freiherr von Hertefeld angelegt in der Mark. Als der tapfere General müde und hochbetagt starb, war sein einziger überlebender Enkel- Sohn, Gneomar Dubislaw Eusebius, wie sein gelehrter Urgroßvater geheißen, der Erbe eines verhältnißmäßig reichen Besitzes, dessen Bewirthschaftung er auch sofort, dem Befehl seines Großvaters gemäß, übernahm.

Die edlen Plezen von Bessin waren immer gehorsame Söhne gewesen, und Gneomar Dubislaw Eusebius übernahm die Bewirthschaftung seines Erbes um so lieber, als er von jeher mehr Lust zum Landwirth, als zum Soldaten gehabt und in das Kürassier-Regiment von Reizenstein nur eingetreten war, weil sein Großvater das bestimmt befohlen. Er hatte seine Pflicht als Soldat gethan, aber auch nicht mehr; da er nur im Frieden diente, so hatte er keine Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen. Beim Regiment hatte er in gutem Ansehen gestanden, Freunde aber nicht gefunden; es war eben nicht leicht mit ihm umzugehen, und der halb sinnende, halb trübsinnige Ausdruck des Gesichts, der vielleicht einen feinem Beobachter angezogen hätte, scheuchte leichtblütige, frohe Kriegerjugend zurück.

Als der Lieutenant seinen Abschied erhalten und Bessin übernommen hatte, regelte er sofort die Wirthschaft so verständig, daß die Leute alsbald sagten: „Der kann's noch besser, als der alte General, sein Großvater!“ und dennoch sah man ihn weit seltener auf dem Felde, im Wald, Hof und Stall, wie seinen Großvater, aber man fand ihn überall da und mit untrüglicher Sicherheit, wo er als Herr persönlich auftreten mußte. Die Beamten und Verwalter, alle Leute arbeiteten gern unter ihm, denn er ließ der eigenen Thätigkeit der Arbeiter so weit als möglich Spielraum, er ließ die Menschen gern zum Gefühl der Selbstständigkeit kommen,

er ließ mit Vergnügen Jedem seine Art und stand sich vorzüglich dabei, vielleicht mit aus dem Grunde, weil seine Leute zuvor unter seinem Großvater an das strenge Friedericianische Commando gewöhnt worden waren. Das steckte ihnen Allen noch im Wesen, und darum freuten sie sich der größeren Selbstständigkeit, ohne über den Strang zu schlagen.

Der Lieutenant Plez von Bessin hatte seinen Großvater begraben, das Gut übernommen, die Wirthschaft in Ordnung gebracht, Alles, wie's der Großvater befohlen; diesen großväterlichen Befehlen auch weiter treu, fuhr er am ersten Tage, da er die Trauer abgelegt, nach Hohentremmen, zwei Stunden von Bessin, wo der General von der Carnitz saß mit einer ganzen Schaar von Enkelinnen.

Die beiden Generale hatten kurz vor dem Hintritt des alten Plez beschlossen, eine Heirath zu Stande zu bringen und eine von den hübschen Carnitzinnen zu einer Plezin von Bessin zu machen.

Die dritte von den fünf Fräuleins von der Carnitz, damals ein großes, starkes, schönes Mädchen von achtzehn Jahren, hieß Hedwig, die hatte dem alten Plez am besten gefallen, die hätte er auch am liebsten seinem Enkelsohne beigelegt, aber in Folge einer Zartheit, die Niemand bei dem alten Herrn gesucht hätte, hatte er seinem Enkel nur befohlen, eine Carnitzin von Hohentremmen zu nehmen, die Auswahl sollte ihm freistehen unter den fünf Schwestern. Doch hatte er nicht unterlassen, seinem Enkel einen kleinen Wink, seiner Ansicht nach vermuthlich eine ganz zarte Andeutung, zu geben, denn in einem der vielen Paragraphen des großväterlichen Testaments hieß es: „item vermache ich zu einem recompense 1000 Thlr. an die ehr- und tugendfame Mademoiselle Hedwig de Carnitz zu Hohentremmen, als weil dieselbe mir stets als eine sehr brave und schmucke Person erschienen und ich solche vor allen andern demoiselles meinem Enkelsohn als ein Ehegemahl beigelegt gern gesehen.“

Diesen Paragraph hatte der junge Herr von Plez nicht vergessen, als er nach Hohentremmen kam, er war entschlossen, seines Großvaters Wunsch nachzukommen, ehe er noch Hedwig

von der Carnitz gesehen. Der General empfing, wie man denken kann, den Enkel seines alten Freundes sehr freundlich und commandirte seine Weibervölker sogleich zur Revue. Sneomar Dubislaw Insebius fand mit Vergnügen, daß er ganz denselben Geschmac hatte, wie sein Großvater, Hedwig erschien auch ihm als die Schönste und Liebenswertigste unter ihren Schwestern. Der Geschmac ist glücklicherweise verschieden, jedenfalls hatte Herr von Plez einige Wochen später ein gesundes starkes Ehegemahl, mit etwas röthlichem Haar zwar, aber mit weißem Teint und milden blauen Augen, das die Pflichten der Hausfrau im alten Herrensitze der Plezen zu Bessin mit Anstand und musterhafter Treue übte.

Der Enkel war auch hier den Wünschen seines Großvaters nachgekommen, und der reiche Segen einer ruhigen und glücklichen Ehe folgte diesem kindlichen Gehorsam.

Eine durchaus ruhige und glückliche Ehe war es, welche Herr Sneomar und Frau Hedwig nun schon über das siebente Jahr führten in dem stattlichen Hause zu Bessin am See, wenn auch die Nachbarn allerlei unnützes Zeug sprachen und allerlei Geschichten zu erzählen mußten von dem traurigen Leben, das die Bessin'schen mit einander führen sollten.

Freilich sehr lustig ging's auf dem Hofe zu Bessin eben nicht zu, das Antlitz des Hausherrn erschien noch düsterner und troziger fast neben den milden freundlichen Augen und klaren Zügen der Hausfrau, aber dennoch fühlte Alles, die Unterthanen wie das Gesinde, eine Anhänglichkeit für den gnädigen Herrn, die nirgends größer sein konnte. Man verkehrte freilich lieber mit der freundlichen gnädigen Frau, aber wenn's Noth that, ging man doch mit dem vollsten Vertrauen zu dem finstern Herrn, ein Vertrauen, welches auch nie getäuscht wurde. Man pflegte Frau von Plez zu bedauern, denn man fand es hart, daß eine so junge Frau so einsam leben mußte, aber Frau von Plez mußte ja nicht einsam leben, sondern sie wollte es, weil sie den Gang ihres Gemahls zur Einsamkeit, seine Abneigung gegen Gesellschaft alsbald erkannt hatte. Frau Hedwig hing mit einer Innigkeit an ihrem Gemahl, die im Lauf der Jahre nicht abgenommen hatte,

sondern größer geworden war; ihr höchstes Glück bestand in der Erfüllung seiner Wünsche, die sie zu errathen verstand; ihre Freude fand sie in dem Gefühl der Abhängigkeit von dem Manne, den sie liebte, und dieses Gefühl befehlte sie so, daß sie oft geßtentlich kleine Verstöße beging, damit er sie corrigire oder table und sie so ihre Abhängigkeit von ihm empfinden lasse. Die Welt hatte keine Ahnung von dem glückseligen Leben in dem Hause zu Bessin, das gewiß ganz still gewesen wäre, wenn die beiden kleinen Junker nicht mit lärmenden Kinderspielen die hohen Gemächer erfüllt hätten. Zur Freude der Mutter hatten die beiden Junker Eberhard Eusebius und Oneomar Eusebius ganz und gar das dunkle sinnende Auge und die finstre trotzig Miene des Vaters geerbt, dagegen zeigte der schlanke Wuchs der Knaben bald, daß sie in diesem Punkte nicht dem Vater, sondern der Mutter nachschlagen würden. Frau Hedwig war groß und schlank; die Pleze von Bessin aber waren seit Menschengedenken immer kurz und knorrig gewesen.

In einem Punkte hatten die mancherlei Gerüchte, die über die Bessin'schen umgingen, nicht unrecht; der Hausherr war wirklich selbst für seine Gemahlin einen großen Theil des Tages nicht sichtbar. Niemand wußte, was Herr Oneomar in diesen Stunden trieb, einsam in seinem Zimmer verschlossen, oder was er machte im alten Schloß auf der Insel im See, der Stammburg seiner Ahnen, wo er sich in der grauen Warte einige Gemächer hatte einrichten lassen.

Am dem frostigen unbehaglichen Octobernachmittage des Jahres 1806, an welchem unsere Erzählung beginnt, sah man einen jungen Menschen von vielleicht achtzehn Jahren in der gewöhnlichen Kleidung der märkischen Bauern aus dem Fichtengehölz hervortreten, welches die sanfte, den Bessin'schen See nordwestlich halbbogenförmig einschließende Hügelkette kränzt.

Dieser junge Mensch, der anstrengend gelaufen sein mußte, denn der Schweiß troff ihm von der Stirn trotz des kalten Herbstwindes, blieb einen Augenblick keuchend stehen, jedoch nicht aus Ermüdung, denn er begnügte sich einen Blick nach dem Himmel zu werfen, wie die Landleute zu thun

pflegen, die ihre Uhr nicht in der Tasche, sondern über sich haben. Unmuthigen Blickes schaute der junge Mensch bald auf das Herrenhaus hinüber am rechten Ufer, bald auf die alte Burg mitten im See. Er schien zweifelhaft zu sein. Der bedeckte Himmel ließ keine genaue Zeitbestimmung zu, und offenbar war ihm bei seiner Eile eine Zeitverschwendung peinlich. Doch überlegte er, wie gesagt, nur einen Moment, dann sprang er in langen Sägen den Hügel hinab und lief eine Strecke hin an dem feuchten Ufer des See's, das mit morschen Schneckenhäusern und Muschelschaalen dicht besäet war.

Er mußte seines Weges sehr sicher sein, denn plötzlich schlug er sich links und drang, von einem großen Steine zum andern springend, scheinbar nur durch Zufall lagen deren etliche dort, in ein dichtes und hohes Röhricht ein. In diesem verschwand er gänzlich, kurz darauf aber schoß ein Kahn mit großer Geschwindigkeit aus dem Röhricht hervor und flog von starken Ruderschlägen getrieben der Insel zu.

Der junge Mensch ruderte wacker, doch hatte er noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sich ein Fenster in dem obersten Stock des alten Wartethurmes öffnete und eine Hand sichtbar wurde, welche ein Tuch wehen ließ.

Der Bursche, der die Warte, seit er das Röhricht verlassen, nicht einen Moment aus den Augen gelassen hatte, bemerkte nicht so bald das Zeichen, als er einen schrillen Schrei ausstieß und beide Ruder zugleich salutirend aus dem Wasser in die Höhe hob.

Sofort verschwand das weiße Tuch, das Fenster wurde geschlossen, klatschend fielen die Ruder in's Wasser und wie ein Pfeil schoß das leichte Schiffchen vorwärts.

Der Landungs-Platz der Insel war durch ein kleines, jetzt halb in Trümmern liegendes Bollwerk und ein Paar riesige alte Bäume vor dem Winde geschützt und so belegen, daß er von dem Herrenhause und dem dazu gehörigen kleinen Flecken Bessin aus nicht beobachtet werden konnte. Wer von dem Herrenhause her kam, mußte die südwestliche Spitze der Insel doubliren, um diesen Hafen zu erreichen.

Der junge Mensch, den wir beobachtet haben, hielt

gerade auf die Landungsstelle zu und ruderte dann mit einer geschickten Bewegung hinein.

Auf der obersten der breiten Treppenstufen stand ein Herr, kaum mittelgroß, aber stark und kräftig gebaut, mit breiter Brust und breitem, aber finsternem Gesicht, dessen Backenknochen stark hervortraten, dunkle Augen lugten aus tiefen Höhlen unter buschigen Wimpern wie spähend und forschend hervor. Dieser Herr, der einen erbsenfarbigen kurzen Rock bis an den Hals zugeknöpft, Stiefeln bis an's Knie und eine Pelzmütze trug, sah ruhig und nicht ohne ein gewisses Wohlgefallen den raschen Bewegungen zu, mit denen der junge Mensch sein Fahrzeug binnen brachte, dann sagte er: „Du legst dich noch zu stark auf die linke Seite beim Rudern, mein Sohn, dadurch ermüdest du deinen rechten Arm früher, als den linken; hast du einen Brief für mich?“

Der junge Mensch, der eben aus dem Kahn gesprungen, war beinahe erschrocken auf der untersten Stufe stehen geblieben und sah staunend zu seinem Herrn auf. Woher wußte der gnädige Herr, daß sein rechter Arm früher müde wurde? Aber der gnädige Herr wußte ja Alles!

Der junge Mensch knöpfte langsam seine Jacke auf, nahm ein zusammengelegtes Tuch, das er auf der Brust trug, heraus und wickelte den Brief für seinen Herrn aus.

Herr von Plez, denn es ist der edle Grundherr, den wir da vor uns haben, nahm den Brief und wollte sich entfernen, da rief der junge Mensch plötzlich: „Gnädiger Herr!“

Etwas verwundert blieb der Edelmann stehen, er liebte es nicht, daß ihn seine Leute anredeten.

„Was willst du, mein Sohn?“ fragte er ernst, aber ohne Härte oder Zorn.

„Gnädiger Herr,“ sagte jetzt der junge Mensch, „der Herr Postmeister hat gesagt, ich sollte laufen, was mich meine Beine tragen thäten, es kämen Soldaten nach Bessin, vielleicht heute noch, es sei Alles voll Franzosen über der Havel.“

Der Edelmann hielt einen Augenblick den goldenen Knopf einer mächtigen Reitpeitsche sinnend zwischen den

Lippen so, daß man seine Zähne sah, die weiß, spitz und regelmäßig wie die eines Raubthiers waren; eine häßliche Angewohnheit übrigens, die nur Frau Hedwig anmuthig fand und sonst gar kein Anderer.

„Sagte der Herr Postmeister weiter nichts, mein Sohn?“ fragte Herr von Plez endlich.

„Nein, weiter nichts,“ entgegnete der ländliche Jüngling bestimmt, nachdem er sich zuerst die Nase gerieben und dann hinter den Ohren gekratzt hatte, vermuthlich um sein Gedächtniß zu locken.

„Sagte der Herr Postmeister nicht, daß Freunde kämen?“ forschte der Edelmann weiter, ohne die Geduld zu verlieren, mit voller Ruhe, aber doch mit sichtlichem Interesse.

Der junge Mensch sah seinen Herrn steif in's Gesicht, er gab keine Antwort.

„Und doch muß er ihm eine Botschaft gegeben haben!“ sagte der Edelmann zu sich selbst und sann weiter nach, „daß die Franzosen in Masse vorgehen, das brauchte er mir nicht sagen zu lassen, daß wir dieser Tage Einquartierung bekommen würden, lag auf der Hand, was soll das heißen, daß er dem Jungen befehlt zu laufen? der arme Kerl muß die zwei Meilen in zwei Stunden gelaufen sein!“

Der Edelmann sah den jungen Menschen wiederum aufmerksam an, offenbar in der Absicht, ein neues Examen mit ihm zu beginnen, da bemerkte er, daß der Bursch verstohlene und beinahe ängstliche Blicke auf den Brief warf. Offenbar sagte dem eine Ahnung, daß der gnädige Herr nur den Brief zu lesen brauche, um ihn weiterer Fragen zu entheben, aber er hatte nicht den Muth, darauf aufmerksam zu machen.

Herr von Plez lächelte leise und öffnete den Brief, den er fast ganz vergessen hätte; er las und seine Lippen begannen zu zittern, er las weiter und seine Augen füllten sich mit Thränen, er las zu Ende und stieß einen Schrei aus, so grell, so wild und scharf, daß er aus gar keiner menschlichen Kehle zu kommen schien, dunkle Gluth brannte dabei auf seinen Wangen und sein Antlitz nahm einen so grimmigen Ausdruck von Zorn und Haß an, daß der junge Mensch entsetzt mit einem Sprunge die Treppen

hinunter in seinen Kahn huschte und sich zum Flüchten bereit machte.

Im nächsten Augenblick aber hatte der Erbherr von Bessin seine Selbstbeherrschung wieder gewonnen, er nahm sich zusammen und las den Brief, der ihn so gewaltig erschütterte, noch ein Mal. „Auch du, mein Boyen,“ sagte er leise und tief schmerzlich bewegt, „und der junge Lebebur und mein tapferer Cousin Schulenburg, Alle, Alle dahin! dahin!“

Mit einem kräftigen Ruck richtete sich der Edelmann auf, sein Blick fiel auf den Burschen, der ihn noch immer ängstlich vom Kahn aus betrachtete.

„Komm mit mir, mein Sohn!“ befahl er vollkommen ruhig und schritt, ohne sich umzusehen, der alten Warte zu; der junge Mensch folgte ihm.

Das untere Gestock der Warte enthielt einen ländlich ausgestatteten Salon, dessen Meubles indessen auf einen Haufen zusammengetragen und mit einer Decke verhängt waren, wie immer im Spätherbst geschah, wenn Frau von Plez nicht mehr herüber kam mit ihren Kindern, wie sie im Sommer zuweilen zu thun pflegte.

Der Edelmann trat zu einem Schrant, öffnete ihn und sagte zu dem jungen Menschen, der sehr ängstlich zu sein schien: „Siehst du diesen Knopf, mein Sohn?“

Der Gefragte nickte.

„Drücke kräftig darauf!“ befahl der Herr, und auf den ersten Druck öffnete sich die Hinterwand des Schrankes und ließ den Eingang in einen dunklen Raum sehen. Der Edelmann schob den Burschen hinein und folgte ihm.

War es bei dem matten Lichte des Herbstnachmittags in dem Salon schon düster, so war es in dem Raume, dessen Eingang der große Schrank maskirte, vollständig finster; der Edelmann schlug Feuer, nachdem er tastend eine große Zunderbüchse von Blech gefunden, welche in der Mitte des Gemachs auf einem Tische stand. Als er mit dem Schwefelfaden den Docht einer kleinen Lampe entzündet, zeigte sich's, daß die Beiden in einem ziemlich geräumigen Gemach sich befanden, das ein Bett und andere Meubles enthielt.

„Mein Sohn,“ wendete sich jetzt der Grundherr einfach, aber doch mit großer Würde zu dem jungen Menschen, „hast du gehört, daß der König, unser Herr, eine große Schlacht verspielt hat?“

„Ja!“ antwortete der Gefragte, indem er seinem Herrn verständnißvoll in's Gesicht sah, und setzte leise hinzu: „Der Franzose ist im Land, es kommt böse Zeit!“

„Du hast recht, mein Sohn, es kommt böse Zeit,“ fuhr der Edelmann fort, „in böser Zeit aber müssen alle die treu zusammen halten, die das preussische Herz am rechten Fleck haben. Mein Sohn, ich denke, daß du das preussische Herz auf dem rechten Fleck hast, denn dein Vater, Gott hab' ihn selig! war ein rechter preussischer Soldat und treuer Mann, und deine Mutter ist nun schon vierzig Jahre auf dem Hofe und ist überall treu erfunden worden, treu wie Gold; von dir, mein Sohn, weiß ich auch nichts Unrechtes, also will ich dich zu meinem Helfer, zu meinem Gehülfn machen in dieser schweren Zeit. Willst du mir helfen, mein Sohn, im Dienste des Königs und des Vaterlandes, so gib mir deine Hand?“

Schwer, wie die Treue wiegt, fiel die harte Hand des jungen Menschen in die dargebotene des Edelmanns, er fragte nicht, er zauderte nicht, freudig und von Herzen schlug er ein; sein Erbherr forderte ihn zum Dienst des Königs, das fuhr wie ein leuchtender Strahl durch die noch schlummernden Empfindungen und dunkeln Regungen der jugendlichen Seele. Er richtete sich hoch auf, er war ein Anderer geworden, seit der Herr seinen Handschlag empfangen.

Mit Wohlgefallen bemerkte der Herr von Bessin den Eindruck, den dies auf den Jüngling gemacht, und nun fuhr er in seiner ruhigen Weise fort: „Es gilt, dem Könige, unserm Herrn, von seinen Officieren und Soldaten so Viele zu retten, als irgend möglich, und sie über die Ober zu retten, oder nach Stettin, wenn die Franzosen dies noch nicht eingeschlossen haben. Bessin ist ein einsamer Ort, weit ab von den großen Straßen, und selbst wenn drüben Einquartierung kommen sollte, können wir unsere Landsleute doch hier auf der Insel,

drüben in der Dohlenchenke, im Steinbruch und an all' den heimlichen Plätzen verstecken, die du alle kennst —“

Der junge Mensch nickte, der Edelmann aber sagte: „Des lahmen Fritz Revier geht von dem Jägerhause bis an die Dohlenchenke, der Dohlenwirth reicht bis an die einsame Tanne, von da ab über den ganzen See und die Ufer ist dein Revier, mein Sohn; drüben vom Steinbruch bis zur Bessiner Pfarre commandirt der schwarze Fritz, von der Pfarre aber bis zur Feldmark von Hohentremmen der Herr Pastor; ihr seid so zu sagen meine Officiere, und das Hauptquartier ist auf dem Hofe drüben, verstehst du? Nun ist deine Hauptaufgabe, mein Sohn, daß du immer in Bewegung bist und Alles erkundest, was zwischen der einsamen Tanne und dem See geschieht. Tag und Nacht mußt du auf den Beinen sein, vorwärts von der einsamen Tanne in der Richtung von Hartacker und Oberrad; kommen Feinde, Franzosen, so meldest du das, so schnell du kannst, dem Dohlenwirth oder dessen Sohn, einer von Beiden wird immer in der Nähe der einsamen Tanne sein; kommen flüchtige Preußen, so zeigst du ihnen den Weg nach den Steinbrüchen von Oberrad, sagst ihnen, aber ohne dich weiter einzulassen, daß sie dort Kame- raden, so wie Speise und Trank finden würden. Das aber ist nicht Alles, es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß der Herr Postmeister auf dem Waldwege über Hartacker verwundete oder flüchtige preussische Officiere bringt, die geleitest du hieher, sie finden oben im Thurm Speise, Trank und Bequemlichkeit. Sobald du aber irgend wen auf die Insel gebracht hast, so steckst du, wenn es Tag ist, die Hacke, die oben auf dem Thurm zu diesem Zweck liegt, in den Ring an der Rinne, in den wir sonst die Fahne gesteckt haben, ist es aber Nacht, so stellst du die Lampe in das zweite Fenster oben. Hast du mich verstanden?“

Der Bursch bejahte, der Edelmann examinierte hin und her, bis er sich überzeugt hatte, daß er wohl verstanden war, dann erst fuhr er fort: „Nun, mein Sohn, du wirst deinem Vater und deiner Mutter, mir und dem Könige keine Schande machen, das weiß ich, aber du mußt nicht nur thätig,

sondern auch vorsichtig sein; höre, wenn der Herr Postmeister Leute schickt, so frage sie, auch wenn du sie kennst, nur dreist, ob sie dir nicht ein Wort zu sagen hätten, und traue ihnen erst, wenn sie dann sagen: Ja, Preußen bleibt fest! darauf antwortest du: Und der König oben! Fragt dich aber Einer vorsichtig, ob du ihm nichts zu sagen hättest, so sagst du: Ja, Preußen bleibt fest! dann muß der Andere antworten: Und der König oben! Hast du verstanden?“

„Ja, Preußen bleibt fest und der König oben!“ wiederholte der Bursche mit einem Anfluge von Begeisterung.

„Von solchen Leuten,“ sprach der Edelmann weiter, „wirst du stets sichere Nachrichten erhalten, denn es giebt noch viel treue Leute in der alten Mark Brandenburg, wenn auch leider an schlechtem Gesindel kein Mangel ist; bringen dir solche Leute Botschaften für mich, so meldest du sie an den Dohlenwirth, du selbst aber kommst nicht in das Herrenhaus hinüber, nur dann kommst du, wenn du am Tage um das Fensterkreuz meiner Schlafkammer ein rothes Tuch gebunden siehst, oder wenn in der Nacht zwei Lichter brennen, dann kommst du mit Allen, die du finden kannst, und zwar bewaffnet, denn dann gilt es Kampf auf Leben und Tod. Die Waffen, die noch im Gewehrschrank oben sind, trägst du in dieses Gemach, die Pulverhörner und Kugelbeutel sind gefüllt, Schießgewehr wird aber so wenig als möglich gebraucht, hörst du? Nun noch Eins: Es ist möglich, daß der Feind auch diese Insel heimsucht, dann flüchtest du die preussischen Officiere, die etwa hier sind, in dieses verborgene Gemach, wo sie ziemlich sicher sein werden; sollten sie jedoch auch hier bedroht sein, so öffnest du die Fallthür, die unter diesem Tisch ist, sie öffnet sich leicht, du brauchst nur mit der Spitze deines Messers auf das Auge des Fisches zu drücken, den du da siehst.“

Der Edelmann zeigte mit seiner Reitpeitsche auf die Figur eines Fisches in dem Holzgetäsel des Fußbodens.

„Unten,“ fuhr der Herr fort, „ist ein weittläufiger Kellerraum, der einen Ausgang nach dem See oben in den Trümmern hat. Sieh' dir nachher alle diese Gelegenheiten genau an, damit du durchaus Bescheid weißt in der Stunde

der Gefahr, hier aber nimm diesen Hirschfänger und dieses Pistol, du bist jetzt ein gewaffneter Mann des Königs.“

Der Herr von Bessin nahm die Waffen von der Tafel, er waffnete seinen Lehensmann für des Königs Dienst. Mit freudebebender Hand ergriff der Jüngling den einfachen, aber soliden Hirschfänger, so wie das schwere Pistol. Er folgte seinem Herrn hierauf hinaus, wo nun bereits die Dämmerung des Herbstabends herein gebrochen war.

Geräuschlos glitt der Kahn durch die Fluthen, über denen Herbst und Nacht bereits Schleier woben, die unter dem Winddruck niedersanken und sich dann wieder erhoben wie riesige Gespenster. Sie sprachen kein Wort, weder der Herr noch der Diener, sie fühlten, daß böse Zeit gekommen, aber sie waren auch entschlossen, ihr männlich Trutz zu bieten und ihre Pflicht zu thun in alle Wege, Jeder auf seine Weise.

Der Wind erhob sich mächtiger und heulte grimmig über den See, er stieß mit Macht an das steinerne Herrenhaus, da fuhr der Kahn an's Land, der junge Mann sprang hinaus, hielt die Kette an und reichte seinem Herrn die Hand, der aber stieg aus, ohne die Hand anzunehmen, und sprach, indem er ihm auf die Schulter schlug: „Habt ihr mir nicht ein Wort zu sagen, Lehnert Schaller?“

„Ja, Preußen bleibt fest!“ flüsterte der Jüngling tief bewegt; „und der König oben!“ gab der Edelmann die Parole.

Leonhardt Schaller aber sprang in seinen Kahn und ruderte sich nach der Insel zurück. Zum ersten Male hatte ihn der Herr bei seinem ganzen Namen und „Ihr“ genannt; er war ein Mann geworden an dem Abend, und Preußen brauchte Männer nie so nöthig!

2.

Es donnert in der Ferne.

Der Erbherr von Bessin kam vom See her und schritt seinem Herrensitze zu; er ging mit dem festen und sichern, aber auch gemächlichen Schritt eines Mannes, der seinen eigenen Grund und Boden beschreitet. Jetzt, in dem Augenblick, wo ein schweres Verhängniß über das Vaterland gekommen, wo der siegreiche Feind hinter dem zersprengten Heer des Königs her in die alten Kernprovinzen der preussischen Königsstaaten mit blitzgleicher Schnelligkeit einbrang, da erhob sich mächtiger denn je im Herzen so manches märkischen Edelmannes das Gefühl stolzer Selbstherrlichkeit. Von dem Augenblick an, wo der Grundbesitz nur noch Pflichten und Lasten, oft ganz unerträgliche, auflegte, schritt der Pletz von Bessin mit doppeltem Stolz über sein Land, über sein Vatererbe, das er jetzt allein vertheidigen mußte, allein schützen, allein regieren, ohne die Hülfe seines königlichen Oberlehensherrn, von dem aus er nach Kräften helfen mußte, dem Könige Land und Volk erhalten.

Herr von Pletz war ein ächter Repräsentant jener zähen märkischen Art, er hatte still auf seinem Hause geseffen, kaum Umgang pflegend mit den nächsten Nachbarn; der loyale Edelmann hatte nicht ein Wort des Unmuths laut werden lassen wollen über die trostlosen Zustände, in welche sein geliebtes preussisches Vaterland durch eine entsetzliche Regiererei versunken vor Jena. Nun war Jena gekommen, die düstern Befürchtungen, die der Junker gehegt, waren Wahrheit ge-

worden, eine so entsetzliche Wahrheit, daß sie Alles übertraf, was er je in seinen finsternen Stunden gefürchtet; aber das war's eben, was die ganze zähe Widerstandskraft der märkischen Eigenart wach rief in ihm und seinen gleichgesinnten Genossen. Der Preussische Staat konnte zertrümmert hinfinken in jenen dunkeln Herbstagen, aber Preußen erhob sich trotzig in demselben Augenblick über den Trümmern und begann mit stummer Energie einen Neubau, zuerst aus den Trümmern sorgsam sammelnd, was irgend noch als Werkstück und Baustein verwendet werden konnte. Kaum war die Niederlage von Jena bekannt, kaum stob die Flucht durch das Land und die Verfolgung hinter her, als auch schon die Junker zusammentraten in verschiedenen Gruppen, die sich gegenseitig die Hand reichten und zunächst dafür sorgten, daß dem Könige an Mannschaften und Kriegsmaterial gerettet werde, was noch zu retten war. Die Generale und Minister, die Geheimräthe und Behörden mochten den Kopf verlieren, die märkischen Junker verloren ihn nicht; wenigstens trat die Mehrzahl derselben dem Feinde und dem Unglück gefaßt entgegen und erfüllte ohne Pomp und Gepränge die schwierigsten Pflichten mit einer oft an antike Selbstverlängnung erinnernden Einfachheit. Würdig standen den Edelleuten dabei die Bürger und Bürgermeister der meisten kleinen und Mittelstädte zur Seite. Die Verzweiflung, die Vernichtung, die schamlose Erniedrigung vor dem Feinde, sie zeigte sich fast nur in den großen Städten, bei den höchsten Behörden.

Wir haben bereits gesehen, in welcher Weise der Herr von Bessin seine Anstalten, die darauf abzweckten, dem Könige Officiere und Soldaten zu erhalten, getroffen hatte. Jetzt betrat er sein Haus, um es vorzubereiten für die feindliche Einquartierung, die ihm der Brief des Postmeisters angekündigt. Er war gefaßt gewesen, den Feind bei sich zu sehen, wenn auch nicht so bald, denn Bessin lag meilenweit entfernt von den großen Straßen. Magdeburg mußte die Franzosen an der Elbe festhalten, und in Magdeburg war man auf energischen Widerstand gerüstet; das Erstere glaubte Herr von Pleß, das Letztere wußte er, denn er hatte am Tage vorher einen

Brief aus Magdeburg erhalten, der sich im Tone freudigster Zuversicht dahin aussprach.

Herr von Pleß öffnete eine kleine Thür, die Wasserpforte genannt, und betrat einen engen gepflasterten Gang zwischen zwei Mauern, der ihn zu einer Seitenthür seines Hauses führte; er warf einen Blick durch die offene Thür der Küche, auf deren Herd ein Feuer traulich flackerte, dann kam er in eine etwas öde und weite Flurhalle, die mit Backsteinen gepflastert war. Auf diesem Pflaster, das im Laufe der Jahre ausgetreten und uneben geworden war, standen an den Wänden lange, schwere Bänke, roh gearbeitet, aber durch den Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Gebrauch spiegelblank und glatt geworden; eine an rostiger Kette von der Decke niederhängende Blechlampe verbreitete ein unsicheres, trügerisches Licht in der Halle, deren Tonnengewölbe auf das hohe Alter des Gebäudes schließen ließen. In der That hatte man bei dem Bau des Herrenhauses einige bereits vorhandene Baulichkeiten benutzt.

Als der feste Tritt des Hausherrn, von leichtem Sporengelirr begleitet, auf dem Pflaster ertönte, erhob sich ein Mann, der am obern Ende der einen Bank nahe der großen Thür saß, die auf den innern Hof führte. Das rechte Bild eines alten märkischen Ackernechts war der Kerl, das schlichte Haar hing ihm fast bis in die Augen, glatt geschnitten; die Augen waren mächtig stier, aber wer sich nur etwas auf Gesichter verstand, der sah auch die Schlantheit darin, und um den breiten Mund lauerte in tausend Falten jene trotzige, zähe Energie, die aus Sand und Sumpf Korn und Gold erntet, mit Anwendung der gewaltigen schwielligen Hände, die bis über's Gelenk hervorragten aus den engen und kurzen Ärmeln der grauen Jacke vom größten Tuch mit noch größerer Leinwand gefüttert, dieses sonderbaren Kleidungsstücks, das eigentlich nur da zu sein scheint, um über die Schulter gehängt zu werden, denn unter hundert märkischen Jacken sind sicher neunundneunzig zu eng, wenn sie wirklich angezogen werden. Der untersezte, aber kräftige Mensch, der etwa vierzig Jahre oder etwas darüber alt sein mochte, stand mit einer Art von

militärischem Anstand, beide Hände an der Hofennaht, vor dem Edelmann, der sich ihm rasch genähert hatte und vor ihm stehen geblieben war.

„Die armen Teufels werden gleich hier sein, gnädiger Herr!“ meldete der Knecht, „sie haben gelooft, Jean und Wally bleiben heim, bis sie abgelöst werden.“

„Es ist gut, Albe,“ sagte Herr von Plez und befahl dann: „ruft mir gleich den Herrn Amtmann, und geht dann zum Herrn Propst und zum Herrn Caplan, macht eine Empfehlung von mir, ich ließe sie bitten, mich gleich zu besuchen, es habe Eile.“

Der Knecht machte links um und entfernte sich durch ein kleines Pörtchen, welches in einen der großen, mit eisernen Nägeln beschlagenen Thorflügel, durch welche die Halle geschlossen wurde, eingeschnitten war. Der Edelmann dagegen kehrte um, rief im Vorübergehen in die Küche hinein: „Frau Schaller, forge sie für Abendbrot, die armen Teufels kommen, sieben Mann, sie bleiben auf dem Hof!“ und stieg dann eine ziemlich schmale Wendeltreppe hinauf.

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“ antwortete Lehnerdt Schaller's Mutter, die Ausgeberin und Schaffnerin im Hause Besitz, dabei unterließ sie nicht eine Anzahl der ehrerbietigsten Knixe nach der Thür hin zu machen, an der sie ihren gnädigen Herrn vermuthete, denn sehen konnte sie ihn nicht, auch wenn er stehen geblieben wäre.

Im obern Stockwerk öffnete Herr von Plez die Thür eines Gemaches, aus welchem ihm tobender Kinderlärm entgegen scholl. Er trat unbemerkt ein, denn die Stühle umwerfend und rücksichtslos über Alles hin stürmend jagten sich seine beiden Knaben mit lautem Geschrei durch das ziemlich umfangreiche Gemach, während ihre Mutter, dem Gewirr den Rücken zulehrend, neben einem hohen und schmalen Kamine saß, und an einem kleinen Tischchen, das durch eine Lampe mit grünem Schirm beleuchtet war, in ihrem Wirtschaftsbuch eifrig rechnete.

Der Edelmann stand mit untergeschlagenen Armen und schaute mit dem ihm eigenen sinnenden Blick bald auf die

blühenden Kinder, bald auf die stattliche, schöne Frau, deren edles Antlitz, leicht geröthet und bei der Beugung auf das Buch von dem hellen Lampenschein unmittelbar angestrahlt, ungemein friedlich und lieblich aussah.

Den friedlichen Kinderlärm im eigenen Hause verglich der Hausherr in seinen Gedanken mit dem Kriegslärm draußen; es war dem trotzigem Manne, als wolle eine bange Wehmuth sein muthiges Herz beschleichen; er machte eine rasche Bewegung, um sich von dieser Wehmuth zu befreien, nahm die Mütze ab und warf sie, gut gezielt, seinem ältesten Sohne an den Kopf.

Mit hellem Freudengeschrei stürmten die Knaben heran und sprangen alsbald jubelnd an dem Vater empor, rasch erhob sich auch Frau Hedwig, mit den Augen grüßte sie den Gemahl und faßte seine Hand, die sie ihm verstoßen drückte.

„Wie ist's möglich, meine sehr Liebe,“ sagte Herr von Plez lächelnd, „daß du bei diesem Hüllenlärm der Zungen rechnen kannst?“

Frau Hedwig antwortete nicht mit Worten, sie sah ihren Gemahl lächelnd an, und der verstand sie ganz wohl.

„Aber, ihr Zungen,“ fuhr er fort, „was habt ihr gespielt?“

„Wir waren Fische im See,“ rief der Jüngste hastig, „ich war ein großer Hecht und wollte den Sebus verschlingen, weil der nur ein kleiner Fisch ist.“

„Ich bin ein Plez und die Plezen wehren sich immer, auch wenn der Fisch, der sie verschlingen will, noch größer ist, nicht wahr, Vater?“ sprach Junker Eusebius, der Älteste, ernsthaft.

Dem Edelmann gefiel's, daß sein Ältester gerade auch im Spiel nichts Anderes sein wollte als ein Plez, er legte seine Hand schwer auf das Haupt des kleinen Knaben und sprach: „Wie's mit den andern Plezen bestellt ist, mein Sohn, das kann ich dir nicht sagen, die Pleze vom Bessnersee aber, die wehren sich immer, immer, hörst du, und wenn der noch so groß wäre, der sie zu verschlingen käme; nun aber will ich euch was sagen, liebe Zungen, wenn ihr Fische im See

spielt, so müßt ihr ganz still sein, denn wißt ihr, die Fische sind stumm!“

Mit großen Augen sahen die Knaben ihren Vater an, dann klatschten sie in die Hände und begannen sich wieder zu jagen, mühselig jeden Ausruf unterbrückend; der Edelmann aber hatte sich zu seiner Gemahlin gewendet, er schlang den Arm um ihren Leib, zog sie an sich, drückte sie fest an seine Brust und sah ihr ernst und lange in die schönen lieben Augen, die so zärtlich und so stolz, so zuversichtlich und doch scheu zu ihm aufblickten. Er sagte ihr halblaut, daß er französische Einquartierung erwarte; Frau Hedwigs Auge wurde traurig, aber nicht ängstlich, sie war eine Preussische Patriotin, und an der Seite ihres Gemahls fürchtete sie sich nie. Er theilte ihr mit, was er zunächst beschloffen, wies sie an, für die Bequemlichkeit und die Bewirthung der ungebetenen Gäste im voraus Sorge zu tragen, das Weitere aber Gottes Barmherzigkeit anheim zu stellen. Zuletzt sagte er noch, daß er, um einige zuverlässige Leute mehr auf dem Hof zu haben, die armen Teufels bestellt habe. Das hatten die beiden kleinen Junker kaum gehört, als sie in ein lautes Freudengeschrei ausbrachen.

„Still, Zungen, Fische sind stumm!“ rief der Vater mit halber Drohung.

„Ich bin kein Fisch mehr!“ entgegnete der Jüngere sofort.

„Ich bin ein Pletz und will einer bleiben!“ beharrte Junker Cusebius trotzig.

„Ich will zu den armen Teufels!“ schrie Junker Dubislaw.

„Du kannst die Kinder immerhin noch ein wenig zu den armen Teufels hinuntergehen lassen, liebe Hedwig! wirft ohne sie genug zu thun haben, und dort sind sie gut aufgehoben. Ich muß mit den beiden geistlichen Herren und mit dem Amtmann reden.“

Wie das Wetter flogen die Knaben zur Thür hinaus, rollten mehr, als daß sie gingen, die Treppe hinunter und stürzten sich in die große Küche, hastig nach den armen Teufels fragend. Kaum hatte ihnen Frau Schaller gesagt, daß die

armen Teufels in der Brunnenstube säßen und ihr Abendbrot verzehrten, als die Junker auch schon wieder hinaus waren, der Brunnenstube zu. Die Frau Schaller schüttelte ihr Haupt, das graue Haare zierten und ein steifgestärktes weißes Mützchen darüber mit einem Fleck von drap d'argent; die gute alte Person schüttelte den Kopf, denn sonst waren die Junker niemals aus der Küche gegangen, ohne ihr wenigstens eine Handvoll Backobst abgeschmeichelt zu haben.

Die Brunnenstube in Bessin war eine kleine Remnate zu ebener Erde, herausgebaut in den Hof bis an den großen Brunnen heran; es war eine Art von Geschäftszimmer für den Amtmann, an dessen Wohnung sie auch stieß, wurde indessen Abends häufig als eine Art von Gesellschaftszimmer für Verwalter und deren Besuche und sonst Leute benutzt, die man nicht in die Gefindestube brachte, welche übrigens dicht an die Brunnenstube anstieß und mit ihr durch eine nur selten geschlossene Thür verbunden war.

„Les pauvres diables, bon soir! soyez bien venus les pauvres diables!“ riefen die beiden Knaben, heiter in die Brunnenstube stürzend.

Da erhoben sich sieben Männer von ihrer Bank hinter dem Tisch, lachten heiter und sprachen einen entseßlichen Witschmasch von Deutsch-Französisch, bemächtigten sich der kleinen Junker, ließen sie auf ihren Knien reiten und sangen und scherzten, daß die Knaben in jauchzendem Uebermuth tobtan.

Wer waren diese Leute, die man mit dem sonderbaren Namen: die armen Teufels von Bessin nicht im Scherz, sondern ganz ernsthaft nannte, ja, die amtlich so genannt wurden und die sich selbst mit einem gewissen Stolz diesen Namen beilegte?

Kurz nach der Aufhebung des Edictes von Nantes hatte ein Pletz von Bessin, der damals bei der Reichstagsgesandtschaft stand, einem französischen Edelmann, der sich in Brandenburg refugirte, um seiner Confession treu bleiben zu können, ein kleines ärmliches Stückchen Land dicht am Bessiner See verkauft, dahin hatte sich der Refugie gesetzt mit einigen von seinen alten Dienern, die ihn nicht hatten verlassen wollen.

Die Franzosen legten eine Meierei und eine Gartenwirthschaft am Bessiner See an, aber schon im zweiten Jahre starb der französische Edelmann, und da er das Land nicht bezahlt hatte, so wäre es den armen Leuten, die Frauen und Kinder hatten, gewiß sehr schlecht gegangen, wenn der Grundherr nicht in milder und großmüthiger Weise erklärt hätte, er wolle die armen Teufels nicht von dem Fleck Landes treiben, auf den sie schon so viel Fleiß verwendet hätten. Seitdem hießen die Franzosen die armen Teufels von Bessin in der ganzen Gegend. Der Herr von Pletz, der sie zuerst aufgenommen, gab ihnen später auch ihr Land in Erbpacht gegen einen ganz geringen Canon und freute sich der Fortschritte, welche sie mit ihrer Gartenwirthschaft machten. Fleiß und Gottesfurcht wohnten in den kleinen schmucken Häusern der armen Teufels von Bessin, sie wurden zwar nicht reich, ja nicht einmal wohlhabend, denn es war ein hartes Land, das sie bebauten, aber sie hatten den Fleck Erde lieb, den die Großmuth des Grundherrn ihren Vätern gegeben, als sie um des Glaubens willen flüchtig ihr schönes Vaterland verlassen hatten und in die rauhen Marken kamen. Mit sonderbarer Liebe und Treue hingen die armen Teufels an der Familie der Guts herrschaft; einer von ihnen war immer der Gärtner in Bessin, aber auch die andern waren stets da, um zu helfen, wenn's irgend die Gelegenheit erforderte. Sie sprachen längst nicht mehr französisch, die armen Teufels, aber sie hatten noch einzelne Sprachtraditionen bewahrt, sie waren mit den Leuten in der Umgegend vielfach verschwägert und verwandt, es konnte nur wenig noch von dem altfranzösischen Blute in ihnen sein, dennoch hatten sie eine andere Art, als die zähen, ernsten Märker ringsum hatten, sie sangen bei der Arbeit, waren beweglich und lustig und darum eben das Entzücken der beiden Knaben, für die es immer ein großes Fest war, die armen Teufels zu besuchen oder deren Besuch zu empfangen.

Außerdem aber war noch ein Band, welches die Nachkommen der französischen Flüchtlinge mit der Guts herrschaft verknüpfte — die ganze Gegend war lutherisch, die edlen Pletzen von Bessin aber, wie die armen Teufels, reformirten

Bekennnisses. Wenn also der Schloßherr den reformirten Pastor aus einem ziemlich entfernten Städtchen nach Bessin kommen ließ, um die Sacramente zu verwalten, dann wurden die armen Teufels stets zum Gottesdienste eingeladen. Uebrigens herrschten in der kleinen Colonie noch immer die frommen Traditionen der vertriebenen Väter, sie waren eifrige und strenge Calvinisten.

Nach und nach waren die armen Teufels, sie waren längst stolz auf diesen Titel und nannten sich selbst so, so mit der Familie des Guts herrn zusammengeschmolzen, daß sie gar nicht getrennt von derselben gedacht werden konnten, und in der ganzen Gegend citirte man die armen Teufels von Bessin als Muster ehrsammer und treuer Guts-Untertanen.

Die beiden Junker plauderten lebhaft mit den Männern, die dabei ihre Biersuppe speisten und Brot und Käse, was ihnen vorgelegt worden als Ambiß. Da war von allerlei ganz sonderbaren Vergnügungen die Rede, welche den beiden Knaben für die nächste Zeit in Aussicht gestellt wurden, und es war den Kleinen gar nicht recht, daß der Amtmann kam und die armen Teufels zu dem gnädigen Herrn beschied.

Victorien und Hippolyte, sehr vornehme Namen für Gärtnerleute, trugen die Junker erst zur gnädigen Frau hinauf, dann traten sie mit ihren Genossen in das Vorzimmer des Guts herrn, dessen Wände bis an die Decke hinauf mit Büchern bedeckt waren.

Hier war der Edelmann mit dem Propst und dem Caplan, den beiden lutherischen Geistlichen des kleinen Ortes Bessin, der unter den Pletzen stand; den Geistlichen hatten sich noch einige hervorragende Glieder ihrer Gemeinde angeschlossen.

Die armen Teufels stellten sich in eine Reihe, nachdem sie die Anwesenden mit einer Verbeugung begrüßt hatten, welche gleich verrieth, daß sie andern Stammes, als das Volk in den Marken. Auch hatten ihre Züge noch eine gewisse Schärfe und Beweglichkeit, die sie von den Andern ungerschied.

„Mes enfants,“ wendete sich der Edelmann gleich zu ihnen, „ich habe euch rufen lassen, weil wir wahrscheinlich

morgen, vielleicht auch heute noch feindliche Einquartierung bekommen werden. Die Leute sind darob sehr in Angst, denn es laufen widrige Gerüchte um über das Betragen der Franzosen, Gerüchte, die wahrscheinlich begründet sind, denn man weiß ja wie die Soldaten Bonaparte's zu hausen pflegen. Es ist schwere Zeit, aber es wird dadurch nichts gewonnen, daß man sich flüchtet und Hab und Gut der Discretion des Feindes überläßt. Ich habe deshalb die Herren Geistlichen gebeten, ihren Einfluß anzuwenden, daß die Leute in ihren Häusern bleiben, und Einige von euch sollen sich in der Propstei aufhalten, denn ihr versteht doch wohl noch so viel Französisch, daß ihr euch allenfalls und zur Noth mit den Franzosen verständigen könnt."

Die armen Teufels sahen sich betroffen an und machten dann eine ziemlich verlegene Verbeugung.

"Es wird schon gehen," ermunterte der Edelmann, "ihr braucht ja keine Neben zu halten, aber ihr werdet schon verstehen, wenn die feindlichen Soldaten Bier, Brot, Heu, Stroh und dergleichen Dinge verlangen, nicht?"

Das gaben die Leute ziemlich zuversichtlich zu, und Herr von Pleß meinte, zu den Geistlichen gewendet, es sei damit schon viel gewonnen, denn viele Excesse würden schon vermieden dadurch, daß man überhaupt wisse, was der Feind verlange.

"Bier von euch," sagte er wieder zu den armen Teufels, "gehen mit dem Herrn Propst, die Andern bleiben hier auf dem Hofe, Gott befohlen!"

Auf einen Wink des Gutsherrn entfernten sich die treuen Leute, während sich dieser noch einen Augenblick mit den beiden Geistlichen unterhielt, die ernst und gefaßt dem Kommenden entgegensehen; er versprach ihnen, bei der ersten Nachricht von der Annäherung des Feindes zu ihnen zu kommen und sie zu unterstützen.

Eben wollten sich auch die Geistlichen verabschieden, als man Hufschlag unten im Hofe vernahm; der Edelmann öffnete rasch das Fenster und rief in die Dunkelheit hinaus: „Wer ist da?“

"Runge!" antwortete der Reiter, „Soldaten kommen über die Marmühle herein; der Herr Pastor von Hohenkremmen schickt mich, Infanterie und Cavallerie, man sieht Brände in der Entfernung, die Leute meinen, es sei die Mühle bei Obergedern und die Scheunen beim Bichow'schen Hofe."

"Gehen sie mit Gott, meine Herren!" verabschiedete der Edelmann jetzt etwas hastig die Geistlichen, die sich eilig zu ihrer Heerde begaben, welche, bereits in Kenntniß gesetzt von der Annäherung der Franzosen, in einer eigenthümlichen Mischung von Aengstlichkeit und Gleichgültigkeit verharrte. Es war nicht schwer, die Leute von der Flucht in die Forsten oder in entfernte Steinbrüche abzuhalten, der märkische Landmann geht nicht gern von Haus und Hof.

Es mochte etwa neun Uhr sein, in Bessin standen die Leute trotz der rauhen Nachtluft noch in Gruppen vor den Häusern, im Schloß hatte Frau Hedwig ihre Kinder zu Bett gebracht, und beredete eben mit ihrem Gemahl, wie die Mägde für die ersten Augenblicke wenigstens verborgen gehalten werden könnten, als plötzlich ein eigenthümliches Geräusch in der Nachtstille vernommen wurde, das sich ruckweise wiederholte.

Der Edelmann öffnete das Fenster und horchte scharf aus. Offenbar fand ganz in der Nähe ein Gefecht statt, es waren regelmäßige Salven, die da trachten, und zwar ziemlich starke Salven, weil sie so deutlich vernehmbar waren trotz des sehr heftigen Gegenwindes. Gleich darauf ging ein großer Brand auf, gerade dem Fenster gegenüber, aus welchem Herr von Pleß sah. Dieser schloß den Flügel, nahm die Hand seiner Gemahlin und führte sie in das Schlafzimmer der Kinder, das am Ende eines langen Ganges gelegen war und die Aussicht nach dem See zu hatte. Er wollte ihr nichts sagen von dem Brande, denn offenbar stand das Herrenhaus von Hohenkremmen, wo Frau von Pleß geboren und erzogen war, jetzt im Besitze ihres Oheims, in Flammen. Der Edelmann ließ sich von seiner Gemahlin das Versprechen geben, das Schlafzimmer der Kinder nicht zu verlassen, dann eilte er hinunter in den Hof, wo die

Knechte zusammenstanden und sich flüsternd ihre Bemerkungen über den Brand mittheilten.

Das Schießen hatte jetzt ganz aufgehört; mit großer Umsicht traf Herr von Pleß seine Maßregeln, er theilte seine Leute in zwei Wachen, von denen eine immer auf dem Hofe und in der Gesindestube auf Posten sein sollte, während die andere schlafen oder ruhen mochte. Die Mägde wurden zu Bett geschickt, erhielten aber Befehl, sich nicht auszuleiden und sich auf den ersten Ruf der Frau Schaller in die etwas beiseit liegende Brauerei zu begeben, wo sie bei der Annäherung der Feinde eingeschlossen werden sollten.

Die junge Frau des Caplans und die Töchter des Propstes kamen, sie dünkten sich auf dem Schloß sicherer, als im Ort, Herr von Pleß ließ die Erschrockenen, nachdem er sie durch ernstes Zureden etwas beruhigt hatte, zu seiner Gemahlin führen.

Jetzt erhielt der Edelmann Botschaft von dem patriotischen Pastor von Hohentkremmen: es hatte ein Engagement zwischen Preußen und Franzosen stattgefunden, die Preußen hatten sich tapfer ihren Rückzug erkämpft, sie hatten die Feinde geworfen, und diese hatten sich auf die Marzmühle zurückgezogen, wo sie ziemlich stark standen, aber in der Nacht nicht wagten, weiter etwas zu unternehmen. Das Gefecht hatte sich bis in's Dorf hineingezogen und zwei Schanzen waren dabei in Brand gerathen. Der Pastor ließ anzeigen, daß er die Preußen von sicheren Posten durch das Luch habe führen lassen, daß diese königlichen Truppen also vor einer feindlichen Verfolgung von der Marzmühle aus gesichert wären.

Herr von Pleß sendete jetzt Leute aus, die sich von verschiedenen Seiten der Marzmühle nähern sollten, um wo möglich zu erfahren, was für Truppen dort stünden.

Langsam und bleischwer schlichen die bangen Stunden dahin, der Edelmann gönnte sich keinen Augenblick Ruhe; gegen Morgen, als er sich überzeugt hatte, daß seine Gemahlin schlief, und daß die Leute, welche im Hof die Wache hielten, munter, unternahm er, von zwei armen Teufels

begleitet, eine Inspecirung und ging durch seinen Flecken. Hier herrschte tiefe Ruhe, nur beim Spritzenhause stand eine Wache und in der Probstei waren die Geistlichen, der Schulze und ein paar Andere wach.

Der Wind hatte sich gelegt und es begann leise, aber eifig kalt zu regnen.

Herr von Pleß stand mit seinen Adjutanten etwa hundert Schritt vor Bessin auf dem Wege nach Hohentkremmen, auf dem Thurme schlug es vier Uhr, als sich ein leichtes Geräusch von Hohentkremmen her hören ließ.

„Es kommt ein Wagen, gnädiger Herr!“ meldete Hippolyte, „ein Zweispänner!“

Der Edelmann stieg von dem hohen Seitenrande des Weges hinunter in die Straße und fragte, als der Wagen herankam: „Wer da?“

„Guten Morgen, gnädiger Herr!“ entgegnete der Wagenführer, „ich erkenne sie an der Stimme, Gott sei Dank, daß ich wieder da bin!“

„Seid ihr's, Vater Nolte,“ rief der Gutsherr, hastig an den Wagen tretend, „wo kommt ihr her?“

„Von Prenzlau,“ entgegnete der Mann, ein reicher Müller aus der Gegend und bekannter Patriot, indem er vom Wagen sprang, „ich bin gestern früh von Prenzlau weg und den ganzen Tag und die ganze Nacht gefahren, kreuz und quer, um meine Pferde vor den Franzosen zu sichern. Ich habe schreckliche Geschichten erlebt, gnädiger Herr, noch vorgestern hat der Fürst von Hohenlohe bei Prenzlau capitulirt!“

„Also auch er, ein Herr von so hohen Gaben!“ rief der Edelmann im tiefsten Schmerz, „Hippolyte, nehmt die Pferde beim Kopf, führt sie langsam; erzählt mir, Nolte, was ihr gesehen habt!“

Der Müller berichtete nun seinem Begleiter, daß er am 27. October bei seinem Schwager in Prenzlau gewesen und von dem Boden eines Hauses am Templiner Thore, von wo er die ganze Gegend habe übersehen können, die ganze Affaire beobachtet habe.

Der alte Mann war tief niedergeschlagen.

„Verzagt nicht, Vater Nolte,“ redete der Edelmann zu, „es ist schwere Zeit, aber ihr habt ja selbst gesehen, daß es trotz allen Unglücks doch immer noch die alten Preußen sind, die Nachkommen sind noch immer der Väter werth. Wie findet ihr die Leute im Lande?“

„Gut, durchaus gut, gnädiger Herr,“ entgegnete der alte Müller, „sie fürchteten sich wohl vor den Feinden, aber doch nicht zu arg, und überall waren sie willig, den Patrioten zu helfen und den Soldaten des Königs die Wege zu weisen und sie zu unterstützen. In Hohentremmen sagte mir der Herr Pastor, es stünden feindliche Truppen auf der Marxmühle, sie müssen aber ganz in der Stille weiter zurückgegangen sein, denn bei der Marxmühle ist Alles still. In Holbau sagten sie, ein französischer General habe seit gestern Nachmittag sein Quartier auf dem hohen Sattel!“

„Es wird jetzt auch an uns kommen, Vater Nolte!“ meinte Herr von Pleß stehen bleibend.

„Nun wir können auch nicht verlangen, daß es uns besser geht als anderen ehrlichen Leuten,“ entgegnete der Müller, „aber ich denke immer, viel werden wir nicht auszustehen haben, denn der Feind wird sich zwischen unsern Brüdern und Luchsen eben nicht sehr geheimer fühlen!“

Das Fuhrwerk des Müllers hielt vor dem Schloß.

„Wollt ihr nicht ein wenig frühstücken, Vater Nolte,“ lud der Gutsherr ein, „den Pferden etwas geben?“

„Ich danke, gnädiger Herr,“ lehnte der Müller ab, „habe beim Pastor in Hohentremmen Heu und Brot vorgelegt, und sie wissen, daß es mich drängt, wieder in meine Mühle zu kommen.“

„Kann's mir wohl denken, Vater Nolte,“ sagte der Edelmann die Hand des Müllers drückend, der wieder auf seinen Wagen stieg, „ihr laßt mich doch Alles wissen, was vorfällt?“

„Der gnädige Herr kann sich auf mich verlassen, Gott schütze sie und ihr ganzes Haus! fort!“

„Behüt euch Gott, Nolte!“

Der Wagen rollte langsam in die Seitenstraße ein, die in einiger Entfernung am See hin führte. Es war ringsum tiefe Stille, lange lauschte der Gutsherr dem Geräusch des leichten Wagens, das noch aus weiter Ferne zu seinem Ohr drang. Tief seufzend betrat er endlich wieder seinen Hof, er hatte eine Ahnung, daß das die Stille sei, die dem Sturme vorhergeht, darum gönnte er sich auch jetzt noch keine Ruhe, er überzeugte sich, daß sein Weib und seine Kinder fest schliefen, dann trank er ein Glas Wein, stopfte sich eine Pfeife und ging rauchend auf und ab vor dem großen Hofthor.

3.

Der Feind in Bessin.

Endlich war es Tag geworden, in einem fahlen Lichte standen die Gebäude und die fast blätterlosen Bäume auf dem Vorhofe, die Menschengesichter waren bleich und die Augen blickten verdrießlich, denn wenn auch eine bange Nacht vorher war, so folgte ihr ein Morgen, ein Tag, der nicht weniger bange war.

Im Flecken ließ der Propst die Glocken läuten, er hielt eine Morgenbetstunde mit seiner Gemeinde; der Gutsherr ging hinauf, um mit seiner Familie zu beten vor dem Frühstück. Nach der Sitte des Hauses las Frau von Plez einen Abschnitt aus der Bibel; laut und mit kräftiger Stimme las die edle Frau, wie ihre Gewohnheit war, und was sie las, das war die Errettung der Kinder Israel und der Untergang der verfolgenden Aegypter im rothen Meer; als sie aber schloß: „daß das Wasser wiederkam und bedeckte Wagen und Reiter und alle Nacht des Pharao, die ihnen nachgefolget waren in's Meer, daß nicht Einer aus ihnen überblieb. Aber die Kinder Israel gingen trocken mitten durch's Meer; und das Wasser war ihnen für Mauern, zur Rechten und zur Linken. Also half der Herr Israel an dem Tage von der Aegypter Hand. Und sie sahen die Aegypter todt am Ufer des Meeres, und die große Hand, die der Herr an den Aegyptern erzeigt hatte,“ — da merkten selbst ihre kleinen Knaben, daß eine große Freudigkeit und Erhebung über ihre Mutter gekommen

sei, und als der Vater aufstand und ein lautes: Amen! sprach, da wunderten sich die Kinder, daß die Augen ihrer Eltern leuchteten, als sie sich über die Bibel hin die Hände reichten, — sie wunderten sich, aber der Augenblick war ihnen so feierlich und bedeutungsvoll zugleich, daß sie noch jetzt als reife Männer nie ohne tiefe Nührung an jenen Morgen denken können.

„Der Feind! der Feind!“ leuchte ein Bursche, in's Zimmer stürzend.

„Wo, wo?“ fragte der Edelmann, seine Mütze aufsetzend, indem er den Burschen bei der Hand faßte und mit ihm hinaus ging.

Auf der Treppe kam ihm ein zweiter Bote entgegen, im Hofe ein dritter, Jeder meldete eine andere Richtung, aus welcher der Feind heranziehe; einen Augenblick überlegte Herr von Plez, dann begriff er, daß Bessin zum Rendezvous für verschiedene feindliche Truppenabtheilungen bestimmt sein mußte. Offenbar fehlte es dem Feinde an den nöthigen Terrainkenntnissen, denn der abgelegene Flecken, fern von jeder größern Straße, zwischen Brüchern, Luchen und Seen versteckt, war wenig zu einem Sammelpunkt geeignet, wenn nicht ganz besondere Zwecke etwa verfolgt wurden.

Fünf Minuten später rollte von der Marzmühle her ein mit sechs Pferden bespannter Leiterwagen in die Straße ein, die durch den Flecken nach dem Schloß führte, sechs bis acht französische Soldaten saßen darauf. Sie stiegen vor der Propstei, einem alten statlichen Hause, sie mochten es für die Mairie halten, von ihrem Wagen und gaben sich als Quartiermacher des Obersten Pelet zu erkennen; der Amtmann und der Propst, von den armen Teufels unterstützt, verständigten sich ziemlich gut mit den alten Soldaten, die, nachdem sie mit einem handfesten Frühstück bewirthet worden waren, sich ziemlich artig benahmen. Das wurde Herrn von Plez auf's Schloß gemeldet in demselben Augenblick fast, als sich die Scene vollkommen änderte.

Blötzlich erschien, Niemand wußte, woher er gekommen, Angesichts der Propstei ein Chasseur, schaute sich vorsichtig

um nach allen Seiten, indem er sein Pferd einen Augenblick anhielt, dann feuerte er seine Flinte auf die Leute ab, welche vor der Propstei standen, glücklicher Weise ohne Einen zu treffen, warf sein Pferd herum und jagte davon. Die französischen Quartiermacher wollten oder konnten keine Auskunft über diese bedenkliche Erscheinung zu Pferde geben, hatten auch keine Zeit dazu, denn in diesem Augenblicke wälzte sich unter Trommelschlag und Pfeifenklang eine dichte Masse von Fußvölkern in den Ort, die sich auch sofort rechts und links in die Häuser warfen und zu plündern begannen.

Die Quartiermacher erklärten, daß diese Infanterie nicht zu dem Regiment des Obersten Pelet gehöre, die in einer halben Stunde frühestens eintreffen könne, sie blieben ruhig bei der Flasche sitzen, obwohl sie der Propst auffordern ließ, etwas für die Ordnung zu thun. Sie zuckten die Achseln und deuteten auf die Menge, nur die Propstei versprachen sie zu schützen. Unterdessen quoll ein Strom von Infanterie nach dem andern in den engen Flecken, aus vielen Häusern vernahm man den Hülfseruf der mißhandelten Leute, denn es war ganz unmöglich, Hülfe zu bringen, weil sich Colonne auf Colonne drängte. Die Scenen wurden von Minute zu Minute immer wilder, die französischen Officiere thaten nichts, gar nichts, dem Plündern ihrer Leute zu wehren, sie sahen ruhig zu, wie die schändlichsten Dinge an den Frauen und Mädchen verübt wurden, denen es nicht gelungen war, sich zu verbergen, ja, der Capitain einer Voltigeur-Compagnie brach selbst den Schreibtisch des Caplans auf und nahm sich ein Messer und einen silbernen Bleistifthalter zum Andenken mit. Ein anderer Officier verlangte die Oeffnung der Kirche und schickte sich eben an, die Thüren zu erbrecen, als Trompetengeschmetter erklang und gleich darauf ein heftiges Gewehrfeuer begann. Jetzt wirbelten auch die Trommeln, die ganze Masse gerieth in eine rückgängige Bewegung, die Plünderer sprangen aus den Häusern in Reihe und Glied. Ein höherer Officier, der jetzt erst zu Pferde erschien, gab seine Commandos, und in höchster Eile marschirten die einzelnen Colonnen ab, der Oberst hielt mit zwei anderen Officieren

dicht am Wege und ließ sie an sich vorüber beschliven. Unterdessen hatte das Schießen fortgedauert, es entfernte sich aber langsam.

Herr von Plez hatte die Absicht gehabt, den bedrängten Leuten zu Hülfe zu kommen, aber er hatte keine Möglichkeit dazu gesehen; auch begaben sich die Dinge mit einer so rapiden Schnelligkeit, daß der ganze Aufenthalt dieser unregelmäßigen Infanterie kaum eine Stunde gedauert hatte, doch war dies lange genug gewesen, um großen Schaden anzurichten.

Als die letzte Rotte den Hohlweg hinter Bessin passirt hatte, jagte der französische Oberst seinen Leuten nach, und bis auf die Quartiermacher in der Propstei war der Ort wieder frei vom Feinde, jedoch auf Minuten nur, denn alsbald trabten Chasseurs durch, ohne sich aufzuhalten, ihnen folgte ein Bataillon, das ebenfalls nicht Halt machte, sondern nur im Durchmarschiren hier und dort einen Trunk verlangte. Noch drei Bataillons kriegsgeübte Truppen, das sah man ihnen an, marschirten in kurzen Pausen durch den Ort, dann aber erschien ein Oberst, von Adjutanten, Ordonnanzen und einer Eskorte vom achten Dragoner-Regiment begleitet.

Er hielt vor der Thür der Propstei auf einem hochbeinigen braunen Engländer, versprach den Geistlichen mit einem etwas hochmüthigen Lächeln Schutz für ihre Kirche, ertheilte auch sofort Befehle, daß Zucht und Ordnung gehalten würden, und unterhielt sich mit Hülfe der armen Teufels ganz leutselig mit den Leuten. Der große schöne Reitersmann mit dem starken Schwarzbart und den funkelnden Augen imponirte den guten Leuten gewaltig.

Unterdessen war ein Officier, begleitet von mehreren Quartiermeistern und Ordonnanzreitern, auf dem Hofe erschienen und hatte dort erklärt, daß der Obrist Pelet, Commandeur einer Brigade, sein Quartier auf dem Schlosse nehmen werde.

„Sagen sie ihrem Herrn Obristen,“ entgegnete Herr von Plez dem jungen Officier, „daß er mir so willkommen sein soll in meinem Hause, als es unter diesen Umständen möglich ist.“

„Es ist meinem Obristen ziemlich gleichgültig, ob er ihnen willkommen ist oder nicht,“ rief der Chasseur-Officier wegwerfend und in deutscher Sprache, „wir sind den Herren Preußen nicht willkommen, ah! jetzt sind wir die Herren in diesem Lande, und sie haben sich lediglich nach meinen Befehlen zu richten!“

Der märkische Edelmann erwiderte kein Wort auf diese brutale Frechheit, er lächelte mitleidig, das war die Rettung des Deutsch-Franzosen, denn es hätte nur eines Winkes von ihm bedurft, und seine Leute hätten den Frechen vom Pferde gerissen und ihn erschlagen.

Laut lachend ritt der Lieutenant durch's Thor, um seinem Obristen Meldung zu machen.

„Laßt euch das als Beispiel dienen,“ wendete sich Herr von Pley zu seinen Leuten, „das war die erste Unbill, die wir zu leiden hatten von dem Uebermuth des siegreichen Feindes, es werden deren mehrere kommen, viele, unerträglich viele, aber unsere Zeit wird auch kommen, denn Preußen bleibt fest!“

„Und der König oben!“ antworteten die Leute ihrem Herrn halbblaut, aber entschlossen.

Darauf ging der tapfere Sohn des Landes hinaus in sein Zimmer, die Leute zerstreuten sich, nur ein alter Knecht blieb zurück, der den Befehl hatte, es zu melden, wenn der Obrist angekommen sei.

Er hatte nicht lange zu warten, denn beinahe unmittelbar nach dem Weggange des Hausherrn trabte der Obrist mit seiner Suite in den Hof.

„Wo ist der Eigenthümer?“ schnaubte der junge übermüthige Chasseur-Officier den Knecht an, der ihn gar nicht verstand, obwohl die Frage in deutscher Sprache gethan wurde.

Der Eigenthümer, das war ein Titel, den man noch nie einem märkischen Edelmann gegeben, der sich aber besonders seltsam in diesem Moment ausnahm, wo fremde Herren ohne Umstände über das Eigenthum Aller verfügten.

Der ehrliche Knecht antwortete nichts und ließ den Strom französischer und deutscher Flüche, die der Chasseur

über ihn ergoß, ruhig über sich ergehen, dann ging er langsam, dem gnädigen Herrn die Ankunft der fremden ungebetenenen Gäste zu melden, während die armen Teufels, durch die Fußschläge herbeigerufen, aus der Brunnenstube kamen und die Ordonnanzen mit den Pferden in den Nebenhof, wo die Ställe waren, führten.

Obrist Pelet schwang sich langsam aus dem Sattel, klopfte schmeichelnd den schön gebogenen Hals seines Braunen, ehe er das Pferd dem Reitknecht übergab, dann wendete er sich um und betrachtete das alterthümliche Steinportal der Halle, dessen schöne Verhältnisse und kunstreiche Verzierungen ihm sichtlich sehr wohlgefielen. Auch das Wappen, zwei silberne Fische auf blauem Grunde zeigend, fesselte seine Aufmerksamkeit, es war nicht, wie sonst wohl gewöhnlich, oben in oder über dem Thürbogen angebracht, sondern in Mannshöhe am rechten Pfeiler, und bildete gewissermaßen den Schluß einer Inschrift, welche auf einem halbgerollten Bande in gleicher Höhe auf dem linken Pfeiler anfang und über den Thürbogen hinweg bis zu dem Wappen hinabließ. Obgleich nun diese Inschrift in sehr steifen, edigen, mittelalterlichen Buchstaben geschrieben war, so las der Obrist doch sehr geläufig: „In nomine Dei Patris, Filii et Spiritus sancti. Non omnino caro eadem caro est: sed alia est hominum caro, alia pecudum, alia voluerum, alia piscium.“*) Der feindliche Officier las das wiederholt halbblaut, sinnend suchte er die Beziehung zu ergründen, die offenbar zwischen den Fischen im Spruch und den Fischen im Wappen bestand, aber er konnte sie nicht finden, denn er wußte nicht, daß er einen Bibelspruch las.

Auch hatte er keine Zeit, sich weiter mit dem Latein der Vulgata zu beschäftigen, denn der Hausherr trat ihm aus der Halle entgegen und lud ihn ein, ihm zu folgen.

Der feindliche Officier warf einen forschenden Blick auf den märkischen Edelmann, der seine Einladung eiskalt, aber

*) 1. Cor. 15, 39. Nicht ist alles Fleisch einerlei Fleisch, sondern ein anderes Fleisch ist das der Menschen, ein anderes das des Viehes, ein anderes der Fische, ein anderes der Vögel.

vollkommen höflich stellte und sie auch an die andern Officiere richtete.

„Die Gastfreundlichkeit dieses edlen Hauses wird auf eine harte Probe gestellt, mein Herr,“ wendete sich der Obrist sehr artig zu dem Edelmann, „es ist hart, den Feinden seines Souverains die Honneurs im eigenen Hause machen zu müssen; ich werde das Meinige thun, ihnen diese Last, welche das wechselnde Kriegsglück auflegt, zu erleichtern.“

„Unglück und Kriegslast sind zu ertragen, Herr Obrist,“ entgegnete der Hausherr, „wenn der Sieger die Kriegslast nicht erschwert durch Uebermuth, das Unglück nicht durch Hohn vergiftet und so, wie sie, des Wechsels im Glück eingedenk ist. Sie sind in meinem Hause willkommen, meine Gemahlin erwartet sie zum Frühstück!“

Sie stiegen zusammen die Treppe hinauf.

„Ich bitte, empfehlen sie mich Madame, bis ich selbst die Ehre habe!“ sprach der Obrist, indem er die Verbeugung des Hausherrn erwiderte und dann in das Zimmer trat, dessen Thür der Amtmann geöffnet hielt. Die beiden Officiere, die dem Obristen gefolgt waren, wurden in ein Gemach daneben geführt, welches sie mit Allem ausgestattet fanden, was ein Soldat nach dem Marsch bedürfen kann.

Der Obrist stand an dem einzigen hohen Fenster seines Gemaches, er blickte hinüber in den kleinen Ort, wo seine Dragoner einquartiert wurden, er sah die Posten aussern und überzeugte sich, daß Alles in Ordnung war. Damit war dem Soldaten Genüge geschehen, die Landschaft, die durch ihren Reichthum an Wasser und Wald gar nicht reizlos war, fesselte ihn nicht lange, er wendete sich um nach dem Innern des Gemachs, wo sein Kammerdiener Koffer und Mantelfäcke öffnete und die Vorbereitungen zur Toilette seines Herrn traf.

Man hatte dem feindlichen Officier eines der besten Gemächer im Schloß eingeräumt, es war mit Ledertapeten ausgeschlagen, auf denen in Gold gepreßt verschiedene biblische Bilder zu sehen waren. Diese kostbare Tapete war niederländische Arbeit, ein Plez von Bessin, der nachgehends an

der Seite des Kronprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm I., in der Schlacht bei Malplaquet gefallen, hatte sie zum Geschenk gesendet an den Majorats Herrn in Bessin.

Fast mitten im Gemach stand ein großes Bett mit hohem Himmel, über dem ein riesiger Federbusch schwankte, die Vorhänge waren von starrer gelber Seide mit stark vergoldeten Schnüren und Quasten. Auch die Polster der Stühle mit dem niedrigen runden Rückenstück waren von gelber Seide, die freilich etwas verbleicht war, obwohl sie für gewöhnlich durch Kappen geschützt wurde.

In diesem Prunkgemach war es behaglich warm, denn ein großer Ofen stand zur Seite des Bettes in der Wand, er wurde aber in dem kleinen Nebengemach geheizt, das man dem Kammerdiener angewiesen hatte, dieses stand auch durch eine kleine schmale Thür, hinter dem Ofen in die Tapete eingefügt, mit diesem Zimmer in Verbindung.

Der Obrist beachtete das Alles aufmerksam, er rieb sich die Hände, denn er fand es behaglich, doppelt behaglich, da er seit fast drei Wochen kein ordentliches Quartier gehabt hatte und kaum aus dem Sattel gekommen war. Ueberdem heimelte ihn das alte Haus an, es erinnerte ihn an sein Vaterhaus, das die Republikaner verbrannt hatten, denn Obrist Pelet war ein Edelmann von gutem Hause aus der Picardie; einst Emigrant und immer Gegner der Revolution, hatte er doch nicht vermocht, dem Soldatenzauber, dem Glanz des Kriegsruhmes zu widerstehen, mit dem Napoleon so viele tapfere Edelente zu seiner Fahne gelockt und an sich gefesselt hat. Pelet hatte eine schnelle Carriere gemacht, er hatte als Lieutenant den Zug nach Aegypten angetreten, bei Austerlitz hatte er sich ein Regiment erstritten, jetzt führte er eine Brigade und konnte sicher darauf rechnen, in der nächsten Zeit schon zum Generale befördert zu werden.

Mit großer Behaglichkeit machte er seine Toilette und ließ sich von seinem Kammerdiener ankleiden, der ihn mit der Geläufigkeit eines ächten Parisers von Allem in Kenntniß setzte, was er schon im Hause erkundet hatte.

„Es ist ein vornehmes Haus das,“ plauderte der Pariser, „ein wenig schwerfällig, wie diese Deutschen sind, aber Alles reichlich und anständig, vor hundertfunfzig Jahren sind die Schweden hier gewesen, seitdem kein Feind.“

„Und woher wissen sie das Alles,“ fragte der Obrist lächelnd, „sprechen sie deutsch?“

„Oh nein!“ erwiderte der Pariser ablehnend, „wie können der Herr Obrist das glauben?“ der Kerl that, als sei es eine Beleidigung, daß man ihm die Kenntniß einer so barbarischen Sprache zutraue, „aber ich habe hier Landsleute gefunden, Franzosen, Herr Obrist, Nachkommen von Hugenotten, welche Louis le Grand einst aus Frankreich vertrieben hat, weil sie nicht in die Messe gehen wollten. Die armen Menschen haben sich zwar grausam vernachlässigt unter den Barbaren hier, aber man kann sich doch noch verständlich mit ihnen machen; es sind Gärtner, sie haben den Salat nach Deutschland verpflanzt und Obst und Gemüse, was man Alles vorher hier nicht gekannt hat; sie rühmen den Eigenthümer sehr und noch mehr dessen Gemahlin, die ein Engel von Schönheit sein soll.“

Der Obrist wäre kein Franzose gewesen, wenn ihn diese letzte Kunde nicht ganz besonders interessirt hätte, er sagte zwar nichts, aber der Kammerdiener nickte bedeutungsvoll, als der Obrist ein Chagrin-Kästchen nahm, es öffnete und sich mit dem Abzeichen eines Commandeurs der Ehrenlegion, so wie mit den Kreuzen der Militair-Orden von Bayern und Württemberg schmückte. Das geschah nur, weil die Schlossfrau schön sein sollte.

Das Rasseln von Säbeln auf dem Estrich des Vorsaales, das Klirren von Sporen zeigte dem Obristen an, daß sich seine Officiere versammelten, um ihn zum Dejeuner abzuholen, er steckte den Degen an und setzte den Federhut auf. Ein Lächeln überflog sein ernstes Gesicht, als er hinaustrat und die fünf Officiere alle nach Kräften gepuzt sah; er war überzeugt, daß auch sie bereits von der Schönheit der Schlossfrau gehört hatten.

„Wie sind sie mit ihrem Quartier zufrieden?“ fragte er, nachdem er ihren Gruß militairisch erwidert hatte.

Alle sprachen sich sehr zufrieden aus über das Quartier in diesem verzauberten Schloß, wie sie das gute alte Haus Bestin nannten, nur der junge Chasseur spottete über die altfränkische Pracht.

„Man weiß schon, daß sie in Preußen nichts nach ihrem Geschmack finden,“ entgegnete der Obrist scherzend, „sie lieben die Preußen nun einmal nicht, die armen Preußen werden sich über dieses Unglück trösten müssen.“

Einer der armen Teufels, der die blaue mit Silber besetzte Livree des Hauses angezogen hatte, die für gewöhnlich gar nicht getragen wurde, führte die französischen Herren über eine kleine Treppe durch mehrere enge Gänge und endlich auch durch einige sehr einfach ausgestattete Zimmer zu dem kleinen Saal, in welchem das Frühstück servirt war.

Der Obrist und die Officiere überzeugten sich, daß man ihnen wirklich die Prunkzimmer des Hauses zum Quartier angewiesen hatte, was auf Alle, selbst auf den Chasseur, einen angenehmen Eindruck machte.

Der Edelmann ging seinen Gästen einige Schritte entgegen und stellte den Obristen seiner Gemahlin vor, welche ihre beiden Knaben neben sich hatte.

Die große, schöne Frau mit den sanften Augen, die, weiß und blond, böse Leute sagten: röthlich, in der schwarzen Kleidung noch weißer und klarer erschien, machte sichtlich großen Eindruck auf die feindlichen Officiere.

Sie sah wirklich wie eine Königin aus, die beiden Knaben konnten für ihre Pagen gelten, und ihre ehemalige Gouvernante, die mit ernster und steifer Würde hinter ihr stand, für ihre Oberhofmeisterin. Der Obrist stellte der Schlossfrau seine Officiere vor, und das Entzücken derselben war nicht gering, als die schöne Frau ihre Anreden in fließendem Französisch beantwortete. Nur der Chasseur war ärgerlich, er hatte nämlich schon allerlei Pläne darauf gebaut, daß er, vermöge seiner Kenntniß der deutschen Sprache, der Einzige sein werde, der sich mit der Dame unterhalten könne.

Man nahm Platz und anfänglich war das Gespräch ziemlich einsylbig, denn die Officiere aßen und tranken mit gutem Appetit, sie fanden die einfache Speise trefflich bereitet und den Wein sehr gut.

„Wissen sie, mein Herr,“ wendete sich endlich der Obrist, der zwischen dem Herrn und der Frau vom Hause saß, an den Ersteren, „daß ich heute, gleich beim ersten Tritt in ihr Haus, eine heimathliche Erinnerung gefunden habe?“

Herr von Plez sah den Obristen fragend an.

„Ist es das Wappen ihrer Familie, was unten an dem Pfeiler des Portals zu sehen?“ fragte der Obrist.

„So ist es, Herr Obrist,“ entgegnete der märkische Edelmann, „die silbernen, goldbewehrten Fische in blauem Felde sind das Wappen der Plezen von Bessin.“

„Nun, mein Herr,“ rief der Obrist mit einer gewissen Bewegung, „zwei silberne, goldbewehrte Fische in blauem Felde sind auch mein Wappen, das Wappen der Pelet de la Truiterie!“

„Wie sagen sie?“ rief der Edelmann erstaunt, „sie sind ein Baron de la Truiterie?“

„Nach unsern alten Gewohnheiten vor der Revolution hätte ich wohl kein Recht, mich einen Baron de la Truiterie zu nennen, ich bin ein Cadet, mein Herr! mein ältester Bruder ist der Baron de la Truiterie, mich nannte man den Chevalier, und meine Familie nennt mich noch so, obwohl ich jetzt Baron des Kaiserreichs bin.“

Der Obrist deutete mit leichter Handbewegung auf den Crachat der Ehrenlegion, dessen Besitz ihn zum Baron des Kaiserreichs machte.

„Das ist doch sehr eigenthümlich!“ meinte der Edelmann, und zwar mit einem Anflug von Verlegenheit, von Unsicherheit, die sonst gar nicht in seinem Wesen lag.

Der Obrist bemerkte das wohl, aber mit großer Gewandtheit richtete er das Wort an die Frau vom Hause und bemerkte, die Fische in seinem Wappen seien truites, Forellen, das Wappen also ein redendes.

„Unser Wappen ist auch ein redendes,“ entgegnete die Dame lächelnd, „nur sind die Fische in unserem Schild keine vornehmen Forellen, sondern kleine Fische, wie sie hier in dem See gefangen werden, man nennt diese Fische Plezen, und wir führen denselben Namen.“

„Vielleicht ist es ihnen nicht uninteressant zu erfahren, Herr Obrist,“ nahm jetzt der Edelmann, der sich gesammelt hatte, das Wort wieder, „daß sie nicht der Erste von ihrer Familie sind, der in diesem Hause weilte. Nach der Aufhebung des Ranteseer Edicts lernte einer meiner Ahnen in Regensburg einen Baron de la Truiterie kennen, der mit einigen von seinen Leuten aus Frankreich geflüchtet war. Das gleiche Wappen hatte die Bekanntschaft vermittelt, aus der Bekanntschaft wurde eine herzliche Freundschaft. Der französische Baron kaufte sich hier bei uns an und gründete mit den Leuten, die ihm aus Frankreich gefolgt waren, eine Viertelstunde von hier eine Niederlassung, die noch heute besteht. Jener Baron lebte nicht lange hier, er starb und wurde bei meinen Ahnherren unten in der Kirche begraben. Seine Leute aber blieben im Lande, und ihre Nachkommen leben noch heute in meinem Hause, als treue Untersassen geschätzt. Ich werde dem Herrn Obristen die jenen Baron betreffenden Papiere aus dem Archiv holen lassen und auf seinem Zimmer vorlegen.“

Mit höchstem Interesse hatte der Herr Obrist diese Mittheilung vernommen, es war eine große Bewegung über ihn gekommen.

„Es ist kein Zweifel,“ rief er endlich, „Thomas Babin-court Pelet, Baron de la Truiterie, Vidame von Chateau-Pelet und Pelet-Navignon, königlicher maréchal de camp, ist anno 1688 nach Holland und Deutschland geflüchtet, weil er Hugonott war; die Familie, er hatte drei Brüder, hat niemals wieder etwas von ihm vernommen, vermuthlich, weil er zu früh starb, er war der ältere Bruder meines Urgroßvaters. Ich möchte die Nachkommen der Leute sehen, ich denke, ich habe sie schon gesehen, aber ich möchte sie sprechen, und bekomme ich heute keine Befehle, weiter vorzurücken, so

besuche ich die Anlage meines Ahnherrn. Mein Gott, wie wunderbar!"

Auf einen Wink seines Vaters war der älteste Junker hinausgelaufen und holte den Hippolyt, den Ältesten der armen Teufels herein, der sich in der Livree der edlen Plejzen von Vestin sehr stattlich ausnahm.

"Tretet näher, Hippolyt!" befahl der Hausherr, „der Herr Obrist hat einige Fragen an euch zu richten."

Der französische Märker verbeugte sich nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit und sah den Obristen aufmerksam an, der ihn scharf musterte und dann begann: „Der Herr hier sagt mir, daß ihre Väter aus Frankreich hierher gekommen sind vor hundert Jahren und drüber, wegen Verfolgung um des religiösen Bekenntnisses willen."

"Es ist so, mein Obrist!" antwortete Hippolyt, alle seine Kenntniß des Französischen zusammennehmend.

"Sie sprechen französisch, wie ich höre!" fuhr der Obrist fort.

"Ein wenig nur," erwiderte der gute Mann bescheiden, „mein seliger Vater sprach es noch ganz geläufig, weil er mit seinem gnädigen Herrn in Berlin gewesen längere Zeit, daher kommt es, daß ich es noch ein wenig besser kenne, als meine Bettern und Neffen."

"Können sie mir sagen, aus welcher Provinz Frankreichs ihre Väter hierher kamen?"

Der Obrist blickte mit einiger Spannung auf den Mann, der sichtlich verlegen wurde und endlich sagte: „Ich weiß es nicht, mein Obrist, ich weiß nur, daß mein Urgroßvater, Hippolyt Bernier, die Meierei von Nivignan gehabt von den sehr erlauchten und sehr mächtigen Baronen de la Truiterie, Vidames von Pelet."

Ein stolzes Lächeln zog über das Gesicht des Obristen; in seinem Vaterlande galten die stolzen Feudaltitel seines edlen Geschlechtes nicht mehr, er mußte in die Mark Brandenburg kommen, um noch einmal von den alten Ehren seiner Väter zu hören; er sah den Hausherrn zufrieden an, dann fragte er weiter: „Haben sie nie gehört, daß das Schloß und die Meierei von Nivignan in der Picardie liegen?"

"Oh, mein Obrist!" rief jetzt Hippolyt, „ich verstehe, der selige gnädige Herr hat zu meinem Vater immer gesagt: „mon vieux Picard!" jetzt verstehe ich!"

"Wissen sie, mein Freund, wie der Mann hieß, mit dem ihre Väter aus Frankreich hierher gewandert sind?" forschte der Obrist weiter.

"Das kann ich dem Herrn Obristen ganz genau sagen," rief der französische Märker lebhaft, „hier ist das Psalmenbuch jenes Edelmannes." Er zog einen in weißes Pergament gebundenen französischen Psalter aus der Tasche seiner Jacke und las: „Thomas Louis Timoleon de Babin-court de Pelet, Baron de la Truiterie, Vidame von Chateau-Pelet und Pelet-Nivignan, Seigneur-Chatelain von Arnour, Cresse und Croix-Rouffe, Maréchal de camp im Dienst Sr. Allerchristlichsten Majestät."

"Oh mein Gott!" sagte der Obrist, einen Blick auf die Schrift des Vorseßblattes werfend, und stand auf, „umarmen sie mich, Hippolyt Bernier," setzte er dann mit bewegter Stimme hinzu, „ich heiße Timoleon Adolph Pelet de la Truiterie, jener Edelmann, mit dem ihre Väter hierher kamen, war der Bruder meines Urgroßvaters."

Der Obrist umarmte den Gärtner, er hielt ihm seine rechte Wange zum Kuß hin, Hippolyt berührte sie leise mit seinen Lippen.

Es war eine eigenthümliche Scene, die französischen Officiere begriffen sie nicht recht, der märkische Edelmann aber hatte ein Verständniß dafür; mehr oder minder bewußt war in den beiden Männern, die sich da umarmten, das patriarchalische Gefühl der Zusammengehörigkeit mächtig, das einst den adligen Lehnsherrn mit seinen Hinterlassen verbunden hatte. Ueber hundert Jahre waren verflossen, als Feind kam der Nachkomme des Lehnsherrn in das Land, wo seine ehemaligen Hinterlassen eine Zuflucht, eine neue Heimath gefunden, wo sie ihre französische Abstammung fast ganz vergessen hatten, und dennoch war in Beiden noch ein Rest der alten Zusammengehörigkeit; in dem alten Gärtner wachte Alles auf, was

in ihm halb vergessen und schlummernd gelegen von Erinnerungen an die Vergangenheit, von den Erzählungen seines Vaters und Großvaters, er fühlte sich plötzlich als einen Vasallen des edlen Hauses der Pelet, Thränen zitterten in seinen Augen.

Der Obrist verließ jetzt den bewegten Mann und versprach, die Niederlassung am Bessiner See, die sein Ahnherr einst begründet, zu besuchen, wenn er irgend Zeit dazu finde, jedenfalls wolle er die Nachkommen der alten Vasallen seines Hauses sehen, ehe er weiter marschire.

Durch dieses Ereigniß war eine Art von freundlicherem Vernehmen zwischen dem Obristen und dem Hausherrn hergestellt; es war nicht mehr nur der feindliche französische Officier, der bei einem märkischen Edelmann im Quartier lag, es war auch ein französischer Edelmann von guter alter Familie, dessen Ahnen mit dem Hause der Plezen von Bessin in freundlicher Verbindung gestanden und diesem Hause Dank schuldig gewesen. Das erleichterte dem Hausherrn und der Hausfrau ihre Stellung ungemein, sie durften zuweilen der feindlichen Officiere vergessen und in dem Obristen nur den Edelmann aus befreundetem französischem Hause sehen; so fand ein Entgegenkommen von beiden Seiten statt und man fühlte sich beiderseits wohl dabei.

Nach dem Frühstück zog sich die Hausfrau zurück, sie hatte fünf Eroberungen gemacht, denn die fünf französischen Officiere waren in gleichem Grade entzückt von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, und selbst der deutsch-französische Chasseur, ein Pfälzer aus Kaiserslautern, schwärmte in überschwänglichen Worten für die reizende Chatelaine, sie war das Erste, das Einzige in preussischen Landen, was er nicht tadelte.

Der Obrist empfing auf seinem Zimmer Rapporte aller Art, schickte Meldungen ab und regelte den Dienst; der Hausherr bemerkte bald, daß sein Gast ein höchst umsichtiger Truppenführer war, der nichts aus den Augen ließ. Die Truppen, die unter seinem Befehle standen, waren zwar ziemlich weit auseinander gelegt, in verschiedenen Dörfern, Mühlen und Höfen einquartiert, das aber gerade schien den Obristen

zu besonderer Vorsicht zu mahnen, und sehr geschickt sorgte er dafür, daß die einzelnen Truppentheile sowohl unter sich, als auch mit dem Hauptquartier durch ausgestellte Posten und Patrouillen in steter Verbindung blieben. Der märkische Edelmann hörte, daß der Obrist zu einem Officier sagte, daß er diese Vorsichtsmaßregeln durchaus für nothwendig halte, obwohl er nicht unmittelbar am Feinde stehe, sondern noch ein fliegendes Corps leichter Truppen vor sich habe, denn das eigenthümlich coupirte Terrain mache einen Ueberfall sehr leicht ausführbar. Auch habe er die Truppen nur auf Befehl des Marschalls so weit auseinander gelegt, der es durchaus verlangt habe, um den Leuten einige Erholung zu gönnen.

Am Mittag ließ der Obrist, der bereits die Papiere seines Ahnherrn, welche ihm der Hausherr zugesandt hatte, flüchtig durchgesehen, den Edelmann bitten, zu einem der Gärtner zu senden, auf daß er ihn nach den Anlagen am See geleite.

Der edle Plez von Bessin schwankte einen Augenblick, dann entschloß er sich, seinen Gast selbst zu begleiten.

Es war rauhes, häßliches Wetter, eisig piff es herüber über den See, und fröstelnd hüllte sich der feindliche Officier in seinen langen Mantel, als er an das Ufer trat und nun ohne Schutz dem Wetter preisgegeben war. Dennoch blieb er stehen und schaute mit dem prüfenden Blicke des Soldaten um sich. Drüben auf einer Richtung der Hügelkette stand eine Bedette seiner Dragoner; den Carabiner auf den Schenkel gestemmt, unbeweglich, wie aus Eisen gegossen hielt der Reiter, und seine Unrisse huben sich scharf ab gegen den grauen Hintergrund; weiter zurück in einer kleinen Terrainspalte, dicht am Ufer des See's, war eine gemischte Feldwacht aufgestellt; von da ab setzten noch drei oder vier Posten die Verbindung mit Bessin fort. Nachdem der Obrist das gesehen, blickte er nach der andern Seite hinüber, nach der Südspitze des See's, wo das alte Schloß auf der kleinen Insel lag. Auf dieser Seite standen keine Posten, denn von dort her konnte kein Ueberfall erwartet werden, weil Hartacker und die andern Dörfer weiter rückwärts dicht voll französischer Infanterie lagen, welche die

Preußen nothwendig berühren mußten, wenn sie sich von dieser Seite aus dem Bessiner See nähern wollten.

Der scharfe Wind jagte die zerrissenen Wolkenstreifen mit schwindelnder Geschwindigkeit hin über den See und die graue Trümmerburg; wie immer flatterten Schwärme großer Dohlen schwerfällig um die alte Warte, mißthöniges, weithin vernehmbares Geschrei ausstoßend.

Der Obrist streckte die Hand aus nach den Ruinen auf der Insel.

„Es ist die Stammburg meines Hauses, die Wiege meines Geschlechts,“ beantwortete der Edelmann diese stumme Frage, „meine Väter haben ihren Namen von den kleinen Fischen in diesem See, und sie haben auch wie diese Fische mitten im See gelebt.“

Die Herren wechselten nur noch wenige Worte, dem Franzosen mochte der scharfe Wind lästig sein, er schlug seinen Mantelfragen in die Höhe und wendete sich ab; dem Herrn von Pleß aber schlug das Herz gewaltig, denn er sah das Zeichen, das er mit Lehnerdt Schaller verabredet hatte, die Hacke war aufgerichtet auf der Warte in dem Ring, in welchem sonst der Flaggenstod befestigt wurde. Es war also ein preußischer Officier auf der Insel, einer oder mehrere.

Es war ihm darum sehr lieb, daß der Obrist rascher zu gehen begann und sich nicht wieder umsehend nach der Ruine, die sie ganz im Rücken ließen, als sie den Weg betraten, der vom See ab nach der kleinen Colonie der armen Teufels von Bessin führte.

Der See und sein Erbherr.

Der Erbherr von Bessin mochte mit dem feindlichen Obristen jetzt vielleicht die Niederlassung der französischen Refugirten erreicht haben; wenigstens waren die Gestalten der beiden Männer schon hinter dem kleinen Sandhügel verschwunden, der die Niederlassung gegen die Stürme deckte, die über den See hinstrichen, als die französische Bedette, die jenseits des See's in dem Einschnitt der Hügelkette stand, plötzlich in Bewegung gerieth. Wie eine Statue starr hatten Mann und Roß bis jetzt gestanden, nun ließ der Dragoner sein Pferd zur Seite treten und hob sich, vorwärts spähend, im Sattel, plötzlich aber riß er den Carabiner empor, feuerte und sprengte dann, sein Roß herumwerfend, mit lautem Marmrus den sanften Abhang hinunter und dann längs des Seeufers der Feldwacht zu. Sein Schuß, sein Ruf hatten nicht nur die Feldwacht, sondern alle Posten alarmirt; noch ehe er seine Meldung gemacht hatte, rückte die Mannschaft der Feldwacht aus. Der Wachtmeister, der diesen Posten commandirte, sendete sogleich einen Dragoner nach dem Hauptquartier rückwärts und setzte sich seinerseits auch dadurch in Verfassung, den Feind zu empfangen, daß er seine Cavallerie vorschickte nach dem schon mehrfach erwähnten Hügeleinschnitt, wo die Bedette gestanden, die den Feind entdeckt hatte.

Noch ehe aber die französischen Reiter den Weg am See hin ganz zurückgelegt hatten, erschien auf dem Hügelkamm,

etwas oberhalb des Einschnitts, ein einzelner Preussischer Reiter auf einem schönen schwarzbraunen Roß; er hielt einige Augenblicke und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit die Stellung der französischen Posten. Der Preuße, ein Husar, schien gar nicht auf die Dragoner zu achten, die stürmisch heran jagten und bei seinem Anblick in einen wilden Ruf ausbrachen. Auch die Posten am andern Ufer, die den einzelnen Reiter sahen, trabten unruhig hin und her, einige legten auch ihre Carabiner an, setzten sie aber gleich wieder ab, da sie selbst sofort begriffen, daß ein Schuß über die breite Fläche des See's hin eine lächerliche Pulververschwendung gewesen wäre.

Jetzt hörte man in Bessin eine einzelne Trompete schmettern, der Preussische Husar oben auf dem Hügel hielt noch immer ganz unbekümmert; hinter dem Herrenhause hervor kam nun in scharfem Trabe eine Abtheilung Dragoner; mit ihr der junge Chasseur-Officier aus dem Elsaß, Obrist Pelet's Adjutant.

In dem Augenblick, wo die ersten Dragoner von der Feldwacht in den Einschnitt einbogen, zog der Preussische Reiter oben ein Pistol aus der Halfter, wendete langsam sein schönes Pferd und verschwand. Fast a tempo passirten die französischen Dragoner den Einschnitt und wurden den Blicken entzogen, vier oder fünf Schüsse aber, die dann rasch hinter einander krachten, zeigten, daß ein Engagement stattfinde, und sporneten das Commando, bei dem sich der Chasseur-Officier befand, zu verdoppelter Eile an.

Dasselbe hatte jetzt die Feldwacht passirt, da kam in gewaltigen Sägen ein Dragoner durch den Einschnitt heruntergesprengt; offenbar hatte derselbe sein Roß nicht mehr in der Gewalt, das unaufhaltsam niederwärts stürzte dem See zu; dicht am Ufer warf sich der Dragoner aus dem Sattel, und mit einem weiten Sage sprang das Roß in den See, dessen Wasser klatschend über ihm zusammenschlugen. Das Thier war verwundet, denn als es wieder heraufkam, färbte sich das Wasser roth, noch zweimal kam es heftig arbeitend herauf, dann versank es unter den rothen Schaumblasen.

Der Chasseur-Officier befragte den Reiter dieses Pferdes, die Dragoner kehrten zurück; es war wirklich ein einzelner Preussischer Husaren-Officier gewesen, der die feindliche Stellung alarmirt hatte, vortrefflich beritten, hatte er sich der Verfolgung leicht entzogen, zumal da er das Terrain genau zu kennen schien. Der Dragoner erzählte: der feindliche Officier, dem er hüzig verfolgend der Nächste gewesen, habe sich plötzlich gewendet und ihm in französischer Sprache zuggerufen: „Schade um dein gutes Pferd, Kamerad!“ darauf habe er geschossen und das Pferd am Hals verwundet, das dann im Schreck und Schmerz sich herumgeworfen und endlich im See den Tod gefunden. Die Franzosen bewunderten die Ritterlichkeit des Husaren-Officiers, der sich begnügt hatte, das Pferd zu treffen, da er doch eben so gut den Mann hätte nehmen können.

Langsam ritten die französischen Soldaten nach der Feldwacht und nach dem Dorfe zurück, die Ruhe stellte sich allenthalben wieder her, und in dem Hügeleinschnitt hielt, als sei nichts vorgefallen, hoch zu Roß im langen Mantel die Bedette.

Den Dragonern folgend ritt auch der junge Chasseur-Officier dem Herrenhause wieder zu, als ihm Obrist Pelet in den Weg trat, der, durch die einzelnen Schüsse aufmerksam gemacht, hastig seinen Rückweg angetreten hatte und nun nicht wenig beruhigt war, als er beim Seeufer angekommen Alles wieder ruhig und in Ordnung fand.

„Ich traue dem Volke hier nicht,“ schloß der Jäger-Officier seinen Rapport an den Obristen, „die Bedette hat deutlich gesehen, daß sich der feindliche Officier mit einem Bauernburschen unterhielt, bevor er sich da oben zeigte.“

„Der Herr des Gutes spricht französisch,“ bemerkte Obrist Pelet, dem jungen Officier einen Wink gebend, obwohl der märkische Edelmann discret einige Schritte zurückgeblieben war; „dem Volke in Feindesland traut man niemals,“ fuhr der Obrist fort, „sie müssen es ganz natürlich finden, daß die Landleute den Truppen ihres Königs jede mögliche Unterstützung zu Theil werden lassen. Ich dünke, wir hätten gestern und vorgestern darüber Erfahrungen gemacht.“

„Ich weiß nicht, mein Obrist,“ nahm der junge Officier flüsternd das Wort, indem er sich tief nieder neigte vom Sattel zum Ohr seines Chefs, der neben ihm herschritt, „ob ich ihnen gestehen darf, daß ich ganz eigenthümliche Befürchtungen hege.“

Der Obrist blieb einen Augenblick stehen und sah seinem Adjutanten scharf prüfend ins Gesicht, dann sagte er kurz: „Neben sie!“ und schritt weiter.

„Das ist's eben,“ raunte der Chasseur kopfschüttelnd, „ich habe nichts zu reden, ich habe halbe Worte, auch oft nur Mienen aufgefangen, wie kann ich ihnen halbe Worte übersetzen, wo die ganzen schon nicht zu übersetzen sind? Mir ist zu Muth, wie dem Löwen im Netz zu Muth sein mag, ich fühle mich umgarnt, umgeben von irgend etwas Drohendem. Es ist eine Verschwörung rings um uns her, und zwar eine sehr wohl geordnete; ich habe bemerkt, daß einige Personen immer nur auf Befehle Anderer warten und dann handeln, ich habe Leute ins Schloß kommen sehen, die offenbar Nachrichten gebracht hatten und dann wieder verschwunden waren, und, entschuldigen sie, mein Obrist, unser Preussischer Schloßherr kommt mir vor wie ein interessanter Verschwörer.“

„Mein lieber Lieutenant,“ entgegnete der Obrist nachdenklich, „ihre Beobachtungen und Bemerkungen haben sicher guten Grund, ein Volksschlag wie dieser wird immer in einer Art von permanenter Verschwörung gegen die Feinde seines Königs sein, ich zweifle auch gar nicht, daß unser Schloßherr ein Häuptling dieser Art von Verschwörung ist; ich kenne das Gefühl, von dem sie sprechen, ich habe es auch, aber ich hatte es noch stärker in Aegypten, wo religiöser Eifer uns umgarnte; hier haben wir's nach meiner festen Ueberzeugung mit einem loyalen Gegner zu thun, man wird uns hier nicht heimtückisch im Schlaf morden, aber man wird den feindlichen Truppen jeden möglichen Vorschub leisten, darum müssen wir sehr auf unserer Hut sein, und die Erscheinung des Preussischen Husaren-Officiers auf dieser Seite zeigt mir, daß General Dugonnier nicht so aufmerksam ist, als er sein sollte. Behalten sie die Augen offen, Freund, wir sind in Feindesland,

und wenn wir auch genöthigt sind, jede Feindseligkeit gegen uns nach Kriegsgebrauch zu rügen, so dürfen wir andererseits auch nicht verkennen, daß die Leute hier doch eigentlich nur ihre Pflicht thun, wenn sie die Soldaten ihres Königs unterstützen.“

Der junge Officier machte eine rasche Bewegung und wollte reden.

„Ruhig, Freund,“ hielt ihn der Obrist zurück, „sie hassen und verachten die Preußen, und ich habe ihnen schon ein paar Mal gesagt, daß sie unrecht daran thun; ich kann nicht läugnen, daß ich einen ordentlichen Respekt vor diesen Leuten habe, sie sind offenbar Frankreichs geborene Gegner, überall tritt die Preussische Gegnerschaft uns in den Weg seit Louis le Grand schon, und Napoleon le Grand wird daran nichts ändern. Sie sind jetzt geschlagen, gewaltig auf's Haupt geschlagen, und wer nur durch die Preussischen Städte zieht, der mag sich auch einbilden, sie wären besiegt; ich denke aber, daß die Haltung dieser Edelleute und Bauern, dieser Postmeister und vor allen dieser Prediger ihnen gezeigt hat, daß die geschlagenen Preußen noch keine besiegten sind. Napoleon ist ein gewaltiger Feldherr, er hat für Rossbach eine glänzende Revanche genommen auf dem Felde von Jena; ich bin überzeugt, daß Preußen früher oder später seine Revanche für Jena nehmen wird. Sehen sie, junger Freund, das deutsche Reich und Frankreich bilden einen ewigen Gegensatz in der Weltgeschichte, das deutsche Reich hat sich in seiner Vielheit nicht behaupten können gegen die Einheit Frankreichs, es ist nach fast tausendjährigem Kampf erlegen, aber jener historische Gegensatz ist so nothwendig für das Völkerleben, daß Preußen an die Stelle Deutschlands trat schon hundert Jahr früher als das deutsche Reich aufhörte: der Gegensatz muß sein, einen Feind aber, den mir Gott und die Geschichte entgegenführen, den will ich ritterlich bestreiten, aber ich vermag ihn weder zu hassen, noch zu verachten, wenn mir gerade der Sieg zugefallen. Die Massen mögen sich hassen, bei ihnen brennt die Wunde, der persönliche Verlust, das preussische Volk mag das französische hassen, es wird seine Gefühle erwidert finden; die Massen

sehen den historischen Gegensatz nicht, denkende Männer aber werden ihn herausfinden, ihre Pflicht thun, den Gegner achten und ihn bekämpfen. Da haben sie eine vollständige Lektion, mein junger Freund!"

"Ich danke ihnen, mein Obrist," entgegnete der Chasseur, sein Pferd zügelnd, denn der Obrist war stehen geblieben, „gewiß haben sie recht, aber verzeihen sie, ich fühle diese olympische Ruhe nicht in mir, ich fühle mich nicht als ein Werkzeug Gottes in der Weltgeschichte, ich hasse diese Preußen, ich bin ganz Masse mit meinem Haß. Ich war ein Deutscher, als mir Preußen meinen Vater erschossen, jetzt bin ich ein Franzose, und unbekümmert um den großen Gegensatz in der Weltgeschichte hasse und verfolge ich die Preußen, und ich verachte sie, weil sie sich haben schlagen lassen, jämmerlich schlagen lassen!"

"Ich lasse Jedem seine Art," antwortete Obrist Pelet ruhig, „sie sind ein tüchtiger Officier, ich schätze sie, darum habe ich so offen mit ihnen geredet, sie werden aber nur dann eine Zukunft als Soldat haben, wenn sie Haß und Verachtung gegen den Feind ablegen. Napoleon's Genie hat die Preußen geschlagen, es ist ungerecht, sie deshalb zu verachten; was wollen sie? wenn ein Mal das Genie auf Preußens Seite ist, werden wir geschlagen, aber werden sie sich selbst und uns dann auch verachten? An Beispielen hoher Bravour fehlt es bei den Preußen auch in diesem für sie so unglücklichen Feldzug nicht, und — ich schlage lieber einen tapfern Feind, einen Feind, den ich achte, als einen, den ich verachte."

"Noch ein Mal, mein Obrist," erwiderte der Chasseur zerstreut, „ich glaube, sie haben recht, aber ich kann mich nicht erheben zu ihren Anschauungen und — und —"

Der Officier hielt plötzlich inne.

"Was haben sie?" fragte der Obrist aufmerksam werdend.

"Es ist vielleicht eine Täuschung," entgegnete der Gefragte, „aber ich glaube nicht, daß ich mich irre; heute Mittag, als ich auf ihren Befehl alle Rähne auf diesem See dort zusammen bringen ließ und eine Wache dazu stellte, befand sich jener Stock, oder Stange, oder was es sonst ist, nicht auf

jenem Thurme; ich möchte wetten, daß sie sich nicht dort befand. Ist die Insel bewohnt? was bedeutet der Stock? ist's ein Signal? ist uns ein Kahn entgangen?"

"Wir werden es gleich erfahren!" entgegnete der Obrist vollkommen ruhig, indem er stehen blieb.

Der Reiter hielt ebenfalls sein Pferd an, aber er lächelte spöttisch.

Langsam kam der märkische Edelmann näher; er war zurückgeblieben aus Discretion, er mochte das Gespräch der französischen Officiere nicht hören, er konnte sich denken, daß es sich um die Alarmirung handelte. Jetzt sah er wohl, daß die Herren auf ihn warteten, aber er beschleunigte seinen Schritt nicht, denn es war sein eigener Grund und Boden, auf den er trat, und die Herren waren Gäste, die er nicht gebeten hatte. Zudem beunruhigte ihn das Zeichen Lehnerdt Schallers am Wartthurm auf der Insel, und er sehnte die Abenddämmerung heran; eine Ahnung kam über ihn, daß die Feinde Verdacht geschöpft haben könnten.

"Sie hatten die Güte, mir die Ruinen auf jener Insel als die Wiege ihres Geschlechtes zu bezeichnen, mein Herr," nahm der Obrist das Wort, indem er dem Gutsherrn einen Schritt entgegen kam und nach der Richtung der Warte deutete, „darf ich fragen, ob die Gebäude dort noch bewohnt sind?"

Der Pleg von Bessin schaute mit einem langen, ernsten, fast wehmüthigen Blick nach der Insel hinüber, kein Zucken einer Muskel verrieth die Bestürzung, die er bei dieser directen Frage empfand, dann sagte er langsam: „Die schwarzen Gestalten der Dohlen, die sie schattenhaft um die Bäume flattern sehen, und die Nebel, die aus dem See aufsteigen, sind jetzt wohl die einzigen Bewohner der Insel. Sonst war es anders, und noch jetzt im Sommer ziehe ich mich zuweilen in die kleine Bibliothek zurück, die ich mir dort eingerichtet habe. Auch meine Frau kommt an schönen Tagen mit den Knaben hinüber, sie hat einen hübschen ländlichen Salon in dem grauen Thurm — jetzt aber möchte es sehr unwirksam drüben sein!"

Der Edelmann beantwortete, wie man sieht, die kurze Frage etwas wortreich, aber er fühlte, daß er im Sprechen seine Fassung vollkommen wieder gewonnen, und der ruhige Ton seiner Stimme täuschte nicht nur den Obristen, sondern auch den Chasseur, der seinem Chef einen Blick des Einverständnisses zuwarf und dann mit kurzem militärischen Gruß davonritt.

Während die beiden älteren Herren dem Herrenhause zugingen, trabte der Chasseur nach der Landungsstelle, unfern des Fleckens und der größten Straße, wohin er alle Rähne, die er auf dem See gefunden, hatte bringen lassen. Er fand den Posten in Ordnung, er zählte die Rähne durch, es fehlte keiner, und dennoch blieb in ihm ein Rest von Mißtrauen. Er maß die Entfernung bis zur Insel und würde wahrscheinlich sich auch durch den heftigen Wind nicht haben abhalten lassen, hinüber zu fahren und die Ruinen sorgfältig zu untersuchen, wenn nicht die Dämmerung gar zu rasch hereingebrochen wäre und der eisgraue, alte Fischer nicht geradezu erklärt hätte: es sei gefährlich, den See zu befahren im Abendnebel, auch könne er nicht dafür einstehen, daß er die Insel treffe in der Dunkelheit und bei heftig wehendem Nordwest.

Der Chasseur sah den Alten mißtrauisch an bei dieser Erklärung; offenbar traute er nicht recht, und sein Argwohn wurde auf's Neue rege; aber er stand ab von seinem Verlangen, denn er sah, daß es ihm wenig helfen werde zu beharren, auch fürchtete er ja von der Insel durchaus keine Gefahr, sondern hoffte nur allenfalls dort Spuren eines Complots zu finden. Eine halbe Stunde später waren alle Posten rings um den See verdoppelt, und in dem kleinen Hause des alten Fischers, der gar spöttisch dazu lächelte, war eine ordentliche Wachtstube etablirt zum Schutz der Rähne.

Als der junge thätige Krieger nach allen diesen Anordnungen in das Herrenhaus zurückkam, war die Nacht fast vollständig herein gebrochen und Hippolyt empfing ihn mit einer Einladung der Dame vom Hause.

Ein eigenthümliches Lächeln glitt über das hochmüthige Antlitz des Chasseurs, er drehte sinnend einen Augenblick an

den Spitzen seines Schnurrbartes, dann nahm er den Säbel unter den Arm und folgte, ohne erst Toilette zu machen, dem armen Teufel nach dem Gemach der schönen Hausfrau.

Das fand er behaglich erwärmt und mäßig erleuchtet durch einige große Armleuchter, die mit Kerzen besteckt waren; man liebte damals die grellen Beleuchtungen noch nicht so wie jetzt.

Der Hausherr saß mit Obrist Pelet an einem chinesischen Tischchen, in eine Partie Piquet vertieft, die andern Officiere standen um die Hausherrin, welche mit einem Strickstrumpf in der Hand in der Nähe des Ofens Platz genommen und in lebhafter Conversation mit ihren kriegerischen Gästen begriffen war.

An dieser Conversation betheiligte sich der Chasseur bald auf's Lebhafteste und wurde rasch gewahr, daß die feste, pikante Art seiner Unterhaltung die schöne Frau aufmerksam auf ihn mache und sie zu interessiren beginne. Die Eitelkeit des jungen Officiers feierte Triumphe, er sah, daß der weiche Blick der Dame von Zeit zu Zeit sich zu ihm erhob, er las Empfindungen in diesen Blicken, die ihm sehr schmeichelhaft waren, und als das Abendessen gemeldet wurde und Frau Hedwig sich erhob, war er keck genug, ihr seinen Arm anzubieten, seinem Obristen also zuvorkommend.

Der Obrist, der bereits einen Schritt gegen die Dame vorgetreten war, drohte seinem Adjutanten halb lächelnd halb verdrießlich mit dem Finger und nahm dann den Arm des Hausherrn.

Das Souper war beinahe heiter; die ruhige Würde der edlen Frau imponirte den feindlichen Officieren gerade genug, um sie in den gehörigen Schranken zu halten, ohne ihnen jedoch die Heiterkeit zu stören, zu der Wein und Mahl und die Gesellschaft einer schönen Dame auffordern.

Nur der Hausherr bemerkte mit einer gewissen Unbehaglichkeit, daß der Chasseur, der ihn am Morgen beleidigt hatte, jetzt seiner Gemahlin eine außerordentliche Aufmerksamkeit zeige. Diese Bemerkung trug natürlich nicht dazu bei, seine Stimmung gegen den jungen Officier zu verbessern.

„Darf ich um ihren Namen bitten?“ fragte Frau von Plez im Laufe des Gesprächs den Adjutanten, der zu ihrer Linken Platz genommen.

„Ich heiße Ferdinand Newbel, Madame zu dienen!“ entgegnete der Gefragte, leicht erröthend vor Freude, denn er sah in der einfachen Frage ein erhöhtes Interesse.

„Der Herr ist ein Deutscher?“ fragte jetzt Frau von Plez weiter, und zwar in deutscher Sprache, indem sie zugleich mit gar nicht mißzuverstehendem Erstaunen auf die französische Uniform blickte.

„Madame,“ erwiderte der Chasseur rasch, ebenfalls deutsch sprechend, „ich bin Franzose; meine Familie ist allerdings deutscher Herkunft, mein Großvater war Bürgermeister in Kaiserslautern, mein Oheim einer der fünf Directoren der französischen Republik, meinen Vater haben mir die Preußen erschossen.“

Fastig, kurz abgestoßen sagte das der junge Mann, und sein etwas hochmüthiges, aber sonst hübsches Gesicht nahm einen harten, tödtlichen Ausdruck an.

„Armer junger Mann!“ sagte Frau von Plez halbblau und im Tone der innigsten Theilnahme; der Ton berührte den Chasseur ganz eigenthümlich, er neigte sich seitwärts, als sei er begierig, noch mehr in diesem Ton zu vernehmen, als aber die Dame schweigend auf ihren Teller blickte, richtete er sich mit einem Ruck auf und sagte halbblau: „Mein Vater und meine Mutter machten eine Reise, sie hatten das Unglück, in die Hände der Preußen zu fallen, man fand bei meinem Vater Briefe, die ihn in den Augen der Feinde compromittirten, man achtete nicht auf die Bethenerungen seiner Unschuld, nicht auf die Bitten meiner Mutter oder seines Kindes, denn ich war noch ein Kind damals, der Preussische General ließ meinen Vater erschießen, meine Mutter wurde tief sinnig von dem Tage an, aber ich lebe noch!“

Der Chasseur sagte das mit einer solchen Energie, daß ihn die Dame erschrocken ansah.

„Warum immer an diese Unglücksgegeschichte erinnern, mein Lieber,“ nahm der Obrist mit verweisendem Tone das

Wort; „gewiß, es ist hart, sehr hart, aber der Krieg ist nun mal ein grausames Handwerk, und der Preussische General hat gewiß nicht aus Blutdurst so gehandelt, sondern weil er einer Pflicht genügen zu müssen glaubte.“

Man verließ diesen Gegenstand und sprach von andern Dingen, der Chasseur aber blieb stumm und spielte mit dem Messer auf dem Teller. Als das Dessert erschien, wurde er hinausgerufen in Dienstgeschäften, er empfahl sich mit einer tiefen Verbeugung vor der Hausfrau. Auch kam er nicht wieder, obgleich die Herren ziemlich lange bei der Flasche sitzen blieben.

Es mochte gegen elf Uhr sein, als die französischen Officiere laut lachend und scherzend, rassend und klirrend durch das so stille Haus schritten, um ihre Zimmer zu suchen. Obrist Pelet fand den Lieutenant Newbel in seinem Zimmer seiner harrend.

Herr von Plez kehrte, nachdem er dem Obristen bis zum Vorfaal das Geleit gegeben, zu seiner Gemahlin zurück, er faßte ihre Hand und sagte leise: „Meine theure Hedwig, ich weiß nicht, ob der junge Chasseur den Namen des Preussischen Generals kennt, der seinen Vater nach Kriegsrecht erschließen ließ, ich aber kenne ihn. Dein Oheim Carl drüben in Hohentremmen war es, er hat es mir selbst erzählt, er war im Recht, denn der Mann war ein Spion, aber wenn der Chasseur den Namen kennen sollte, so wäre er gewiß der Mann, schlimme Repressalien zu üben. Hüte dich also, im Gespräch mit ihm deinen Familiennamen zu nennen.“

„Mein Familienname ist Plez von Bessin und gar kein anderer,“ entgegnete Frau Hedwig, einen stolzen Blick auf ihren Gemahl werfend, „mein Oheim Carl hat gewiß nur seine Schuldigkeit gethan.“

In solchen Momenten der Aufregung mußte man Frau Hedwig sehen, in solchen hatte ihre Schönheit einen idealen Anflug, mit zärtlich bewunderndem Blick hingen des Gemahls Augen an ihr, einen Moment aber nur, dann schlang er seine Arme um ihren Nacken, küßte sie heiß auf Mund und Wange und flüsterte ihr leise ins Ohr: „Bete für mich, meine ge-

liebte Hedwig, bete, daß mich Gott schützt, denn ich muß einen schweren und gefährlichen Gang gehen!"

Der Edelmann riß sich los und eilte hinaus, starr sah ihm die arme Frau nach, sie setzte sich matt nieder und saß da, wie ein Bild des Schmerzes, die gefalteten Hände im Schooß. Bald aber erhob sich ihre kräftige Seele, sie streckte die Hände aus und begann halbblaut aber eifrig zu beten.

Die Frau betete und heiße Thränen flossen dabei über ihre lichten Wangen, die Frau war voll Angst und Schmerz, aber sie weinte sich das gedrückte Herz leicht, und sie betete so lange und so eifrig, bis sie sich stark und muthig wieder fühlte, dann schlich sie leise aus dem Saal und kniete lange zwischen den Bettchen ihrer Knaben.

Während die Frau betete und weinte, rüstete sich der Mann; er barg ein geladenes Pistol in seiner Brusttasche, er band die Pelzmütze mit einem Riemen unter dem Kinn fest, er zog einen dunkeln Pelz über seinen hellfarbigen Rock, dann ergriff er die Reitpeitsche, deren starker Stiel mit wuchtigem Knauf in nerviger Hand eine vortreffliche Waffe sein konnte. Durch eine schmale Treppe kam er aus seinem Zimmer unmittelbar in den Hausflur hinunter und öffnete ohne Geräusch die kleine Thür, die Wasserpforte, durch die wir ihn schon früher eintreten sahen. Wie schon bemerkt, führte ein schmaler Gang zwischen zwei starken und ziemlich hohen Hofmauern direct nach dem Ufer des Sees.

Der Edelmann stand und lauschte; es war Alles still, er vernahm nur das Rauschen des Windes, das leise Klatschen des Wassers und bald näher bald ferner den eintönigen Ruf der französischen Posten, die sich anriefen, um sich wach zu halten.

Langsam ging Herr von Plez hinunter zum See, an der sandigen Landungsstelle lagen zwei Rähne; die Franzosen hatten sie nicht bemerkt, denn die Fluth des Sees trat zu weit hinein zwischen den beiden Mauern, überdem war der schmale Eingang durch Büsche und Nöhricht versteckt, für Fremde eigentlich gar nicht bemerkbar. Es war sehr finster, tastend fand der Edelmann den Kahn, er stieg hinein, überzeugte sich, daß die beiden Ruder umwunden waren, und lösete nun die Kette so

vorsichtig, daß selbst das leiseste Klirren vermieden wurde. Mit den Händen sich gegen die Mauer stemmend schob er den Kahn langsam vorwärts, bis er das Ende der Mauer erreicht hatte, dann stieß er ihn mit einem heftigen Ruck in die wallende Nebelmasse hinein, die über der Fläche des Sees wogte.

Er lauschte wieder.

„Sentinelle, prenez garde à vous!“ klang der fortlaufende Ruf der französischen Posten bald näher, bald ferner rings um den See.

Der Edelmann ließ die Ruder vorsichtig in das Wasser und begann zu arbeiten; für jeden Andern wäre es eine Unmöglichkeit gewesen, sich auf dem bewegten Wasser in Nacht und Nebel zurecht zu finden, der Bessiner See war aber die Heimath und das Erbgut der Plezen, und ruhig legte sich der muthige Mann mit voller Kraft auf seine Ruder.

Wir haben schon in unserm ersten Capitel bemerkt, daß man die Südspitze der Insel doubliren mußte, um den Hafen derselben zu erreichen. Herr von Plez hatte die Richtung mit vollkommener Sicherheit genommen, wahrscheinlich aber hatte ihn der heftige Wind doch dem Ufer etwas zu nahe gebracht, denn nachdem er eine starke halbe Stunde gerudert, vernahm sein gelübtes Ohr plötzlich den Tritt von Pferden. Er erkannte daraus, daß er zu weit nach Süden hinabgetrieben und dem Lande zu nahe gekommen sei, sofort wendete er und kämpfte rudern gegen den Wind, indem er sich aber mit seiner ganzen Kraft in das Ruder legte, brach ihm das mit lautem Krach unter der Hand entzwei.

„Qui vive?“ donnerte sofort der Anruf der französischen Reiter's herüber.

Herr von Plez blickte sich um, da bligte es hell auf im Nebel, ein Schuß krachte, Pferdegetrappel, Anrufe und lautes Toben folgte der tiefen Stille.

Dem Edelmann schlug das Herz höher, aber kaltblütig steckte er ein drittes Ruder, das er aus Vorsicht im Rähne geführt, in den Ring des zerbrochenen und ruderte muthig weiter, jetzt seiner Richtung ganz sicher durch den Schuß und die Stimmen der feindlichen Posten. Glücklicherweise erreichte er den

Hafen der Insel. Er hatte fast dreiviertel Stunden gebraucht zu dieser Fahrt.

„Es findet Niemand die Insel bei Nacht und Nebel, der Bessiner See kennt seinen Herrn!“ sagte er, sich selbst tapfer tröstend, als er die Stufen hinaufstieg.

Unterdessen hatte der Schuß die ganze französische Chaine alarmirt; der Posten, der ihn abgefeuert hatte, behauptete, einen Kahn auf dem See gesehen zu haben. Das war nun zwar nicht möglich, vielleicht aber hatte er, trotz aller Vorsicht des Edelmannes, die Ruderschläge vernommen, und das Geräusch des zerbrechenden Ruders gab ihm eine etwas sicherere Vermuthung.

Lieutenant Kewbel empfing die Meldung und kleidete sich sofort an, obwohl er, der eben den Obristen verlassen, sich kaum niedergelegt hatte. Sein Mißtrauen gegen den Schloßherrn, besonders rücksichtlich der Ruinen auf der Insel, erwachte in verstärktem Maße, er beritt alle Posten und empfahl überall die schärfste Aufmerksamkeit. Aber auch als er das vollendet, gönnte er sich keine Ruhe, sondern begab sich in das kleine Haus des Fischers und nahm dort an dem Tische bei den andern Soldaten Platz; er war fest entschlossen, die Insel zu besuchen, sobald der Morgen graue.

Kurz vor ein Uhr meldete der Posten, der bei den Rähnen stand, daß er von fern ein verdächtiges Geräusch vernehme. Der Lieutenant dachte an einen feindlichen Ueberfall, um sich der Rähne zu bemächtigen. Er eilte sofort mit einigen alten Soldaten hinaus und befahl der Wache, sich fertig zu machen. Sie lauschten aufmerksam, wirklich vernahmen sie ganz deutlich leise Ruderschläge, wenn das hohle Brausen des Windes auf Augenblicke aussetzte.

„Es ist ein Kahn, ich höre deutlich die Ruderschläge!“ flüsterte ein Wachtmeister mit vielen Chevrons dem jungen Officier zu, dieser nickte, wartete noch einen Augenblick und rief dann mit lauter Stimme: „Halt, wer kommt da?“

Keine Antwort.

„Feuer!“ schrie der Officier, außer sich über die Ungewißheit, die ihn quälte.

Die Schüsse knallten, auf's Gerathewohl nach der Richtung hin abgefeuert, in der man das Geräusch vernommen.

Wiederum gerieth die ganze Chaine in Bewegung und überall wurde angerufen, aber wiederum war Alles vergeblich. Nach und nach trat die frühere Stille wieder ein, nur unterbrochen durch das eintönige: *sentinelle, prenez garde à vous!*

Es war etwa zwei Uhr Morgens; mit bleichem Antlitz, aber mit leuchtenden Augen verband Frau Hedwig ihrem Gemahl eine leichte Fleischwunde am linken Oberarm.

„Ich denke, daß ich dem Könige und dem Vaterlande jetzt vier tapfere Officiere erhalten habe,“ sagte der Edelmann, „dafür ist diese Schramme denn doch nicht zu viel. Denke dir, wenn ich eine Viertelstunde später gekommen wäre, so hätte der Lehnerdt Licht gezeigt im Fenster der Warte. Die Franzosen hätten es ohne Zweifel bemerkt, denn sie sind bereits mißtrauisch, und hätten der Insel einen Besuch gemacht. Es war ein Glück, daß es mir noch zeitig genug einfiel, daß ich einer Entdeckung noch vorbeugen könne. Jetzt mögen sie hinübergehen und die Ruinen durchsuchen, ich bin sicher, daß sie nichts finden! Der See läßt seinen Erbherrn nicht zu Schanden werden!“

Der Edelmann war im Gefühl seines glücklich ausgeführten Coups fast redselig, was er sonst nie war; er erzählte auch, daß es die Stimme des Lieutenants Kewbel gewesen, die ihn angerufen, als er sich bei dem Fischerhause vorüber gerubert, und daß die beiden von den Franzosen abgefeuerten Schüsse getroffen hätten, der eine den Bord des Rahnes, der anderer seinen Arm.

Nur einige Stunden Ruhe gönnte sich der treue Patriot; Morgens nach sechs Uhr war er schon wieder bei seinen Leuten, er hielt den verwundeten linken Arm dadurch fest, daß er die linke Hand zwischen die Knöpfe seines zugeknöpften Rockes schob, Niemand durfte von seiner Verwundung etwas erfahren.

5.

Die wackre Edelfrau.

Noch war es kaum Tag, als der Amtmann mehr entrüstet als verlegen vor dem unerschrockenen Edelmann erschien und ihm mittheilte, daß der Adjutant des Obristen die Schlüssel zu dem Thurme auf der Insel und des Amtmanns Begleitung dahin verlange. Sehr ruhig gab Herr von Pleß die Verleitung Schlüssel, dann sagte er mit einem eigenthümlichen Blick: „Geht nur mit hinüber, alter Freund, wir haben jetzt kein Mittel, uns zu widersehen!“

Der alte Bursche nahm die Schlüssel und schüttelte unwillig mit dem grauen Haupte, er murrte vor sich hin Einiges vom alten Fritz und vom wohlseligen Herrn General, faßte dann rasch nach der Hand des Edelmanns, drückte sie kräftig und eilte dann so rasch hinaus, als ihn seine alten steifen Beine tragen mochten.

Der Amtmann über Bessin war der Günstling des seligen Generals gewesen; ein Bessiner Kind und treuer Sohn des Landes, brach ihm das Preussische Herz schier vor Jammer, als er die Franzosen sah in dem alten Hause am See, bis dahin hatte er's nicht glauben wollen, daß der Bonaparte über die Elbe gekommen sei. Gestern war er wie betäubt gewesen, mechanisch hatte er die Aufträge seines Herrn erfüllt, die Stille der Nacht erst hatte ihm das ganze Gefühl des unermesslichen Elendes gegeben, das über König und Vaterland, über Alles was den Preussischen Namen trägt, herein-

gebrochen. Aber der alte Mensch war ein Sohn der Mark Brandenburg, sein Jammer erstarrte in Trotz, und mit grimmigem Haß blickte er auf die Franzosen. Es ward ihm sauer, von seinem Herrn die Schlüssel zu fordern, denn er wußte, daß der Edelmann die Einsamkeit der Insel und der Warte respectirt wissen wollte, daß er fast Niemanden dort zugelassen seit Jahren, ja, daß selbst die gnädige Frau mit ihren Knaben nur selten eine Einladung da hinüber erhalten, darum faßte auch die Resignation, mit welcher der Pleß ihm die Schlüssel gab, und die Erklärung, daß man keine Mittel zum Widerstand habe, so tief schmerzlich in seine Seele, und er eilte hinaus, damit der Herr seine nassen Augen nicht sehen sollte.

In der Küche saß Lehnerdt Schaller an dem schneeweißen Holztisch neben der Thür, er aß ein Stück Brod und ein Stück Speck dazu; mit wortloser Energie arbeitete der breite Mund mit den glänzend weißen Zähnen, das Sprechen überließ der tapfere Esser der liebenden Mutter allein, die ein Töpfchen mit Bier warm gemacht hatte am Heerdfeuer, um ihren Sohn zu erquickern. Sie rührte mit dem hölzernen Löffel in dem Warmbier, sah mit mütterlichem Stolz auf den Sohn und hatte Freude daran, daß es ihm schmeckte, während sie zugleich allerlei gar nicht schmeichelhafte Dinge von den französischen Kerls erzählte, welche den Mägden überall hin nachstiegen und gar nicht in Ordnung zu halten wären. Aber auch auf die Mägde war Frau Schaller gar nicht wohl zu sprechen und erklärte, daß sie schon dafür sorgen wolle, daß alle die, welche sich mit den französischen Kerls eingelassen, ihre gehörigen Hiebe bekommen sollten, wenn erst wieder Ordnung im Hause wäre.

Frau Schaller schüttete vor ihrem Sohne das Herz aus, das übergroß war, und sehr schmeichelhaft waren die Titel nicht, die sie den französischen Kerls und den Mägden dabei gab; Lehnerdt war offenbar ganz der Ansicht seiner Mutter, denn er widersprach ihr gar nicht, sondern aß ernsthaft weiter, indem er sie freundlich anblickte; plötzlich stockte der Fluß der mütterlichen Ergießungen, der Amtmann trat mit einem „Guten Morgen, Gevatterin!“ über die Schwelle.

Lehnerdt erhob sich gleich respectvoll vor seinem Herrn Pathen, der, wie's schien, erfreut über seinen Anblick, ihn ebenfalls begrüßte und sogleich sagte: „Lehnerdt, wenn du jetzt nichts für den gnädigen Herrn zu thun hast, so wär's mir schon recht, wenn du mich auf die Insel begleiten thätest, ich soll die französischen Kerle hinüberbringen; denkt euch, Gevaterin, sie haben dem gnädigen Herrn die Schlüssel zum Thurm abfordern lassen!“

Frau Schaller schlug die Hände zusammen: „Das überlebt der gnädige Herr nicht!“ rief sie tief betrübt.

„Die Franzosen durchsuchen die Ruinen!“ sagte Lehnerdt leise für sich und sann eine Weile nach.

„Nun, kannst du mit, Lehnerdt?“ fragte der Amtmann.

Der junge Mensch nickte, legte sein Brod und seinen Speck zusammen und knöpfte diesen noch immer ansehnlichen Frühstückstrest in seine enge Jacke, unbekümmert um die Unform, die daraus entstand, dann schlug er sein Taschenmesser zusammen, schob es in die Beinkleidertasche und machte sich also fertig, dem Amtmann zu folgen.

Die Schaffnerin schenkte dem Amtmann einen Schnaps ein, „gegen die bösen Morgennebel auf dem See“, wie die gute Frau sagte; Lehnerdt schluckte das heiße Bier ohne weitere Umstände hinunter und legte dann ein Kleidungsstück an, das wie ein Manteltragen ausfah, Farbe unbestimmbar, Stoff nicht wohl mehr erkennbar, dieses Kleidungsstück nannten Lehnerdt Schaller und seine Mutter „das Matin“ und hielten es hoch in Ehren, weil's dem Vater Schaller seliger einst gehört.

Die beiden Männer wollten gehen und Lehnerdt hatte seiner Mutter schon die Hand zum Abschied gegeben, da blieb er plötzlich stehen und sah den Amtmann forschend und beinahe ängstlich an.

„Was hast du, mein Sohn?“ fragte der alte Mensch verwundert.

„Herr Pathe, ihr habt eure Pfeife noch nicht angezündet!“ sagte der junge Mensch ernsthaft.

Der Amtmann lachte und zog sogleich seine kurze Pfeife hervor, die er rasch mit einer Kohle in Brand brachte, ihm

fiel nichts weiter auf; die Mutter aber sah ihren Sohn forschend an, denn sie hatte wohl gehört, daß ihres Sohnes Stimme ganz seltsam geklungen, als er den Herrn Pathen an die Pfeife erinnerte.

Der Himmel lichtete sich allmählig im Osten, als der Amtmann und Lehnerdt zu dem Häuschen des Fischers kamen, in welchem, wie wir wissen, eine französische Wache eingerichtet worden war.

„Wie lange bleibt der alte Kerl!“ schrie der ungeduldige Chasseur-Officier, „ich werde ihm ein Duzend Hiebe aufzählen lassen, tausend Donner!“

Der Amtmann entgegnete kein Wort, er ging ruhig zu dem nächsten Kahn, stieg hinein und sagte: „Nimm die Ruder, Lehnerdt!“

Der Chasseur sprang ihnen nach, der Kahn schwankte und drohte umzuschlagen, die beiden Männer rührten sich nicht, der Lieutenant schwebte in Gefahr in's Wasser zu stürzen, keine Hand streckte sich aus, ihm zu helfen; mit Mühe gewann er endlich das Gleichgewicht und den Sitz auf einem Brett in der Mitte des Rahnes.

Lehnerdt stieß ab und ruderte langsam voraus, noch vier Rähne folgten, jeder mit einem Unterofficier und einigen Soldaten besetzt. Mit einiger Verwunderung bemerkte der Amtmann, daß Lehnerdt nicht den gewöhnlichen Cours nach der Südspitze der Insel hielt, sondern ruhig gegen den Wind nordwärts hinauf wendete.

Langsam jagte der Morgenwind die Nebel, die auf dem See lagen, vor sich her, und als der Spiegel frei war, besanden sich die Rähne ein gutes Stück oberhalb der Insel, die Franzosen aber stöhnten und keuchten, schwitzten und fluchten grimmig über die ungewohnte Arbeit des Ruderns. Mit lässigem Ruderschlage trieben jetzt die Rähne an der anderen Seite der Insel zu.

„Kerl, was hast du da auf deiner Brust?“ fragte der Lieutenant plötzlich, der die unnatürlich hohe Brust Lehnerdt's bemerkte, weil sich während des Ruderns das Matin verschoben hatte.

Lehnerdt starrte den feindlichen Officier mit jenem stumpfen Blicke an, der den Landleuten eigen ist, wenn sie nicht verstehen wollen.

„Knöpfe deinen Rock auf!“ befahl der Chasseur, den ein Mißtrauen ergriff, der vielleicht verborgene Waffen zu finden glaubte, „wirst du gleich gehorchen, Schlingel!“

Lehnerdt rührte sich nicht.

„Knöpfe deine Jacke auf, Lehnerdt,“ sagte jetzt der Amtmann mit breitem Lachen, „der Herr wird dir dein Frühstück nicht nehmen!“

Auch der junge Mensch verzog jetzt den breiten Mund zu einer Art von Lächeln, knöpfte seine Jacke auf und hielt dem Lieutenant sein Brod und seinen Speck hin, als wolle er ihn zum Genuß desselben einladen; sehr appetitlich sah nun freilich das Frühstück nicht aus.

„Psui Teufel, was das Volk unreinlich ist!“ schrie der Officier mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Meine Jacke ist ganz rein!“ entgegnete Lehnerdt und knöpfte sein Frühstück ruhig wieder ein.

Der Amtmann faßte mit grimmigem Druck den Knauf des schweren Weißdornstodes, der an einem Lederriemen an seiner Hand hing, er hätte dem französischen Kerl gern über den Schädel gehauen; der Vorwurf der Unreinlichkeit schmerzte den alten Burschen ganz gewaltig, und sein Verdruß darüber war so groß, daß er sich nur mit Mühe zurückzuhalten vermochte.

Lehnerdt trieb seinen Kahn in den kleinen Hasen, den wir schon in unserem ersten Capitel beschrieben haben, und schlang die Kette um einen der Steinpfosten; der Lieutenant und der Amtmann betraten nach ihm die feuchten Stufen. Ohne eine Miene zu verziehen, sahen der Amtmann und Lehnerdt zu, wie sich die Franzosen quälten, die Kähne herein zu bringen, während der Officier ungeduldig hin und her lief und die Seinigen zur Eile mahnte. Nach und nach landeten die Soldaten endlich und begannen nun, wahrscheinlich schon vorher erhaltenen Befehlen gehorchend, die Trümmer zu untersuchen, während der Lieutenant mit zwei Unterofficieren dem Thurme zuschritt und dem Amtmann befahl, die Thür

zu öffnen. Bei den Kähnen blieb eine Wache zurück, Lehnerdt folgte ohne ein Wort zu sagen dem Amtmann, der die Thür erschloß und dann zuerst eintrat in den völlig dunkeln Salon. Der feindliche Officier ließ den Laden eines Fensters öffnen und schaute sich forschend um; mit einiger Rücksichtslosigkeit warfen die Unterofficiere die Meubles auseinander, die in der Mitte des Gemaches aufeinander gehäuft waren.

Etwas unbefriedigt stieg der Lieutenant jetzt die schmale Wendeltreppe aufwärts, der Amtmann öffnete ein Gemach, in welchem sich nebst einigen alterthümlichen Tischen und Stühlen eine hübsche Sammlung von alten Waffenstücken befand. Eine Art von Arsenal gefunden zu haben glaubte im ersten Augenblick der feindliche Officier, aber er mußte sich bald zu seinem Verdruß überzeugen, daß diese Schwerter und Hellebarden, diese Dolche und Panzerstücke für moderne Krieger keine Waffen wären. Freilich fand er auch Schießgewehr, aber nur Stücke mit Radschlössern und ein Paar Luntensinten.

Er stieg jetzt in die dritte Etage hinauf, hier fand er wieder ein Arsenal, aber eins, das noch weniger nach seinen Erwartungen war, es war nämlich eine Bibliothek. Mit einer Rohheit, welche einem Bücherliebhaber das Herz zerrissen haben würde, warfen die Unterofficiere hier und da ein Paar Reihen seltener Bücher aus den Regalen auf den Fußboden, um zu sehen, ob nicht dahinter etwas versteckt, mit ihren plumpen Schuhen traten sie auf die sauberen Bände von gepreßtem Kalbsleder mit eingedrucktem, vergoldeten Wappenstempel; es waren eben Leute, welche das Papier nur so weit schätzten, als es sich zu Patronen benutzen ließ.

Neben der Bibliothek war ein Schlafcabinet, das der feindliche Officier einer ganz besondern Musterung unterzog, in der Bettlade befand sich nur Stroh, dennoch kam es dem Lieutenant vor, als müsse das Kämmerlein noch vor Kurzem bewohnt gewesen sein. Er sah den Rest von einem abgebrannten Fibibus am Fußboden, auf dem Fensterbrett lag etwas Tabackasche. „Tausend Donner,“ schrie er plötzlich, „es riecht hier nach Taback!“

Rasch wendete er sich nach dem Amtmann um, der mitten in der Bibliothek stand und ruhig seine kleine Pfeife dampfte, ruhig blickten die beiden Wärter den feindlichen Officier an, der eröthend in die Kammer zurücktrat. Der Chasseur ärgerte sich entsetzlich, er hatte schon geglaubt, aus dem Tabacksgesuch auf ein Versteck schließen zu können, und fühlte sich nun beschämt beim Anblick der dampfenden Pfeife des Amtmanns. Erst als er sich wieder gesammelt, setzte er seine Nachforschungen fort.

Auf der Plattform stand er lange und blickte sich um, er sah seine Posten rings um den See, er blickte nach dem Herrenhause hinüber, auf die verschiedenen Mauern, welche die einzelnen Höfe begrenzen, er suchte sich den Grundriß der Baulichkeiten klar zu machen, denn er vermochte nicht der Befürchtungen Herr zu werden, die immer wieder lebendig wurden in ihm, so oft er auch schon sie unbegründet gefunden.

Er betrachtete die Hacke, die in dem eisernen Ringe statt des Flaggenstocks stand, er fuhr auch in seiner brusquen Manier den Amtmann an und fragte, warum diese Hacke hier stecke, der Amtmann aber zuckte die Achseln. Er wußte es wirklich nicht.

Verdrießlich stieg der Chasseur die Treppe hinunter, seine Säbelscheide klapperte auf den steinernen Stufen; in der Bibliothek fand er die Unterofficiere, sie hatten eben ein Wand-schränkchen entdeckt, hatten die Thür erbrochen und darin einen kleinen silbernen Reisebecher, einen Löffel und zwei Flaschen Liqueur gefunden. Becher und Löffel hatten sie sofort eingesteckt, den Liqueur aber tranken sie aus, als ihr Officier dazu kam.

„Den Becher und den Löffel des gnädigen Herrn haben die Soldaten eingesteckt!“ sagte Lehnerdt zu dem Amtmann, der französische Officier hörte es wohl, aber er kümmerte sich nicht darum; er hatte nichts gefunden, das seinen Argwohn rechtfertigen konnte, aber er hatte genug gesehen, was seinen Argwohn gegen den Erbherrn von Bessin steigerte. Er hatte drinnen in dem alten Thurm nichts entdeckt, und seine Leute draußen waren nicht glücklicher gewesen. Einer nach dem Andern kam und machte seinen Rapport.

Vorsichtig und langsam schloß der Amtmann die Thüren, die Kähne füllten sich allgemach, und die Rückfahrt wurde angetreten. Der Lieutenant hatte nicht Acht darauf, daß Lehnerdt Schaller wiederum mühsam gegen Norden hinauf arbeitete, während es doch viel natürlicher gewesen wäre, den kürzeren Weg um die Südspitze der Insel herum zu nehmen.

Der junge Mensch wußte, was er that, der Landungsplatz an der Wasserpforte war zwar versteckt, aber den Späheraugen der Franzosen konnten doch die beiden Parallelmauern auffallen beim Vorüberfahren; außerdem aber machte es dem treuen Manne ein unendliches Vergnügen, was er sich freilich nicht merken ließ, daß sich die des Ruderns unkundigen französischen Soldaten abplagen mußten bis auf's Aeußerste. Lehnerdt Schaller konnte auch boshaft sein, denn als der Kahn sich der Landungsstelle am Fischerhause näherte, sagte er zum Amtmann: „Vergeßt nicht, dem gnädigen Herrn gleich zu sagen, daß die Soldaten seinen Becher und seinen Löffel genommen haben, daß es nicht auf mich kommt, wenn's nachher fehlt!“

Der Lieutenant wendete sich erröthend ab, er fühlte, daß der junge Mensch die Ehre der französischen Krieger beleidigte, aber er konnte kaum etwas thun, denn es war in dieser Beziehung eine Verwilderung in der französischen Armee von damals, gegen die, von einzelnen Officieren wenigstens, schwer anzukämpfen war.

Lieutenant Newbel war schon über eine halbe Stunde zurück von seiner Expedition, der Obrist wußte es und war einigermassen verwundert, daß derselbe immer noch nicht kam, um seinen Erfolg zu berichten.

Obrist Pelet saß in dem Tapetenzimmer vor dem riesigen Himmelbett, in welchem er sehr gut geschlafen, und schrieb eine kleine Notiz nieder über seine Begegnung mit den armen Teufeln; diese sollte dann mit den übrigen seinen verewigten Verwandten betreffenden Schriftstücken im Bessiner Archiv bleiben zum Andenken, und der Schreiber malte sich das Erstaunen vor, das einen dritten de la Truiterie ergreifen müsse, den der Zufall vielleicht nach dem Bessiner See verschlage.

Der Obrist fühlte eine wirkliche Zuneigung für den Hausherrn und seine Familie, freilich zählte dabei auch der Eindruck mit, den die Schönheit der Dame vom Hause auf ihn gemacht, aber hauptsächlich war's doch die tüchtige Persönlichkeit des Landjüngers, die ernste, aber gefasste Art, wie er das Unglück des Landes trug, und die Haltung, die er den Feinden seines Königs gegenüber bewahrte. Der Edelmann hatte ein Verständniß für den Edelmann, und überdem wissen wir, daß Obrist Pelet die Preußen nicht haßte. Er fühlte sich deshalb eigentlich im höchsten Grade unangenehm berührt, als Lieutenant Newbel mit freudestrahlendem Antlitz zu ihm in's Gemach trat.

„Nun, haben sie ein preussisches Magazin oder Depot entdeckt auf ihrer verzauberten Insel?“ fragte er halb verbrieflich, halb spöttisch.

„Auf der Insel habe ich nichts entdeckt, mein Obrist,“ entgegnete der Adjutant rasch, „aber hier im Hause desto mehr!“

„Ah! eine sehr schöne Dame,“ rief der Obrist, „was sonst noch?“

„Hm! hm!“ erwiderte der Chasseur, dem ein Gedanke zu kommen schien, „vielleicht gehört Madame zu den Frauen, die am schönsten sind, wenn sie weinen!“

Es flog ein grausam wollüstiger Hohn um den Mund des jungen Mannes.

„Seien sie kein Narr, Newbel,“ sagte der Obrist ernst, dem der Gesichtsausdruck des Officiers höchlich mißfiel, „vergeben Sie doch gefälligst nicht, daß der Kaiser gegen den König von Preußen Krieg führt und nicht gegen den Herrn von Bessin.“

Der Lieutenant verbeugte sich und meldete dann weiter: „Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß die Posten, welche in letzter Nacht einen Kahn auf dem See gesehen und gehört haben wollen, sich nicht täuschten, der Kahn ist gefunden!“

„So,“ versetzte der Obrist trocken, „und woran erkannten sie den Kahn, wenn ich fragen darf?“

„An einer Kugelspur, sie erinnern sich, daß ich feuern ließ, und einer Blutspur, die sich beide an dem Kahn fanden.“

Der Lieutenant wurde in demselben Maße eifrig und empfindlich, als der Obrist sich bestrebte gleichgültig zu sein oder zu scheinen.

„Und wo entdeckten sie diesen höchst merkwürdigen Kahn?“ fragte der Obrist spöttisch.

„Der Ordonnanzdragoner Maralt hat mit einem hübschen Mädchen im Hause Bekanntschaft gemacht,“ erzählte der Lieutenant, „er ist ihr nachgeschlichen in die Küche, von dort aber, wahrscheinlich eine Ueberraschung fürchtend, hat sie den Mann in einen kleinen engen Hof neben der Küche geführt und ihn endlich dort allein gelassen, um zuerst zu entschlüpfen, damit man ihre Zusammenkunft nicht entdecke. Der Dragoner hat sich in dem engen Hof umgesehen und endlich gefunden, daß derselbe nur ein Gang, der durch einen leeren Stall hindurch zum Ufer des See's führe. An dem von Außen ganz versteckten Landungsplatze lagen zwei Kähne. Auf die Meldung des Dragoners habe ich sofort die Localitäten sowohl als die Kähne untersucht und habe mich überzeugt, daß in dem versteckten kleinen Hafen zwischen den beiden Mauern der Kahn mit umwundenen Rudern liegt, durch welchen in letzter Nacht unsere Posten zwei Mal alarmirt wurden, der Kahn, auf den ich zu feuern befahl und nicht ohne Erfolg, wie die Kugelspur und mehr noch die Blutspur verräth!“

„Und was, mein Freund,“ fragte der Obrist lächelnd, „was ziehen sie aus diesem trefflichen Kahn für Folgerungen? Was wollen sie damit?“

„Mein Gott,“ rief der junge Officier, „der Herr dieses Hauses benützt den versteckten Landungsplatz, die versteckten Kähne zu nächtlichen Fahrten auf dem See, deren Zweck doch wohl schwerlich ein anderer, als ein feindseliger ist!“

„Und wenn ich das Alles zugebe, Herr Lieutenant,“ fragte der Obrist weiter, „was würden sie nun thun?“

„Ich würde den Hausherrn arretiren, ihn vor ein Standrecht stellen, oder wenigstens in das Hauptquartier abführen lassen!“ rief der Adjutant hastig.

„Vortrefflich,“ sagte der Obrist lachend, „Herr Newbel hätte dann zu gleicher Zeit das Vergnügen, einen dieser ver-

hastet und verachteten Preußen zu vernichten und dessen schöne Frau zu trösten; sie gehört vielleicht zu den Frauen, die am schönsten sind, wenn sie weinen!“

Der Lieutenant biß sich auf die Lippen, der Obrist wiederholte die Worte, die er kurz vorher gesprochen, in einer höchst empfindlichen Weise.

„Nein, mein Herr,“ fuhr Pelet fort, indem er sich hoch aufrichtete und sein Gesicht den männlich ernstesten Ausdruck annahm, der ihm so viel Würde gab: „ich werde den Herrn dieses Hauses, der seine Pflichten gegen uns in wahrhaft edelmännischer Weise erfüllt, ohne die Pflichten zu verletzen, die ihm höher und heiliger sein müssen, weder arretiren, noch fusiliren, noch in's Hauptquartier führen lassen, sondern ihm ganz einfach die Rähne wegnehmen, durch die er uns, nach ihrer Ansicht, gefährlich ist. Ueberlegen sie doch, Herr, was sie thun wollen? Der versteckte Landungsplatz ist sicher nicht angelegt worden unsertwegen, er hat lange vor Ausbruch des Krieges bestanden, seine Existenz können sie dem Hausherrn also nicht zum Vorwurf machen, die Rähne können ihm auch nicht zum Vorwurf gereichen, denn sie haben ihm nicht befohlen, seine Rähne abzuliefern, sondern sie sind um den See herumgefahren, und haben alle Fahrzeuge, die sie gefunden, weggeführt. Es ist ihre Schuld, mein Herr, daß die versteckten Rähne nicht gefunden wurden. Und nun nehmen wir an, der Hausherr selbst habe aus irgend einem Grunde eine nächtliche Fahrt auf dem See gewagt, ist der See nicht sein Eigenthum? Nein, ich werde nichts gegen diesen Edelmann thun, so lange sie mir nicht die positiven Beweise liefern, daß er etwas gethan hat, was man nicht erlauben darf, wenn man in Feindes Land steht. Ja, hätten sie auf der Insel ein Waffendepot entdeckt, wie sie gestern vermutheten, oder einen Versteck feindlicher Officiere, wie mir wahrscheinlicher war, so würde ich allerdings genöthigt gewesen sein, diesen Mann in's Hauptquartier zu schicken, da aber dies nicht der Fall ist, da sie selbst zugeben, daß sie auf der Insel nichts Verdächtiges gefunden haben, so, mein lieber Newbel, müssen sie

sich begnügen, der hübschen Frau dieses Preußen den Hof zu machen, ohne die Lust der Thränen zu genießen!“

Der Lieutenant hatte alsbald begriffen, daß der Obrist recht habe und gar nicht anders handeln könne, wenn er sich nicht einen Act ganz brutaler Gewalt erlauben wolle, was niemals in dem rittelichen Charakter dieses Officiers gelegen; er sah, daß er sich einigermaßen bloß gegeben in den Augen seines Chefs, was zwar seine Stimmung gegen den Hausherrn nicht sehr verbesserte, ihn aber auch nicht eben niederdrückte. Obrist Pelet war gegen jüngere Officiere, versteht sich, wenn er ihre militärische Tüchtigkeit erkannt hatte, ein über alle Begriffe nachsichtiger Chef, Newbel wußte, daß der Obrist nach einigen Spöttereien die Angelegenheit vergessen werde. Er brachte darum das Gespräch auf andere Gegenstände und begleitete den Obrist dann zu dem Frühstück.

Hier machte er der schönen Frau wiederum in französischer Weise den Hof, aber so derb, daß er die sonst so ruhige und sichere Frau mehrere Male in Verlegenheit und zum Erröthen brachte, was ihn nur kühner machte, weil er sich's zum Vortheil anrechnete. Er wagte sogar, eine Bewegung der schönen Frau benutzend, den runden Arm flüchtig zu küssen. Seine Kameraden sahen ihn erstaunt, der Obrist mißbilligend an, Herr von Pleß schien es nicht gesehen zu haben, die Dame selbst aber nahm mit einer ganz unnachahmlichen Gebärde die Serviette und wischte damit langsam die Stelle auf ihrem Arme ab, welche der Lieutenant mit seinen Lippen berührt hatte.

Die Gesichter der Franzosen wurden blutroth, der Obrist blickte hastig in seinen Teller, er wollte diese Bewegung nicht gesehen haben, der märkische Edelmann aber schaute aus seinen düstern Augen unter den buschigen Wimpern hervor so hohnvoll, daß der junge Officier, schon halb von Sinnen über die Schmach, die für ihn in der Bewegung der Hausfrau lag, sich dem Ersticken nahe fühlte, als er diesen Blicken begegnete. Er hatte keine Worte, seine Hände zitterten, seine Augen rollten, wie die eines Wahnsinnigen.

Einer der Dragoner-Officiere, die mit ihm am Tisch saßen, war sein guter Freund und versuchte ihm zu helfen, er stand hastig auf und sprach: „Verzeihen sie, mein Obrist, daß ich mich entferne, ich sitze nicht gern am Tisch eines Mannes, der meine Nation so haßt, wie dieser, einer Dame gegenüber, die sich durch die Lippen eines Franzosen beschmutzt oder entweiht zu fühlen scheint.“

Der Obrist wollte entgegenen, aber mit einer würdevollen Handbewegung hieß ihn Frau Hedwig schweigen und sagte mit einer wahrhaft entzückenden Einfachheit: „Erlauben sie mir ein Wort, mein Herr, sie sind im Irrthum, wenn sie glauben, daß ich mich durch den Kuß eines Franzosen entweiht oder beschmutzt fühlen könnte; ein Kuß, der mir gegen meinen Willen gegeben wird, kann mich überhaupt weder ehren noch verunehren; ich bin aber nicht gewohnt, mich gegen meinen Willen küssen zu lassen, dies wollte ich Herrn Kewbel durch meine Gebärde andeuten, weiter nichts, daß ich aber damit durchaus keine Beleidigung der französischen Nation beabsichtige, das kann ich ihnen auf der Stelle beweisen.“

Anmuthig erhob sich Frau Hedwig und reichte ihre Linke dem Obristen, ihre Rechte aber dem Dragoner-Capitän zum Kuß.

Ehrfurchtsvoll küßten die Officiere Jeder die Hand, die ihm gereicht wurde, der Obrist aber rief: „Nun, Kewbel, bitten sie um Verzeihung, sie haben Unrecht.“

Der Chasseur nahm sich mit Macht zusammen, er merkte, daß sein Obrist ihm den einzigen Weg zeigte, auf dem er noch mit einiger Ehre aus der für ihn verhängnißvoll gewordenen Situation kommen konnte; er sagte sich selbst, daß er zudringlich gewesen, daß er auf eine nicht eben sehr feine Art bei der schönen Edelfrau die Rechte des Siegers habe geltend machen und dafür auf eine ebenso empfindliche als verdiente Weise gestraft worden sei. Gewiß würde er um Verzeihung gebeten haben, er wollte es selbst jetzt, er machte unerhörte Anstrengungen, aber er vermochte es nicht, weil die Blicke voll Hohn und Verachtung, mit denen ihn der Gemahl

der Dame unaufhörlich anstarrte, sich wie glühende Stacheln in sein Herz einbohrten und ihn zur Wuth reizten.

Indessen stammelte er einige Worte, welche allenfalls für eine Entschuldigung gelten konnten, auch beeilte sich Frau Hedwig, sie als solche anzunehmen, indem sie freundlich entgegenete: „Sicherlich finden sie uns zu streng, mein Herr, aber die Sitte verbietet hier Manches, was in ihrem Lande erlaubt ist, und dann, wir sind im Unglück, und im Unglück ist man immer leicht verletzbar.“

Der Obrist und seine Officiere bewunderten die Ruhe, die Würde und doch auch die große Gewandtheit, welche Frau Hedwig bei diesem Conflict an den Tag legte, den sie allerdings verursacht hatte, zu dem sie aber durch die suffisante und dreiste Courmacherei des Chasseurs gewissermaßen gezwungen worden.

Auf Kewbel machte Frau Hedwig niemals einen tieferen Eindruck, das schöne Weib war ihm niemals begehrenswerther erschienen, als in diesen Momenten, er hätte sie küssen und erwürgen mögen zu gleicher Zeit; die Blicke des Hausherrn hatten ihn verlassen, seit die Edelfrau wieder freundlich gesprochen mit ihm, er athmete freier auf und hatte Zeit, sich zu erholen.

In diesem Augenblick trat Hippolyt ein, er brachte einen Brief für den Hausherrn und sprach: „Der Knecht des Herrn Generals wartet auf Antwort, gnädiger Herr!“

Die Blicke der französischen Officiere richteten sich auf den Hausherrn, der sichtlich um Entschuldigung bittend den Brief erbrach, nur Obrist Pelet kümmerte sich nicht darum, denn er sagte sich gleich, daß ein Brief, der so offen übergeben würde, nichts Gefährliches enthalten könne, dennoch bewogen die Blicke der Officiere den Edelmann zu einem Schritt, den er im Augenblick bereute, der aber nicht mehr zurückzunehmen war.

Er hatte nämlich den Brief dem Obristen übergeben und ihn mit der höflichen Phrase begleitet: „Die Bitte ist wohl billig, der General ist ein naher Verwandter meiner Gemahlin!“

Obrist Pelet hatte kaum das kurze französische Billet überflogen, als er sich zu dem Lieutenant Newbel wendete, ihm das Billet gab und freundlich sagte: „Der Besitzer des Gutes Hohentremmen, General von Carnitz, ist völlig aufgezehrt, wie er schreibt, und wünscht zur Bewirthung seiner Einquartierung namentlich Wein und Brantwein zu kaufen, er bittet um Geleit für einen Wagen, den er nach der Stadt schickt; sorgen sie dafür, lieber Newbel! ihre Kameraden, die in Hohentremmen liegen, werden es ihnen danken!“

Der Obrist glaubte ein sehr gutes Werk gethan zu haben; für den märkischen Edelmann sowohl wie für den Officier mußte ein längeres Zusammensein peinlich werden, auch sprang der Chasseur sofort auf, grüßte flüchtig und eilte hinaus; helle Gluth brannte auf seinen Wangen.

Kaum hatte der Lieutenant das Gemach verlassen, als sich auch der Hausherr auffallend hastig entfernte und seine Gemahlin mit den französischen Officieren allein ließ. Fünf Minuten später wurde der Obrist herausgerufen, dem im anstoßenden Gemach der Hausherr mit den Worten entgegentrat:

„Ich habe einen unglaublich leichtsinnigen Streich begangen, Herr Obrist, der dem Dheim meiner Frau das Leben kosten kann, wenn mir nicht der Edelmuth eines Feindes hilft!“

„Reden sie, mein Herr, was ist geschehen?“

„Herr Obrist,“ fuhr der arme Edelmann fort, „der General von der Carnitz ist derselbe, welcher im Jahre 93 den Vater des Herrn Newbel erschießen ließ, und der Lieutenant weiß es!“

„Tod und Hölle!“ schrie der Obrist erschrocken, „der Lieutenant ist im Stande, das ganze Dorf im Brand zu stecken!“

„Ich habe schon eine Warnung an den General geschickt!“ sagte der Edelmann.

Der Obrist ging jetzt eilend in den Saal zurück: „Capitän,“ rief er dem Dragoner zu, „eilen sie, der Lieute-

nant Newbel soll noch einmal wieder kommen, ich erwarte ihn auf meinem Zimmer!“

Der wackere Mann empfahl sich der Edelfrau und ging mit seinen Officieren, die er durch eine Handbewegung eingeladen, ihm zu folgen, aber er ging nicht weit, nur bis zum Vorfaal, da kam ihm ein Adjutant des Generals entgegen.

„Was bringen sie, Maulevrier?“ fragte er.

„Dreie zum augenblicklichen Aufbruch, mein Obrist,“ rief dieser, „ich werde die Ehre haben, sie zu begleiten, das Rendezvous ist in Rohrdeich, drei Stunden von hier, General Dugonnier ist bereits in Marsch, der Herr Marschall wünscht die möglichste Eile!“

Der Dragoner-Capitän kam jetzt mit dem Chasseur zurück, der sein Pferd bereits aus dem Stall gezogen hatte, der Obrist ertheilte seine Befehle, nach allen Seiten hin eilten die Officiere auseinander, und zwei Minuten später schmetterten die Trompeten der Dragoner und bliesen zum Sammeln, unten im Flecken aber wirbelten die Trommeln und die Truppen traten auf den Alarmplätzen an.

Fast freundschaftlich nahm der Obrist Abschied von dem Edelmann, dem er ins Ohr raunte, daß er schon dafür sorgen wolle, daß der Lieutenant nicht nach Hohentremmen komme, so lange die Truppen noch in der Gegend ständen.

Kaum eine Stunde nach der Ankunft von Marschall Bernadotte's Adjutanten herrschte die tiefste Stille in Bessin, im Herrenhause, wie auf dem See, im Flecken, überall, die Franzosen hatten mit einer Geschwindigkeit ihren Marsch angetreten, die etwas Zauberhaftes hatte.

Im Flecken wurde die durch den französischen Besuch fast in jedem Hause gestörte Ordnung so rasch und so gut als möglich wieder hergestellt; auch im Herrenhause gab's allerlei wieder ins Schick zu bringen, und Frau Schaller vergaß die Züchtigungen nicht, die sie verschiedenen Mägden versprochen für unziemliche Zärtlichkeit gegen französische Kerls; der Edelmann aber empfing eine Menge von Berichten, welche ihm seine Standesgenossen, auch Müller und

Förster, Postmeister und Prediger der Umgegend sendeten. Im Steinbruch, eine Stunde vom Bessiner See, lagen an sechzig preussische Soldaten, die sich selbst ranzionirt hatten, versteckt; Herr von Plez sorgte unverzüglich für deren Verpflegung und Bekleidung, was bei dem rauhen Wetter durchaus nöthig war. Am anderen Tage, wenn der Nachtrab der Franzosen etwas ferner, sollten diese Leute quer durchs Land auf sicheren Wegen nach der Ober gebracht werden. Zwei verwundete preussische Officiere, welche die letzten beiden Nächte in einem Ziegenstall des Pfarrers von Hartacker zugebracht, wurden angemeldet, da nun Bessin wieder frei von feindlicher Einquartierung war und bei seiner abgelegenen Lage auch eine solche schwerlich mehr zu befürchten hatte.

Ueberall hin gab der Erbherr von Bessin seine Befehle, jetzt trat die Verschwörung offen auf, von der sich der Lieutenant Newbel umgeben gefühlt während seines ganzen Aufenthaltes am See.

Gerade um Mittag kam ein Kahn von der Insel herüber und landete an dem Sandplatz zwischen den Hofmauern an der Wasserpforte, deren Geheimniß so schmachvoll verrathen worden war von einer verliebten Dirne; glücklicher Weise ohne Schaden für den Hausherrn, der gar nicht wußte, wie sehr ihm die Großmuth des Obristen nöthig gewesen zu Schutz und Schirm.

Lehnerdt Schaller, der den Kahn gerudert hatte, half den vier Personen, welche in dem Kahn gefessen, aussteigen, und sie bedurften seiner Hülfe; es waren vier mehr oder minder hart bleisirte Officiere, drei davon trugen den Kopf verbunden und zwei davon außerdem noch den Arm in der Schlinge. Dem Vierten lag ein breites, schwarzes Pflaster quer über die linke Wange, ging über die Nasenwurzel hinweg und lief hart über dem Auge in die Stirn hinauf, dieser Officier ging überdem, schwer und schmerzlich stöhnend, an einem Stocke, denn er war auch am Fuße contusionirt.

In Fetzen und Lumpen hingen den Bleisirten die Reste ihrer Uniformen auf dem Leibe, Alle hatten darüber Mäntel

und Röcke, die ihnen schon auf der Insel gegeben worden waren. Sie waren die vier Officiere, die der wackere Edelmann in vergangener Nacht mit Gefahr seines eigenen Lebens gewarnt und mit Lehnerdt Schallers Hülfe in dem unterirdischen Raum der Ruinen versteckt und so glücklich vor den Nachforschungen des eifrigen französischen Officiers sicher gestellt hatte.

Herr von Plez kam den Officieren in der Flurhalle entgegen, er hieß sie in herzlichster Weise willkommen und lud sie ein, ihm zu folgen, den Officier mit dem Säbelhieb quer über das Gesicht faßte er kräftig um den Leib, um ihm das Ersteigen der Treppe zu erleichtern: „Kommen sie, Herr von Leist,“ sagte er tröstend, „ein paar Tage Ruhe, und sie können wieder zu Pferde steigen!“

„Gott gebe es,“ seufzte der verwundete Officier, „haben sie keine Möglichkeit,“ setzte er dann rasch hinzu, „meiner Frau und meinem alten Ohm eine Botschaft zukommen zu lassen, daß ich noch lebe, die Pein und Angst meiner Frau sind gewiß groß?“

„Beruhigen sie sich doch, lieber Herr von Leist,“ tröstete der edle Plez freundlich, „ich habe gestern schon, gleich nach meiner Rückkehr von der Insel, einen der verbündeten Prediger benachrichtigt; ich bin überzeugt, daß ihre Frau Gemahlin noch heute oder spätestens morgen die Botschaft bekommt, daß sie nicht schwer verwundet sind.“

Der Gutsherr, Frau Schaller und Lehnerdt führten die Officiere in ein Zimmer, abgelegen, ziemlich gut versteckt, das mit allen Bequemlichkeiten versehen war, welche die Herren bedurften.

„Es ist freilich hier nicht sehr elegant,“ der edle Plez wollte scherzen, um die trübe Stimmung seiner Gäste zu erheitern, „indessen im Kriege geht es hin, und das königliche Regiment Gensd'armes muß sich's auch mal so gefallen lassen.“

„Das königliche Regiment Gensd'armes No. 10 existirt nicht mehr!“ rief der Lieutenant von Leist, sich matt niederlegend, und Thränen schossen aus seinen Augen.

„Aber Preußen existirt noch, Herr von Leist,“ sagte der Edelmann nachdrücklich, „Preußen bleibt fest und der König oben!“

„Amen!“ entgegnete der verwundete Officier und blickte dankbar auf den edlen Pleg, der ihm mit seiner Zuversicht neuen Muth ins Herz goß.

Auf der Bernekoper Pfarre.

Der Sandweg war fest, und ziemlich leicht rollte der Planwagen mit den breitspurigen Rädern, von vier muntern Rossen gezogen, dahin; zwischen Wasser und Wald hinein in die alte tapfere Mark Brandenburg, hinein in den schönen, milden Novembertag, der eine Art von wehmüthiger Heiterkeit ausbreitete über die stillen Felder, die schweigenden Wasser und ersten Fichtenhöfzer.

Das Viergespann lenkte unser Freund vom Bessiner See, Lehnerdt Schaller, in seines Vaters „Matin“; und hinter ihm unter der Plane saßen auf drei großen Futtersäcken, die mit Decken und Mänteln belegt waren, je zwei und zwei, sechs Personen.

Den vordersten Sitz nahmen ein Frau Hedwig von Pleg und der Lieutenant Hans Dinnies von Leist; die Dame hatte vielleicht selten so hübsch ausgesehen wie an diesem Vormittage, der tapfere Officier ganz bestimmt noch nie so abscheulich. Die Dame trug eine eng anliegende schwarze Sammetkappe, die ihr zartes, weißes Gesicht anmüthig hervortreten ließ und die schöne Bildung desselben, von der reinen Luft rosig angeflogen, wie in einem Rahmen zeigte; gut und ruhig blickten die Augen, bald in die Landschaft hinein, bald auf den wunden Krieger an ihrer Seite. Die hohe stattliche Gestalt der Dame war in einen schlechten braunen Tuchmantel gehüllt.

Hans Dinnies von Leist, den die Berliner Damen einst für den schönsten Officier im prächtigen Regiment der Gensd'armes erklärten, lag lässig an der Seitenwand von Weibengesecht; freilich hatte er sich in der letzten Zeit, denn fast vierzehn Tage war er mit seinen Kameraden bei sorgsamster Pflege in dem Herrenhause zu Bessin verpflegt gewesen, mächtig erholt; die eiserne Natur des pommerischen Heldenstammes, aus dem er hervorgegangen, hatte sich bewährt, er war gesundet, die alten Kräfte kamen wieder, aber der geistige Druck, den des Vaterlandes Unglück auf ihn übte, machte ihn lässig und verdrossen. Er saß neben der schönen Frau, aber er suchte keine Unterhaltung mit ihr, wohl beantwortete er ihre Fragen, aber er fand keine Freude daran, zu reden. An Weib und Kind daheim dachte er oft, sowie an den alten Oheim; an den König und an das Vaterland aber dachte er immer. Schmerzliche schwere Gedanken, die ihn zwar nicht muthlos zu Boden drückten, die ihn aber quälten und ängsteten, denen er erst dann zu entinnen hoffen durfte, wenn er, den Pallasch in der Faust, wieder den Feinden gegenüber stände. Und dahin war er auf dem Wege. Er hätte sich sicher auf Nebenwegen viel leichter nach Spantow durchschleichen und Ruhe suchen können in den Armen seines schönen Weibes, aber der tapfere Reiter verwarf diesen Vorschlag, den ihm Herr von Plez machte, auf der Stelle, er wollte nur über die Oder, um in Preußen zum Heere des Königs zu stoßen. Außerlich war der junge Mann furchtbar entstellt, eine dicke rothblaue Narbe, nur zum Theil noch mit einem schwarzen Pflaster belegt, lief schräg links über sein abgezehrt Angesicht, das dadurch in zwei fast gleiche Hälften getheilt wurde; die Lippen waren dünn geworden und die sonst so glatte Stirn lag in düstern Falten. Es war ein Zug von Troß und Grimm in diesem entstellten Antlitz, der ihm etwas Wildes und Drohendes verlieh, das er vordem niemals gehabt.

Auf dem zweiten Sitz befand sich der edle Plez von Bessin mit einem Infanterie-Officier; auf dem dritten die beiden andern Officiere, die wir schon im Herrenhause am See gesehen.

Die vier Soldaten waren in Civilkleidung, theils, weil sie hoffen durften, also weniger Aufmerksamkeit zu erregen, theils aber auch, weil die Reste der Uniformstücke, die sie noch mit nach Bessin gebracht, zu gar nichts mehr taugten. Uebrigens waren die drei Kameraden Leist's leichter und besser gestimmt, auch sie waren entschlossen, sich zur Armee des Königs durchzuschleichen, aber sie waren, entweder leichtblütiger oder oberflächlicher als Leist, nicht so schwer betroffen von dem Unglück Preußens. Als sie von ihren Wunden genesen, trat die Jugend wieder in ihre Rechte bei ihnen, sie trösteten sich über die große Niederlage mit der Hoffnung auf noch größere Siege. Im Innern des Wagens unterhielt sich Herr von Plez ziemlich lebhaft mit den drei Officieren, seine Gemahlin und Herr von Leist nahmen keinen Antheil an dem Gespräche, sie hatten schon lange geschwiegen.

„Schöne Pferde!“ sagte Herr von Leist plötzlich und deutete mit der Hand nachlässig auf das Viergespann.

Die Dame lächelte ihm anmuthig zu, dann entgegnete sie: „Starke Pferde, gute Pferde, Herr von Leist, schön sind sie eben nicht, aber Plez hatte vier sehr schöne Pferde, vier Rappen, es war eine Freude die Thiere zu sehen; die Franzosen haben sie mitgenommen!“

„Ein schmerzlicher Verlust!“ sagte Leist etwas zerstreut. „Plez war viel betrübter über den Verlust unseres alten, treuen Kutschers,“ fuhr die Edelfrau fort, „als über den seiner Pferde; der alte Mann hatte seines Herrn Pferde nicht lassen wollen, die französischen Dragoner haben ihn niedergehauen, wir fanden ihn nach dem Abmarsch todt im Stalle, und er hat nicht einmal Kinder hinterlassen, denen wir Gutes thun, an denen wir seine Treue vergelten könnten!“

Es stand eine Thräne in dem Auge der schönen Frau, sie schwieg eine Weile; Thräne und Schweigen galten dem Andenken des treuen Dieners, dann fuhr sie fort: „Diese Pferde würden wahrscheinlich auch mit in das französische Hauptquartier gegangen sein, wenn sie nicht in einem abgelegenen Stalle allein gestanden hätten, denn von unseren anderen Pferden ist uns keins geblieben; Plez hat kein Reit-

pferd behalten, und selbst meinen armen blinden Schimmel, meines Mannes Großvater hatte ihn mir geschenkt, als ich noch Mädchen war, haben sie mitgenommen, das alte Thier hat schwerlich auch nur die nächsten Märsche ausgehalten!"

„Die französischen Officiere,“ meinte Leist, „scheinen nicht eben sehr gewissenhaft zu verfahren!“

„Es wäre wohl unrecht,“ entgegnete die Dame, „den Officieren das Alles zur Last zu legen, aber vielleicht sollten sie aufmerksamer sein; hat doch selbst der Kammerdiener des Obristen Pelet, wie sich von selbst versteht, hinter dem Rücken seines Herrn, die silbernen Pössel gestohlen, und die Diener der anderen Officiere haben selbst Bettwäsche und was ihnen sonst zur Hand gewesen, eingepackt; am meisten hat es mich gekränkt, daß dieses Pack so Vieles ganz muthwillig ruiniert hat, zerschnittene Betten, zerschlagenes Geschirre, zerbrochene Spiegel überall, es war ein abscheulicher Anblick! In einem Zimmer waren alle Polster auf den Stühlen ganz regelmäßig durch Kreuzschnitte geöffnet. Krieg ist hart, Herr von Leist, aber ich glaube doch nicht, daß preussische Soldaten so verfahren könnten!“

„Gewiß nicht, gnädige Frau,“ sagte der Officier lebhafter, „da ist ein Raffinement, ein Vergnügen an muthwilliger Beschädigung und Vernichtung fremden Eigenthums, daran denken unsere Leute nicht, selbst dann nicht, wenn sie gereizt werden, viel weniger so!“

„Viele Silber haben sie zerschlagen und zerrissen!“ setzte die Edelfrau hinzu.

Diese Bübererei mußte der schönen Dame sehr empfindlich sein, denn ihr freies, klares Angesicht wurde fast zornig, doch ging es gleich vorüber, es war wie eine dunkle Wolke, die an einem hellen Tage an der Sonne vorüber zieht und ihr Licht auf einen Augenblick abdämpft.

„Ah! da ist ja die Thurmspitze von Bernekop schon!“ rief sie sich aufrichtend und zeigte auf eine Spitze, die wie eine dunkle Nadel hineinstach in das lichte Gewölk, mit dem der Horizont umflogen war.

Der Wagen fuhr jetzt in einem sehr schlechten Wege langsam dahin, über Baumwurzeln mit derben Stößen kippend, in Sandlöcher sinkend, an einzelnen Steinen stoßend und knirschend. Zur rechten Hand trat der Kieferwald dicht heran, zur linken war er stark gelichtet und ganz ohne Unterholz, man sah durch die einzelnen schlanken Bäume die stillen Wasser des Bernekoper Luches, in denen die blätterlosen Ellergebüsche und Eschen im leisen Zuge des Windes lautlos hin- und herschwankten.

Das war ein ächt märktisches Landschaftsbild, in seiner Armuth nicht ohne Reiz.

Als der Wagen aus dem Walde ganz heraus war, lag am Ufer eines kleinen Flüsschens ein Dorf vor den Reisenden, dessen Strohdächer von dem weit sichtbaren spitzen Thurm der Dorfkirche und dem Ziegeldache des Gutes überragt wurden.

Kirrend und stoßend, noch weit mehr denn zuvor im Walde, rasselte der Wagen über einen ächt märktischen Knüppeldamm, der in der Form des lateinischen Buchstaben S sich durch einen Bruch wand und bis nah an das Dorf führte.

An den einzelnen stillen Hütten vorüber fuhr Herr von Plez mit seinen Genossen dicht unter dem kleinen Hügel hin, auf welchem die Kirche stand, ein ureinfacher aber wahrscheinlich auch uralter Bau von Feldsteinen. Rings um die Kirche lag der Gottesacker, den eine niedrige Mauer einfaßte.

Fast ganz um die Kirche herum, immer der Kirchhofsmauer entlang, fuhr der Wagen, dann lenkte Lehnerdt Schaller um eine stattliche alte Linde in einen bedeckten Thorweg hinein, der zwischen zwei Scheunen hindurch in einen unregelmäßigen, aber sehr geräumigen Hof führte.

Das war der Pfarrhof von Bernekop, und das kleine, alte, gebückte Männlein, das da an der Thür steht, mit dem schwarzen Sammetkappchen auf den dichten, langen weißen Locken und mit den schwarzen, muthig funkelnden Augen unter der hohen Stirn, ist der Magister Friedrich Thebesius, pastor loci. Der Greis im schwarzen Rock, die Manchesterbeinkleider in den hohen blank gewischten Stiefeln, tritt rasch

an den Wagen, als dieser vor der Thür hält, und ruft mit kräftiger Stimme: „Gott willkommen, meine liebe, gnädige Frau und Alle, die mit ihnen kommen!“

Er reichte der Edelfrau seine Hand, um ihr beim Absteigen behülflich zu sein, er that das mit einer gewissen würdevollen Anmuth, die ihm gar wohl ließ.

„Guten Tag, lieber Papa,“ grüßte Frau von Plez anmuthig niedersteigend an der Hand des Pastors, „wo ist Mamachen? doch nicht unwohl?“

„Nein, nein!“ entgegnete der Greis schelmisch, „nicht unwohl, aber noch nicht fertig, je älter die Frau Pastorin wird, desto mehr Zeit braucht sie zum Putz; ist auch in der Ordnung, als sie so alt war wie die liebe gnädige Frau, da brauchte sie fast gar keine Zeit, eins, zwei, drei war Alles fertig!“

Mit großer Treuherzigkeit und sichtlich Freude begrüßte der Pastor von Bernkop nun den Gebieter von Bessin und die Officiere und lud sie ein, ihm in sein Pfarrhaus zu folgen, während Frau von Plez, die in diesem Hause nicht fremd war, seine Einladung gar nicht erwartete hatte.

Durch das unaufhörliche Gebell des Hofhundes war nun auch ein Knecht herbeigerufen, der dem Lehnerdt Schaller die Kofse abschirren und in den Stall führen half.

In der großen, etwas düstern Stube des Pfarrers stand schon der Tisch gastfreundschaftlich gedeckt mit schneeweißem Linnen und mit blankem Zinn, denn es war nahe an Mittag und die Gäste waren erwartet worden. Hier hieß der Pfarrer die Herren noch ein Mal willkommen, Jedem die Hand reichend, dann lud er sie ein einen Bissen Brod zu nehmen und einen kleinen Schnaps, bis das Mittagessen fertig sei.

Die Herren folgten der Einladung, denn eine Fahrt von drei Meilen im Planwagen durch märkischen Sand und über märkische Knüppelbäume macht Appetit überall.

Das war eine hübsche, räumliche Stube, ein Paar große Bilder in schwarzen Rahmen hingen an den Wänden, geistliche Herren in Amtstracht; über dem kleinen Klavier aber prangte ein schönes Bild des großen Friedrich mit noch ganz jugend-

lichem Gesicht, aus den ersten Jahren seiner Regierung. Friedrich Incomparabilis trug eine Uniform von blauem Sammet und schaute aus seinen großen, gewaltigen blauen Augen bedeutungsvoll nieder. Schwere alte Tische, Stühle und Schränke von Nußbaumholz bildeten das Geräth, einfach Alles und sauber, dennoch in der Zusammenstellung einen gewissen altväterlichen Wohlstand verrathend. Durch eine offene Thür neben dem gewaltigen Kachelofen blickte man in eine kleinere Stube, die war so voller Bücher, daß kaum des Pfarrers Schreibtisch unter dem einzigen Fenster und sein alter Lehnstuhl dabei Platz hatten.

„Ich sehe, unser alter Freund ist noch nicht hier!“ sagte Herr von Plez.

Der Greis blickte auf die große Schwarzwälder Uhr, die neben der Thür tickte, zog dann eine fast kugelförmige Taschenuhr an einer silbernen Kette hervor, öffnete eins der vielen Gehäuse und entgegnete, nachdem er beide Uhren verglichen, mit großer Bestimmtheit: „Der Herr Postmeister wird hier sein, ehe denn noch zehn Minuten verfloßen sind! Haben sie neue Nachrichten, lieber Herr von Plez?“

Der edle Plez von Bessin gab dem Geistlichen ein Paar Zeitungsblätter, bemerkend, daß eben nichts Neues von Belang darin sei, daß man aber doch manches genauer erfahre, was man bisher nur unvollständig gewußt.

„Der Herr Postmeister wird das Neueste mitbringen!“ rief der Greis, und seine dunkeln Augen bligten, „Gott erbarme sich über unser Preußen, jede neue Zeitung auch ein neues Unglück! aber Gott legt Keinem mehr auf als er tragen kann, liebe Herren, und Er, der uns so gewaltig prüft in dieser Nacht, Er wird uns auch wieder aufrichten an seinem Morgen!“

„Der Greis spricht Feuer!“ sagte Herr von Plez leise zu sich selbst.

Endlich kam auch die Frau Pastorin, eine feine alte Dame, trotz hohen Alters ganz unverfallen, würdevoll und heiter zugleich.

Die Frau Pastorin Thebesius war ein Fräulein von gutem Adel aus Pommern, eine von dem zahlreichen Geschlecht

der Kamecke, und Leist, dem Frau von Pletz das unterwegs gesagt, begrüßte sie gleich als Cousine, welcher Gruß denn eine ziemlich lange, gründliche und sehr interessante Entwicklung dieses verwandtschaftlichen Verhältnisses zur Folge hatte. Das greise Mütterchen zeigte ein treffliches Gedächtniß und rühmte von Leist's Vater, den sie persönlich gekannt hatte, daß selbiger ein vollkommener Cavalier gewesen, während sie von dem alten Obristleutnant nur wußte, daß er für einen unermüdblichen Tänzer gegolten, weshalb auch unter den Damen große Trauer gewesen, als er ein Bein verloren.

Mitten in diese Plauderei hinein, an der auch die andern Officiere Theil nahmen, weil sie Namen von Familien hörten, die mit den ihrigen verwandt, fiel die Ankunft des Postmeisters, der auf einem starken Schweißfuchs in den Hof trabte und schon abgestiegen war, als der greise Pastor vor die Thür kam, um ihn zu begrüßen.

„Guten Morgen, meine Damen, ihr gehorsamster Diener!“ mit diesem Gruß trat die gewaltige Gestalt des verabschiedeten Hauptmanns und jetzigen Postmeisters Theuerdank in's Zimmer.

Leist, der mit seiner Cousine, der Frau Pastorin, an einem der Fenster gestanden, blickte mit großem Interesse durch die Geraniumstücke, die auf dem Fensterbrett standen, nach des Postmeisters Schweißfuchs, der ziemlich warm geritten war und darum auf dem Hofe hin und her geführt wurde.

Der Postmeister küßte den Damen die Hand, machte das aber ab ohne sich weiter zu verneigen, was ihm bei seiner Corpulenz sehr unbequem gewesen sein würde, dann reichte er Herrn von Leist die Hand und sagte, mit den Augen listig zwinkernd: „Nicht, der Herr Kamerad sind von der Cavallerie?“

„Lieutenant von Leist vom Regiment Gensd'armes!“ entgegnete Leist, zur sichtlichen Freude des Soliarhs, der sich nun stolz aufrichtete und mit der Hünenfaust an die Brust schlagend, daß es dröhnte, sagte: „Anspach-Baireuth-Dragoner, ehemals Hauptmann Theuerdank, jetzt Postmeister!“

„Aber doch immer noch Theuerdank, lieber Herr Postmeister!“ warf Frau von Pletz lächelnd ein.

„Wie gnädige Frau befehlen!“ erwiderte der wackere Mann galant, ohne sich jedoch aus seiner Ruhe bringen zu lassen, denn er fuhr nun fort Bekanntschaft zu machen mit den Officieren, freute sich sehr, wenn er errieth, ob sie von der Infanterie oder der Cavallerie, sagte Jedem seinen Namen besonders und erklärte ihnen endlich, daß er es über sich nähme, sie, wohlverstanden einzeln, über die Oder zu bringen; weiterhin wolle er sie denn auch an ordentliche Leute adressiren, die nicht an Seiner Majestät zum Hundsfott geworden wären, wie er sich kräftig ausdrückte. Zugleich rühmte er sich, daß er schon an sechszig Officiere dem Könige und dem Vaterlande gerettet und mehrere hundert Soldaten; freilich mußte er aber auch zugeben, daß es alle Tage schwerer werde, durchzukommen, weil es zwischen Weichsel und Oder von französischen Bllkern wimmele.

Darauf wurde die Suppe aufgetragen, und der geistliche Herr hielt ein fast seltsames Tischgebet, in welchem er des Königs und der Preussischen Krieger gedachte in ergreifenden Worten; ein kräftiges Soldatengebet war das, nur etwas zu lang für hungrige Leute.

Während des Essens erzählte der tapfere Postmeister seine Neuigkeiten, die ungewissen Nachrichten von der königlichen Armee, die officiellen Berichte über Napoleon's Aufenthalt in Berlin, all' die zahllosen Kunden und Zeitungen, die in bewegten Zeiten von Mund zu Mund gehen; der Postmeister Theuerdank hörte Alles, erfuhr Alles und wußte Alles; das war seine Stärke, darauf beruhte auch sein Vermögen, Preussische Officiere und Soldaten mitten durch die Feinde hindurch zu salviren. Uner schöpft war der Postmeister in Mittheilungen von einzelnen Zügen Preussischer Tapferkeit, er sammelte solche mit unermüdblichem Eifer und erzählte sie sich und Andern so oft als nur möglich war.

„Lieber Herr Postmeister,“ unterbrach ihn plötzlich der greise Pastor mit funkelnden Augen, „es ist läßlich, daß ihr

unseres Kriegsvolks Tapferkeit rühmet, aber rühmet nicht allzusehr, auf daß ich nicht glauben muß, ihr wäret verzweifelt an der Zukunft und wolltet euch trösten und stärken an solchen Historien! Wir sind gebeugt unter die gewaltige Hand Gottes, Mann, und Er alleine ist's, der Preußen wieder aufrichten wird!“

Der Postmeister stuzte einen Augenblick, er fühlte, daß eine Wahrheit war in dem, was der Pastor sagte, aber er schwieg nicht sehr lange, bald war er wieder in vollem Zuge, und der Pastor störte ihn nicht wieder. „Gott führt Andere auf andern Wegen,“ sagte er leise und hörte dann selbst nicht ungern dem Erzähler zu.

Der Postmeister war, wie gesagt, unerschöpflich im Erzählen von solchen Geschichten; er schien es hauptsächlich darauf abgesehen zu haben, die perfide Zämmlichkeit aufzudecken, mit der gewisse Leute damals schon angingen, die Preußischen Officiere zu verläumdern und ihnen allein die Schuld des unermesslichen Unglücks beizumessen, — ein Verfahren, was leider mit einer teuflischen Consequenz so lange und so eifrig fortgesetzt worden, daß noch heute die Leute, die sich vorzugsweise die Gebildeten zu nennen belieben, hochmüthig die Achseln zucken über die Junker von Jena und denen die Schuld der Niederlage zuschreiben.

Der Postmeister hatte eben wieder eine Reihe von Mittheilungen beendet, und es war eine kleine Pause entstanden, da rief der Lieutenant von Leist, aus tiefem Sinnen auffahrend: „oh wie ist es möglich? wie ist es möglich?“

Es klang ein tiefes Wehe aus diesem Schmerzensruf — der junge Mann konnte und wollte es nicht begreifen, daß sein theures, sein ruhmreiches Preußen untergegangen sein sollte.

„Unser Elend kommt vom Calculiren!“ sagte plötzlich der edle Pleß von Bessin.

Die Andern sahen ihn fragend an.

„Ja, vom Calculiren,“ fuhr der Edelmann fort, „weil der große Friedrich sein Hauptaugenmerk mit darauf gerichtet hatte, so viel als möglich Geld einzunehmen, weil ein großer Schatz allerdings eine Stütze der politischen Bedeutung ist,

so calculirte nun Alles, vom Minister bis zum Schreiber, wo noch etwas herauszupressen, wo noch etwas zu ersparen. Hieraus entstand langsam nach und nach in allen Zweigen ein schäbiges, knaueriges System der Ersparung und Plusmacherei, was unsere eigentlich treffliche Verfassung bei den Leuten verhaßt machte. Die übelste Folge davon aber war, daß alle Staatsdiener zuletzt anfangen, dies System zu ihrem Privatinteresse zu benutzen. Die Besoldungen blieben auf dem alten Fuß, die Bedürfnisse stiegen um das Doppelte und Dreifache, der Luxus stieg ebenfalls; die Staatsdiener hatten durch die immer mehr überhand nehmende Pedanterie und Kleinigkeitskrämerei schwere Arbeit und konnten doch von dem unzureichenden Gehalt nicht mehr leben. Jeder fing also an auch für sich etwas Plus zu machen, auch seine häusliche Noth durch Knauserieen in seiner amtlichen Stellung, so groß oder so klein dieselbe sein mochte, zu beseitigen. Das wurde im ganzen Staat so Sitte, daß man es als eine bekannte Sache, als ein nothwendiges Uebel betrachtete. Es kam so weit, daß diejenigen, die sich um eine Stelle bewarben, immer mehr nach den Emolumenten als nach dem Gehalt frugen. Auch die Armee erlag diesem Calculiren und Plusmachen. Was hat man alles gethan, um die Kasse der Compagniechefs zu füllen! Montirung, Hemden, Schuhe der Soldaten, alles wurde beknappt. Das waren ganz bekannte Sachen, ich sage ja nichts, was ihnen nicht genau bekannt wäre! An dieser Stelle hat mein seliger Freund von Wackerode oft genug erklärt: „Mit der Compagnie hört die Honnetät des Officiers auf, so wie der Hauptmann eine Compagnie becommt, muß er ins Plusmachen und Calculiren hinein gerathen, er kann gar nicht anders, nur die Lieutenants sind noch honnet!“ Leider, leider, er hat nur zu Recht gehabt, am Plusmachen und Calculiren ist unser glorreiches Preußen zu Grunde gegangen.“

„Es ist das zum Theil wohl wahr, Herr von Pleß,“ nahm der greise Pastor das Wort, „aber glauben sie mir, trotz des Calculirens hätte der Preußische Staat noch lange floriren können, oder vielmehr das Calculiren hätte nicht bis

zu diesem Mißbrauch gedeihen können; wenn nicht die Gottlosigkeit gewesen wäre; nicht am Calculiren ist Preußen zu Grunde gegangen, sondern an der Gottlosigkeit, die in den Städten herrscht bei Vornehm und Gering; sie haben des Glaubens gespottet, aber der Herr läßt sich nicht spotten!“ —

Der Pastor hielt plötzlich inne, denn der Hund draußen schlug an, rascher Hufschlag, ein Reiter auf schaumbedecktem Roß hielt vor der Thür.

Lehnerdt Schaller.

Postmeister Theuerdank, der so saß, daß er durch die kleinen grünen Scheiben des nächsten Fensters nach dem Hof sehen konnte, schüttelte gewaltig den Kopf, als er dieses Reiters und dieses Rosses ansichtig wurde; die ganze Gesellschaft schwieg, denn es war Keiner dabei, der nicht fest überzeugt gewesen wäre, daß der Reiter eine ungewöhnlich wichtige Nachricht bringe; in aufgeregten Zeiten ist man immer darauf gefaßt, etwas Besonderes zu vernehmen, und damals, obgleich die Hiobsposten Schlag auf Schlag kamen, war man bei der neuesten noch eben so empfindlich als bei der ersten, denn die preussischen Herzen vermochten es nimmer, gleichgültig zu werden bei den Nachrichten von den Unglücksfällen, die damals hageldicht, so zu sagen, fielen, wenn sie sich auch oft bemüheten, gleichgültig zu erscheinen.

Schon vernahm man die schweren Tritte des Reiters in dem Vorflur, und Aller Augen wandten sich nach der Thür, nur der Postmeister blickte immer noch mit gewitterschwangerer Miene durch das Fenster nach dem Hof, wo das Roß auf- und abgeführt wurde, dem die Flanken schlugen von dem Gewalttritt.

Es war ein ganz junger Bursch, der da eintrat, halb wie ein Postillon oder ein Bedienter, halb wie ein Bauer gekleidet; die hohen Sporenstiefeln und den Hut hatte er vom Postillon, die Jacke und die schwarzen, bocklebernen Beinkleider

vom Bauern; der Junge grüßte ohne Verlegenheit mit dem Hute in der Hand, dann schritt er rasch auf den Postmeister zu.

Der Postmeister nahm nicht sogleich den Zettel, den ihm der Junge hinhielt, er suchte vielmehr hastig in allen seinen Taschen, bis er endlich aus einer derselben ein schwarzes lebernes Futteral hervorbrachte, aus welchem er eine mächtige Brille zog, deren Gläser er erst mit seinem bunten Taschentuch abwischte, bevor er sie aufsetzte. Er nahm endlich den Zettel, las ihn aufmerksam durch, las ihn noch einmal und zerschnitterte ihn dann in seiner gewaltigen Hand. Eine ziemliche Weile sah der eifrige Mann nachdenklich vor sich nieder, dann richtete er sich plötzlich auf und sprach: „wir dürfen keine Minute Zeit verlieren, ich habe die Franzosen im Hause, Gott sei's geklagt, Chasseurs, und muß machen, daß ich heim komme; sie, meine gnädige Frau und Herr von Pleß haben auch Besuch zu gewärtigen, denn die Chasseurs werden von mir zu ihnen kommen, ein Officier hat sich lebhaft nach dem Wege nach Bessin und nach Hohentremmen erkundigt.“

„Hohentremmen?“ rief Herr von Pleß auffahrend, „ein Chasseur-Officier?“

„So ist's, Herr von Pleß,“ entgegnete der Postmeister, „meine Frau schreibt, er habe ganz genau nach dem General von der Carnitz geforscht.“

„Es ist kein Zweifel,“ meinte der Edelmann, er dachte an den Lieutenant Kewbel, dessen Vater der General von der Carnitz einst als Spion erschießen ließ.

„Sie, mein Herr Kamerad,“ wendete sich Theuerdank an Herrn von Pleß, „müssen sogleich fort, der Herr Pastor wird wohl einen finden, der sie bis Langenpieske geleitet, dort werden sie schon erwartet — sie, meine andern Herren Kameraden, müssen hier in der Pfarre bleiben, morgen werde ich aber Rath finden, sie weiter zu führen!“

„Mache dich fertig, meine Liebe,“ sagte Herr von Pleß aufstehend zu seiner Gemahlin, „wir können nicht zeitig genug nach Hohentremmen kommen, deinem Oheim droht eine große

Gefahr. Lehnerdt Schaller kennt alle Wege und Stege, er kann den Herrn von Pleß nach Langenpieske geleiten.“

„Das ist gut, den Lehnerdt, den kenne ich,“ meinte der Postmeister überlegend, „der Junge ist vorsichtig, er kann nicht vorsichtig genug sein, da diese Teufels-Franzosen wieder in der Gegend sind. Sie müssen zu Fuß gehen, Herr von Pleß, schlechter Spaß das für gebiente Cavalleristen, wie wir sind, aber Alles für den König und dieses alte liebe Land Preußen!“

Damit ging der Postmeister nach der Thür und schrie mit lauter Stimme nach Lehnerdt Schaller, der auch nicht säumte, zu erscheinen.

Während der Postmeister nun dem Führer seine Instruktionen und Weisungen gab, zog Herr von Pleß den Lieutenant in ein Fenster und nöthigte ihm ein paar Rollen Courantmünze auf; Herr von Pleß nahm das Darlehn endlich dankbar an, man hatte damals gewaltig wenig, aber man reichte weit mit dem Wenigen, weil Einer dem Andern herzlich und willig aushalf.

Die Frau Pastorin hatte indessen einen Kober mit Lebensmitteln gefüllt, und der wackere Magister Friedrich Thebesius brachte einen tüchtigen Wanderstab aus einer Ecke, den er dem tapferen Officier unter Anwünschung des göttlichen Segens überreichte.

Die Kameraden hätten Herrn von Pleß gern gleich begleitet und ließen sich davon auch nur durch die energische Erklärung des Postmeisters, daß es gar nicht möglich sei, sie alle Bier zugleich über die Oder zu bringen, davon zurückhalten.

Unterdessen war der Planwagen des Herrn von Pleß vorgefahren; er schüttelte den Officieren, die er alle mit Reisegeld versehen hatte, die Hand, und umarmte den greisen Geistlichen zum Abschied.

„Wir sehen uns wieder in besserer Zeit, Herr von Pleß!“ sagte die Schlossfrau von Bessin freundlich zu dem Scheidenden.

„Das nehme ich als frohe Verheißung!“ entgegnete der Lieutenant.

„Die gewiß zutrifft,“ rief der greise Magister mit erhobener Stimme, „wir sehen uns Alle wieder in besserer Zeit, und ist's nicht hienieden, so ist's droben; hier, nehmen sie, meine Herren, den Abschiedstrunk, nehmen sie!“

Die Frau Pastorin präsentirte die gefüllten Gläser, der Greis nahm sein Mützchen ab und rief, das Glas hoch hebend: „Gott, barmherziger Vater, Gott, allweiser Rath, Gott, allmächtiger Helfer, siehe du zu in deiner Gnade, daß unserm theuern Könige und unserm geliebten Vaterlande geholfen werde in dieser tiefen Noth! Amen!“

„Amen!“ sagten die Anwesenden und leerten schweigend ihre Gläser.

„Preußen bleibt fest und der König oben!“

Damit nahm Herr von Pleß den Arm seiner Frau und ging hinaus. Er sah sich nicht mehr um, er hob sein Gemahl auf den Wagen, schwang sich hinauf zu ihr, ergriff die Peitsche, die ihm der Pfarrknecht reichte, und klappernd und klirrend, vom Gebell der Hunde begleitet, rollte der Wagen aus dem Hofe.

Mit demselben Wort, mit: „Preußen bleibt fest und der König oben!“ nahm nun auch Herr von Leist Abschied, dem seine greise Cousine, die Pastorin, noch ein warmes Tuch aufgenöthigt hatte zum Schutz gegen den kalten Abend.

Langsam ging der wunde Officier über den Hof, schwer auf den Stock des Pfarrers gestützt, er war der Bewegung noch ungewohnt; die Pfarrersleute standen vor der Thür und sahen ihm nach, mit ihnen die drei Kameraden, die noch zurückbleiben mußten und mit Wehmuth einen Gefährten scheiden sahen, den sie in schwerer Zeit kennen und schätzen gelernt hatten.

Herr von Leist hatte mit seinem Führer Lehnerdt Schaller den Pfarrhof durch eine Nebenpforte, die zwischen zwei Gärten hinten hinausführte, verlassen und war langsam wandernd zu einer Reihe von niedrigen Sandhügeln gelangt, die sich in nordöstlicher Richtung von Bernekop aus in's Land hineinzogen.

Als sie den Kamm dieses Zuges erreicht hatten, blieb Lehnerdt Schaller, der bis dahin kein Wort gesprochen hatte, plötzlich stehen und deutete mit seinem Knotenstock erst rückwärts nach Westen auf einen fast verschwindenden Punkt, indem er sagte: „Da fährt der gnädige Herr!“ dann wendete er sich halb und deutete auf zwei Reiter, die im schärfsten Trabe sich von Bernekop entfernten. „Der Herr Postmeister!“ erläuterte der Führer, dann rückte er den Kober zurecht, nahm sein „Matin“ zusammen und sprach, den Pfad abwärts nehmend und halb zu Herrn von Leist gewendet, dem er scharf in's Gesicht sah dabei: „Auf die Waldecke, von der Waldecke nach dem dünnen Esel, vom dünnen Esel nach der einsamen Fichte, von da nach der Mühle, von da nach Langenpieße, von da geht's nach der Ober!“ —

Der Officier bemerkte augenblicklich, daß ihn der wortarme Sohn der Marken auf diese Weise orientiren und über die Richtung des Weges in Kenntniß setzen wollte. Er ließ sich deshalb die Orte noch ein Mal nennen, was Lehnerdt in wörtlicher Wiederholung that, gleichsam als ob er ein auswendig gelerntes Sprüchlein hersage. Leist ließ sich nun noch einige Erläuterungen geben; erst als er erfahren hatte, daß man von der Waldecke, auf welche sie zuschritten, einen weit von jeder Straße abliegenden Krug, der dünne Esel genannt, liegen sehen könne, daß ferner die einsame Fichte weithin sichtbar sei, und daß es von da aus in gerader Linie nach der Mühle gehe, sagte er zu dem jungen Menschen: „Ihr denkt, daß Franzosen in der Nähe sind, und meint, daß ich mir im Nothfall meinen Weg allein suchen soll!“

„Es kann sein, es kann aber auch nicht sein!“ entgegnete Lehnerdt Schaller, in ächt märkischer Weise nur den ersten Theil der Frage und auch diesen nur höchst unvollkommen beantwortend.

Der Officier lächelte, er kannte das Landvolf, machte weiter keine Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen, sondern schritt tüchtig aus. Es kam ein eigenes Gefühl von Freude und Gesundheit über den noch halbwunden Mann, er fühlte seine Kräfte, er konnte wenigstens wieder marschiren;

es war ihm, als stände er bereits wieder bei der Fahne des Königs, war er doch endlich auf dem Wege dahin.

Die beiden Wanderer erreichten die Waldecke, sie kamen an dem dürrn Esel vorüber, kurz bevor die frühe Dämmerung des Novemberabends begann. Mit einiger Verwunderung sah Herr von Leist, daß ihn sein Führer einen kleinen Umweg um einen Sumpf, der durch ein Weidicht gedeckt war, machen ließ.

„Sie brauchen im dürrn Esel gar nicht zu wissen, daß welche nach der einsamen Fichte gegangen sind!“ erklärte Lehnerdt sehr ruhig auf Leist's fragenden Blick und deutete dann auf den mächtigen Baum, der, obwohl nicht auf einer Höhe stehend, dennoch weithin sichtbar war in der offenen Ebene.

Die Dunkelheit brach jetzt rasch herein und mühsam wurde der Marsch des Officiers, denn quer durch lockeres Feld und tiefe Sandfurchen schritt sein Führer, unbekümmert um Pfad und Weg, der einsamen Fichte zu, welche wie ein finsternes Gespenst, von dichten Abendnebeln umwallt, sich vor ihnen erhob und den Officier, der allgemach sich ermüdet fühlte, zu necken und zu verspotten schien. Es schien ihm nämlich, als komme er ihr gar nicht näher, als weiche sie mit jedem Schritt, den er vorwärts thue, einen Schritt zurück. Es wurde vollständig Nacht, der gespenstige Baum war immer noch nicht erreicht, der Lieutenant stöhnte schwer und würde seinem Unwillen und seiner halben Verzweiflung wohl noch auf andere Weise Luft gemacht haben, wenn er sich nicht vor Lehnerdt Schaller geschämt hätte. Der aber schien seine Gedanken zu errathen.

„An der Fichte bleiben wir, bis der Mond aufgeht, sonst finden wir den Steg nicht bei der Ober-Mühle!“ sagte er, und seine einfachen Worte gaben dem Officier neuen Muth. Er stieg wieder rüstig vorwärts durch den tiefen Sand, und da er bei nun völliger Finsterniß die große Fichte gar nicht mehr sah, so dünkte es ihm beinahe zu bald, als Lehnerdt Schaller plötzlich stehen blieb und sprach: „Da sind

wir bei der Fichte, Herr Lieutenant, hier ist der Stein, da setzen sie sich!“

Tappend fand der Officier den Stamm des Baumes und bald saß er ganz behaglich auf dem glatten Feldstein. Müde und abgesspannt verfiel er in ein tiefes Sinnen, aus dem er plötzlich durch ein eigenthümliches Geräusch zu seinen Füßen aufgeschreckt wurde, er beugte sich lauschend vor, dann sagte er, über sich selbst lächelnd: „Ach so, ihr eßt euer Abendbrod, Schaller? Wie ist's, habt ihr nichts für mich?“

„Am rechten Fuß des Herrn Lieutenants steht ja der Kober von der Frau Pastorin!“ antwortete Schaller kaum vernehmlich, denn vermuthlich hatte er einen starken Bissen zwischen den Zähnen.

Der Officier folgte der erhaltenen Weisung und fand in dem Kober, den Schaller ihm zu Füßen gestellt, nicht nur Brod und Salzfleisch und einige von jenen unverwüßlich harten, märktischen Knackwürsten, die ganz lose in der dünnen durchsichtigen Schale hängen, sondern auch eine tüchtige Schnapsflasche und endlich, was ihn förmlich entzückte, eine Blase mit Taback und eine kleine kurze Pfeife. Der noch übrige Theil des Kobers war von einem Hemde und zwei Paar wollenen Strümpfen eingenommen, daran erkannte der Officier die frauenhafte Fürsorge seiner greisen Cousine in der Bernekoper Pfarre.

Herr von Leist aß jetzt mit gutem Appetit zu Abend und nahm einen tüchtigen Schluck, als er aber dem Lehnerdt die Flasche bot, sagte der ablehnend: „Von der Bernekoper Pfarre geht Keiner leer, ich habe in meinem Matin noch eine Flasche für den Herrn Lieutenant, wenn die aus ist!“

Die Begierde nach Speise und Trank war gestillt, der Officier zog die Blase aus dem Kober, im Vorgenuß schon schwelgend stopfte er die kleine Pfeife; er konnte sie nicht sehen, aber fühlend erkannte er an der Form, daß es die Meerfchaumpfeife des Erbherrn von Bessin war, die er noch ein paar Tage zuvor sehr bewundert hatte. Lehnerdt Schaller schlug dienstfertig Feuer, und einige Augenblicke darauf kam es dem

Officier vor, als ob ihm nie eine Pfeife Taback so vorzüglich gut geschmeckt hätte.

Der Officier rauchte, mit seinen Gedanken beschäftigt hatte er seines Führers nicht acht, denn sonst hätte er sich doch über dessen energische Thätigkeit wundern müssen, Lehnerdt Schaller laute unaufhörlich Brod und Salzfleisch, und zuweilen nahm er einen Schluck dazwischen. Er aß mit dem ganzen Ernst und der vollen Feierlichkeit des märkischen Landvolkes, für welches das Essen noch ein Act von so zu sagen religiöser Bedeutung ist, während die Städter die Ernährung des Leibes, der doch der Träger der unsterblichen Seele, schon längst mit frivoler Gleichgültigkeit behandeln.

Bleiches Mondenlicht begann mit seinen zitternden Strahlen über die Ebene zu spielen; man konnte nicht sagen, daß der Mondschein die Gegend erhellte, sein Licht diente höchstens dazu, die Schatten noch dichter erscheinen zu lassen und unkundige Augen zu verwirren. Hans Dinnies von Leist würde es vorgezogen haben, sich seinen Weg tappend in der dichtesten Finsterniß zu suchen als beim tückischen Strahl dieses täuschenden Lichtes, das die Gegenstände jeden Augenblick in anderer Form, in anderer Gestalt erscheinen ließ. Er suchte sein Auge zu gewöhnen, er mühte sich die Umrisse einzelner Baumgruppen vor sich festzuhalten.

Lehnerdt Schaller packte indessen den Kober wieder, hing ihn um, schob ihn rückwärts unter das Matin, und fragte endlich, nachdem er einen Augenblick marschfertig vor dem Lieutenant gestanden, ob dieser nicht nach seinem Pistol sehen wolle.

Der Officier fuhr auf, zog ein kleines Pistol aus der Brusttasche seines Ueberrocks und untersuchte mechanisch die Pflanze, dann blickte er seinen Führer fragend an, ohne zu bedenken, daß derselbe in der Dunkelheit unmöglich die Frage von seinem Gesicht lesen konnte.

„Meinst du, daß Franzosen in der Nähe sind?“ fragte er, hinter Lehnerdt herschreitend, der sich in Marsch gesetzt hatte.

„Der Herr Postmeister sagte, daß Franzosen in der Niedermühle wären,“ entgegnete der Bursche, „und daß sie

zuweilen Leute nach der Obermühle vorschicken thäten. Bei der Obermühle müssen wir über den Steg, die Müllersleute sind gut, aber der Knappe taugt nichts, und man kann doch nicht wissen.“

Wiederum ging der Marsch im schwachen Mondlicht und tiefem Schweigen durch den Sand wohl eine Stunde Weges weiter; der Officier hatte längst seine Pfeife ausgeraucht und er mußte alle seine Kräfte aufbieten, um dem Burschen zu folgen, der keine Müdigkeit zu kennen schien und bei der geringen Helle seinen Weg so sicher verfolgte, als leuchte ihm der helle Sonnenschein. Der Officier bemühte sich vergeblich, sich einigermaßen zu orientiren, er sah nur dunkle Schatten, bald rechts, bald links in einiger Entfernung. Solche Marsche aber, bei denen man wenig oder nichts sieht, sind doppelt angreifend und ermüdend.

Plötzlich stand Lehnerdt Schaller und flüsterte dem Officier zu: „Das ist die Obermühle, viel Licht, die Müllersleute sind nicht allein.“

Der Lieutenant erkannte bald, daß er am Rande einer ziemlich tiefen Schlucht stand, in deren Grunde ein nicht unbedeutendes Wasser floß, dessen Rauschen er ganz deutlich vernahm; die Mühle stand still, wenigstens vernahm man das Klappern nicht. Herr von Leist zog seine Uhr und ließ sie repetiren.

Acht Uhr!

„Herr Lieutenant,“ sagte jetzt Schaller leise, „wir müssen über den Steg an der Mühle, und wenn ein französischer General drin wäre, es gibt für uns keinen anderen Weg. Gehen sie dicht hinter mir her, so rasch als möglich, der Hund wird anschlagen, dann stelle ich mich an's kleine Fenster der Mühle, es ist nur eins auf der Seite, klopfen und spreche mit den Leuten, sie aber halten sich nicht einen Augenblick auf, laufen rasch über den Steg und springen drüben die Schlucht hinauf, sie können gar nicht fehlen, immer grade aus; wenn sie oben sind, halten sie sich ein wenig links und laufen bergeln, bis sie auf einen Erlensbusch stoßen, sie werden's da ein wenig naß haben, aber nicht zu sehr, in dem Erlens-

busche warten sie von jetzt ab eine Stunde, man weiß nicht, was passiren thut. Komme ich in einer Stunde nicht, so gehen sie ruhig weiter, immer grade aus, es ist naß da, aber es hat jetzt nichts zu sagen, und bis nach Langenpieste ist keine Meile, dort aber lassen sie sich zum Schulzen Hans Jochem führen, geben ihm das Wort, bestellen ihm einen Gruß vom Herrn Postmeister und können dann ganz sicher sein, daß er sie auch ohne mich über die Ober bringen wird."

Herr von Leist, der wohl begriff, daß er Lehnerdt's Anordnungen ganz unbedingt Folge leisten müsse, wenn er nicht in die Hände der Franzosen fallen wolle, die ihn schon an seinen Narben im Gesicht augenblicklich als preussischen Officier erkennen würden, ließ sich seinen Weg noch einmal so genau als möglich beschreiben und wollte, nachdem dies geschehen, eben das Zeichen zum Ausbruch geben, als plötzlich ein eigenenthümliches Geräusch aus der Mühle heraufdrang.

"Sie singen!" sagte Schaller augenblicklich und lauschte aufmerksam.

"Es sind vier Franzosen in der Mühle," erklärte Lehnerdt Schaller mit großer Bestimmtheit, als er den Refrain gehört, „sind der Herr Lieutenant bereit?"

"In Gottes Namen vorwärts!" entgegnete Herr von Leist, als die Franzosen in der Mühle ihren Gesang auf's Neue begannen.

Der Officier armirte sein Pistol und schritt dicht hinter dem jungen muthigen Führer her den Abhang hinab; er fühlte sein tapferes Herz gewaltig schlagen, sie kamen zur Mühle, helles Licht fiel durch das kleine Fenster der Müllerstube auf den Pfad und zeigte dem Lieutenant die schmale Planke, die über das ziemlich tiefe Mühlwasser als Brücke geworfen war. Laut bellend schlug der Hund an, als die beiden Wanderer um die Ecke des Hauses traten, der Officier stuzte unwillkürlich, aber „vorwärts!" flüsterte Lehnerdt und stand mit einem Sprunge vor dem kleinen Fenster, den Raum völlig verdunkelnd. Herr von Leist huschte hinter ihm weg, der Hund bellte furchtbar, der muthige Junge aber klopfte derb an die Fensterscheibe.

Der Gesang schwieg.

„Wer da?" schrien die Franzosen wie aus einem Munde und fuhren empor von ihren Sitzen hinter dem Tisch.

Der Müller öffnete das Fenster.

„Guten Abend," grüßte Schaller ruhig, „wie weit habe ich noch bis zum dürrn Esel?"

Er fragte mit Absicht so, um glauben zu machen, daß er über die Planke gekommen sei.

Der Müller wollte eben antworten, da rief plötzlich eine Stimme dicht hinter Schaller: „aux armes! aux armes!" und eine andere zeterte hinterdrein: „es ist Einer über die Planke, ich hab's gesehen!"

Es war ein Franzose, der mit dem Mühlknappen aus dem wenige Schritte gegenüberliegenden Stalle kam.

„Haltet ihn! haltet ihn!" schrien die Franzosen.

Lehnerdt Schaller bückte sich gewandt unter der Hand durch, die von rückwärts nach ihm griff, aber nur seine Mütze faßte, er flog der Planke über das Mühlwasser zu, der Franzose, laut fluchend, leichtfüßig hinter ihm her. Der junge Mensch schoß über die Planke hin, noch ehe er aber das Ende der schmalen Brücke erreicht hatte, fühlte er, daß sein Verfolger sie auf der andern Seite betrat; ohne sich einen Augenblick zu besinnen, wendete er sich, sobald er das Ufer betreten, warf sich auf's Knie, und eine Secunde später rollte die Planke klatschend in's Wasser, mit ihr versank der verfolgende Franzose, einen schrillen Schrei ausstoßend, in den dunkeln Fluthen des Mühlbachs.

Gewaltig athmend richtete sich Lehnerdt Schaller auf, fluchend und lärmend tobten drüben die Franzosen durcheinander, die nicht wußten, was sie thun sollten, denn Alles, was wir jetzt erzählt haben, hatte sich so blickschnell zugetragen, daß den Leuten das Verständniß völlig fehlte, das ihnen der Mühlknappe, der nicht französisch reden konnte, auch nicht zu geben vermochte.

Lehnerdt's Verfolger mußte augenblicklich extrunken sein, wahrscheinlich von einem Schlagfluß getroffen, man vernahm feinen Laut mehr von ihm, und die Kameraden glaubten ihn

auf der Verfolgung des Flüchtligen, bis sie entdeckten, daß die Planke über das Mühlwasser abgeworfen war.

Der wadere märkische Dienstmann vom Bessiner See war indessen ein Stück am Mühlwasser hingelaufen, damit, wenn er etwa verfolgt oder beobachtet werde, die Feinde glauben sollten, daß er sich der Nieder-Mühle zugewendet, als er aber an eine Stelle des Mühlengrundes kam, wo am Abhänge die Fichten höher und dichter standen und tieferen Schatten gaben, da kroch er mit raschen, aber fast unhörbaren Bewegungen die Böschung hinauf und rannte auf der andern Seite, sich mehr nach rechts aufwärts wendend, in vollem Laufe hinunter. Bald fühlte er, daß der Boden unter seinen Füßen weicher wurde, er sah im flimmernden Mondenschein die Erlengebüsche, er wußte, daß er sich am Rande eines Luches befand, und daß sein Weg gefährlich wurde, dennoch mäßigte er kaum die Schnelligkeit seines Laufes, bis er im schwachen Dämmer den größeren Erlenbusch vor sich sah, den er dem Lieutenant von Leist als Rendez-vous bezeichnet hatte. Jetzt ging er langsamer, er zog die Flasche aus seinem Matin und that einen tüchtigen Zug, darauf begann er mit leiser Stimme zu brummen:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopf nur auf die Hosen,
Dann steht die ganze Reichs-Armee,
Panduren und Franzosen.

Kaum hatte er diesen einzigen Vers, den er wußte von dem alten Frierericianischen Siegesliede, beendet, als der Lieutenant zu ihm trat und mit bewegter Stimme sagte: „Willkommen, Lehnerdt, das soll euch nicht vergessen werden!“ Er brückte ihm die Hand. Der Bursche war empfänglich für dieses Zeichen der Dankbarkeit, es erfüllte ihn mit mächtigem Stolz, aber er sagte nach seiner Landesart kein Wort dazu, sondern schritt mit rüstiger Schnelligkeit auf dem nassen Pfad fort, der sich durch das Luch hin in tausend Krümmungen wand, ein Pfad, den er in der Nacht besser fand, als ihn ein Anderer am Tage gefunden haben würde. Erst als sie ein tüchtiges Stück des Weges hinter sich hatten und es

wieder über ein trocknes Sandfeld etwas lehnan vorwärts ging, begann der Officier ein Gespräch.

„Gott sei Dank, daß ihr kamet, Lehnerdt, den Weg hätte ich nimmermehr gefunden!“ sagte er halblaut.

„Nein, den hätten der Herr Lieutenant nicht gefunden,“ entgegnete Lehnerdt einfach, „aber wenn sie, wie ich gesagt habe, immer geradeaus gegangen wären, so würden sie auch durchgekommen sein, denn das Wasser steht jetzt nirgendwo hoch, und es hatte keine Gefahr.“

„Und wie war's an der Mühle?“ fragte der Officier.

Lehnerdt Schaller erzählte jetzt ruhig, was er gethan hatte, und setzte mit einem Gleichmuth, der unter andern Umständen empörend gewesen wäre, hinzu, wie er nicht glaube, daß der Franzose, den er in das Mühlwasser gestürzt, mit dem Leben davon gekommen sei, denn der Fall des reisenden Baches sei zu stark.

Herr von Leist machte keine Bemerkung, er hatte in der letzten Zeit den Tod in zu vielen Gestalten gesehen, als daß das Leben eines Feindes ihm irgend von Bedeutung hätte erscheinen können.

Noch eine starke Stunde mußten die Flüchtlinge marschiren, und der Officier fühlte sich bis zum Tode erschöpft, als er endlich in nicht allzu weiter Ferne Hundegebell vernahm und eine Uhr schlagen hörte.

„Da ist Langenpieste!“ sagte Lehnerdt tröstend, trat dann dicht an den Lieutenant, legte dessen linken Arm, ohne ihn weiter zu fragen, um seinen Hals und schritt weiter, dem wirklich Wankenden also zur Stütze dienend.

Sie erreichten das Dorf endlich. An dem bereiften Zaune der ersten Hütte war ein Graben, dahin brachte der junge Mensch den Officier und ließ ihn niedersetzen, wickelte ihm seinen Matin um die Schulter, flüsterte einige Worte, die wie Trost klangen, und eilte mit raschen Schritten davon. Kaum war der Lieutenant allein, als ihn die Müdigkeit übermannte, er sank zurück und schlief auf kalter Erde in Lehnerdt Schaller's Matin gehüllt und mit dem Kopf an den Zaun gelehnt fest ein.

Er vermochte nicht aufzustehen, er vermochte kaum sich zu besinnen, als er geweckt wurde; zuerst sah er nur eine Laterne, die vor ihm an der Erde stand, dann erkannte er Lehnerdt's Stimme, der ihn an den Schultern aufhob und zu einer dritten Person sagte: „Faßt an, Schulze, wir müssen ihn auf den Wagen tragen.“

Herr von Leist ermannte sich, er stand auf seinen Füßen, der Frost kam über ihn so gewaltig, daß seine Zähne aneinander klapperten; kaum vermochte er den Hals der Flasche mit den Lippen zu fassen, die ihm ein stattlicher Bauer an den Mund hielt. Erst nachdem er einen tiefen Zug gethan und die wärmende Kraft des Branntweins fühlte, kam er ganz wieder zu sich.

„Ihr seid es, Lehnerdt!“ sagte er, die Hand auf die Schulter des treuen Begleiters legend.

„Gott sei Dank, Herr Lieutenant!“ antwortete der ehrliche Bursche mit einer Stimme, der man die Freude anhörte, „hier ist der Schulze von Pieske, der uns gleich weiter bringen will, weil auf morgen Franzosen im Dorfe angesagt sind.“

„Heute kann ich sie noch fortbringen, Herr Lieutenant,“ nahm jetzt der Schulze, eine hohe, hagere Gestalt im langen blauen Rock und mit einer mächtigen Pelzmütze auf dem Kopfe, das Wort, „morgen geht es vielleicht nicht mehr, kommen sie; die Leute sollen nicht sagen, daß der Schulze von Pieske einen Officier des Königs verlassen hätte, so lange er noch ein Paar dralle Pferde vor seinem Wagen und eine gesunde Faust an seinem Leibe hat.“

Die Beiden trugen den Edelmann mehr, als daß sie ihn führten, zu dem kleinen Korbwagen, der auf der Dorfstraße hielt, sie wickelten ihn sorglich in einige Pferdebedecken und schoben ihn dann in das Stroh, das hinter dem Brette aufgeschichtet war, welches, in ein Paar Stricken hängend, einen sehr beweglichen Sitz bildete.

Herr von Leist hatte sich fest vorgenommen, wach zu bleiben, kaum aber hatte sich der Wagen auf dem weichen Sande sanft in Bewegung gesetzt, als ihn der Schlaf sofort

wieder überfiel; er wußte einige Augenblicke darauf schon nichts mehr von dem, was um ihn her geschah.

Lehnerdt Schaller, der sein Matin wieder umgenommen hatte, ging mit der Laterne vorsichtig den Weg suchend voran, hinter ihm folgte Hans Jochem, der Schulze von Langenpieste, der seine Pferde am Kopfe führte. So fuhren sie langsam in ziemlich weitem Bogen um das Dorf herum, bis sie endlich, weit jenseits desselben, die Fahrstraße durchschnitten und in einen Nebenweg einlenkten, der bald tief in den Frost führte.

Der Lieutenant bemerkte es nicht, als die beiden Männer aufstiegen; er trank, als Lehnerdt ihm den Kopf aufhob und ihm die Flasche an den Mund setzte, aber er fiel augenblicklich wieder in den tiefen Schlaf, aus dem er erst, fröstelnd zwar, aber doch sehr gestärkt und frisch erwachte, als die fahle Helle des Wintermorgens bereits um die Wipfel der Fichten spielte und die furchtbar harten Stöße des Wagens an Steinen und Wurzelwerk selbst die Ruhe eines Todten hätten stören können.

Mit sichtlich Freude begrüßte Lehnerdt das Erwachen des Officiers, obgleich er weiter nichts sagte, sondern ihm nur sofort die Flasche reichte, die er als Arzneimittel gegen Körperschwäche zu betrachten schien. Der Schulze nickte ihm ernsthaft zu von seinem schaukelnden Brettersitz und deutete mit dem Peitschenstiel auf einen großen Kober hinten im Wagen. Lehnerdt begriff das gleich, und bald erquickten sich die Flüchtlinge, wie man sie wohl nennen darf, an einem tüchtigen Frühstück.

Es ward nach und nach vollkommen hell, der Lieutenant fühlte sich ganz frisch und munter, er rauchte behaglich seine Pfeife, und zur Verbesserung seiner Stimmung trug es nicht wenig bei, daß der Schulze beim Herausfahren aus dem Walde, auf eine alte krumme Fichte dicht am Wege deutend, sagte: „Die Luft ist rein, kein Franzose auf dem Wege, sonst hätte der Pastor von Lanke hier schon in aller Frühe einen Pflock in den alten Baum schlagen lassen. Das ist unser verabredetes Zeichen.“

Luftig rasselte das leichte Wäglein auf ziemlich gebahnter Straße in's Land hinein, und Herr von Leist gab sich bereits

der Hoffnung hin, daß er nun glücklich die Ober erreichen werde, als der Schulze plötzlich die Pferde in ihrem Trab hemmte und die Peine straff haltend sprach: „Da kommt Einer, der uns Zeichen macht, was soll denn das heißen?“

„Er zeigt rückwärts, wir sollen umkehren!“ rief Lehnerdt Schaller, dessen helles Auge an dem hastig Näherkommenden haftete.

„Das ist des Pastors Knecht aus der Lanke!“ sagte der Schulze, den Näherkommenden erkennend.

„Kehrt um, Schulze,“ rief der Knecht jetzt schon aus weiter Ferne, „Franzosen in der Lanke, Cavallerie, sie gehen auf Modrub, ihr kommt nicht mehr über die Lommelhaide!“

Der Schulze nahm die Mütze ab und kratzte sich hinter dem Ohr, einen Augenblick war der wackere Mann unschlüssig. „Waren die Franzosen schon abmarschirt aus der Lanke, Landsmann?“ fragte er den Knecht.

Dieser verneinte.

„Nun, dann sag' dem Herrn Pastor einen schönen Gruß, Mann. Adjes! Vorwärts in Gottes Namen!“

Damit hieb er auf die Pferde, daß sie mit raschem Satz ansprangen und dann auf der glatten Straße in vollem Laufe vorwärts dahinjagten.

Auf der Haide.

Der Schulz ließ seine muthigen Pferde scharf austraben, der leichte Wagen flog wie ein Pfeil auf dem festen Wege dahin, und die drei Männer darin sprachen kein Wort. Es verging eine Stunde fast, dann traten die einzelnen Kiefergruppen, zuweilen mit eingesprengten Birken, die man schon weit in der Entfernung gesehen, wieder näher an den Weg, deckten ihn bald auf einer, bald auf der andern Seite, bald auf beiden, schlossen sich endlich dicht und immer dichter an einander, bis der Schulz die Peine locker ließ und seine Rosse heiß und keuchend im Schritt dahin gingen, im tiefen Sande des Waldweges.

Jetzt drehte sich Hans Jochem um nach dem Officier im Wagen und sprach mit ernsthaftem Antlitz, ohne eine Miene zu verziehen: „Wir sind in der Lommelhaide, Herr Lieutenant, ich glaube nicht, daß wir drüber kommen, ohne von den Franzosen, die von der Lanke her marschiren, entdeckt zu werden, denn die Haide ist offen sogleich, wenn wir über das Wühlwasser sind. Die Franzosen werden uns verfolgen, und wenn's auch nur wegen der Pferde, des armen Viehes, wäre. Es giebt nur den einen Damm, wir müssen über die Wuhle, das arme Vieh thut sich jetzt verschlaufen, sind wir drüber, so werde ich aus dem Zeuge fahren; werden wir verfolgt, so steigen sie hinter dem Kreuzbusch aus und Lehnerdt führt sie durch die Biesenthaler Forst nach Britz zu

meinem Schwager; Lehnerdt kennt den Weg dahin, mein Schwager aber wird sie beim alten Zoll in Hohen-Saaten über die Oder bringen und ihnen auch drüben die Wege weiter weisen nach Brechow. Wenn wir über die Wuhle sind, müssen sie sich im Wagen niederlegen, Herr Lieutenant, und Lehnerdt auch, daß die Franzosen sie nicht sehen, komme ich glücklich bis zum Kreuzbusch, dann will ich sie schon hinter mir herlocken, die verdammten Kerle!"

Der Schulz drehte sich um und sah wieder nach seinen Pferden, der Lieutenant streckte sich lang aus im Stroh und Lehnerdt that ein Gleiches, so fuhren sie langsam dahin und ein schöner heller Novemberhimmel war über ihnen. Ein schlecht gehaltener Dammweg führte über das breite moorige Wuhlwasser, und die Sonne stieg immer höher. Der Damm war zu Ende, die Blöße lag vor ihnen, „ich sehe noch keinen Franzosen!“ sagte der Schulz scharf auslugend mehr zu sich selbst, als zu den Andern, dann trieb er seine Kasse an. Nach allen Seiten hin streiften die forschenden Blicke des ehrenfesten Mannes, vorzüglich hatte er eine Waldecke linker Hand im Auge, die er immer wieder mißtrauisch beobachtete; dieselbe war allerdings ein gutes Stück Weges entfernt, aber die Haide war bis dahin ganz offen. Endlich kam der Wagen auf gleiche Höhe mit jener Waldecke, nach und nach ließ er sie etwas hinter sich.

„Herr Lieutenant, ich glaube, wir kommen noch —“ begann der Schulz, aber er brach mitten im Satz ab und hieb auf seine Pferde, daß diese hochaufbäumend ansprangen und dann schnaubend dahin jagten.

„Die Franzosen, zwei, drei,“ sagte Lehnerdt, der auf der linken Seite im Wagen lag und durch eine Lücke zwischen der Hürde und der Leiter sehen konnte, „es sind Dragoner mit Kofschweifen, wie die, welche in Vessin waren.“

„Dragoner haben schwere Pferde!“ bemerkte der Lieutenant.

„Jetzt haben sie uns gesehen!“ rief Lehnerdt, „sie setzen ihre Pferde in Trab, sie schwenken ein, da kommt noch ein ganzer Trupp.“

Der Schulz sagte kein Wort, er peitschte ohne Barmherzigkeit seine Kasse, das arme Vieh, das er sonst so sehr liebte.

Die Heze auf der Lommelhaide war los, hohe Jagd auf Menschenwild, obwohl die französischen Cavalleristen wohl nur auf ein Paar Pferde zu jagen meinten.

Der Lieutenant kroch auf Schaller's Seite, er mußte selbst sehen.

„Sie kommen näher,“ sprach er, nachdem er eine Weile beobachtet hatte, „aber sie kommen nur langsam vorwärts; wären ihre Pferde nicht so schwer oder so marode, sie müßten schon viel näher sein!“

Der Cavallerie-Officier folgte mit kundigem Blick allen Bewegungen der feindlichen Reiter, die drei vordersten kamen in schiefer Richtung dem Wagen näher, die zwei zunächst folgenden brachen plötzlich rechts aus.

„Zwei Dragoner gehen rechts, sie denken uns den Weg abzuschneiden!“ sagte der Officier laut.

Der Schulze lachte in dem ihm eigenen tiefen Tone.

„Sie reiten in den Sumpf!“ bemerkte Lehnerdt, das Lachen des Schulzen erklärend.

Indessen kamen die Dragoner immer näher, und plötzlich blitzte es drüben, ein leichter blauer Rauch wirbelte auf und ein schwacher Knall folgte.

„Der Kerl ist toll, auf solche Entfernung zu schießen!“ meinte Herr von Leist.

„Er will uns befehlen, Halt zu machen!“ murrte der Schulz, ohne sich umzusehen, „aber ich bin harthörig und ein schlechtes Gesicht habe ich auch auf der Haide, nichts gesehen, nichts gehört!“

Er hieb auf die Pferde, die sich aufs Aeußerste angriffen, dennoch kamen die feindlichen Reiter immer näher.

„Die zwei dahinten, die rechts geritten, kehren um!“ meldete der Lieutenant.

„Der Sumpf ist tief!“ entgegnete Lehnerdt einfach.

„Machen sie sich fertig, Herr Lieutenant,“ sagte jetzt der Schulz ohne sich umzudrehen, „wir werden gleich am Kreuz-

busch sein, wenn ich sage: vorwärts! dann springen sie auf und hinein in den Busch, die Kerle lassen ihnen nur einen Augenblick! Lehnerdt, vergiß den Kober nicht!"

Der Wagen schoß vorwärts mit unverminderter Schnelligkeit, einige einzelne Fichtenstämme flogen vorüber, bald wurden sie dichter —

„Vorwärts, in Gottes Namen!“ rief der Schulz.

Der Lieutenant erhob sich sofort und sprang hinaus, er fiel lang hin in den tiefen Sand; Lehnerdt Schaller half ihm rasch aufstehen und zog ihn über einen versunkenen Graben, an welchem ein halb eingesunkenes steinernes Kreuz stand, das dem Busch den Namen gegeben, hinein in das Holz, das durch den jungen Anwuchs zwischen den Stämmen sie den Augen der Verfolger entzog. Herr von Leist warf einen letzten Blick auf die Haide, der wackere Schulz rollte schon in weiter Entfernung dahin.

Der Weg war schwer, oder vielmehr es war gar kein Weg; durch die dichten Kiefern drängten sich die Flüchtlinge, der spitzen Nadeln nicht achtend, die ihnen unaufhörlich ins Gesicht schlugen.

Sie hörten einige Schüsse knallen, der Lieutenant blieb stehen, Lehnerdt faßte sofort seine Hand und zog ihn weiter.

„Sie sind uns noch zu nahe!“ flüsterte der wackere Bursch, „den Schulzen aber haben sie nicht gekriegt, sonst hätten sie nicht geschossen, ihre Pferde waren zu müde!“

Ein eigenthümliches aber sehr zuversichtliches Hohnlachen flog über die breiten Züge Lehnerdt's, der Officier aber freute sich daran, denn die gute Zuversicht, die der tapferere Bursch zeigte, steckte ihn an; auch er glaubte jetzt sicher, daß der ehrenfesteste Schulz von Langenpießte den eifrigen Verfolgern entronnen, die er hinter sich hergeloct, um ihre Flucht zu begünstigen und zu sichern.

Gleich darauf vernahmen die Flüchtlinge Trompetenklang hinter sich, wahrscheinlich sammelte der feindliche Officier seine Leute, die sich bei der Verfolgung auf der Haide zerstreut hatten.

Der junge Mann und sein Führer wanderten den ganzen Tag, sie vermieden alle größern Straßen, deren sie mehrere kreuzten, machten Mittag an einem trockenen Sandplatz und wechselten nur wenige Worte. Herr von Leist marschirte heute viel besser, als gestern, und hatte mehr mit den Regungen der eigenen Ungeduld, die ihn rastlos vorwärts trieb, als mit den Schwierigkeiten seiner Fußwanderung zu kämpfen, die allerdings auch gering zu nennen waren, denn der Sand stand, wie man in der Mark sagt, der Weg war also fest und lief immer in der Haide hin, keine Menschenseele begegnete ihnen den ganzen Tag über. Es begann dunkel zu werden, der Officier schritt immer noch ruhig und geduldig hinter seinem Führer her; vielleicht wäre er nicht so ruhig gewesen, wenn er auf Lehnerdt geachtet hätte, der zwar mit ächt märkischem Eigensinn den Pfad verfolgte, auf dem er sich befand, der aber ziemlich ängstliche und verlegene Blicke von Zeit zu Zeit auf seinen Gefährten richtete, denn die Wahrheit zu sagen, so hatte Lehnerdt Schaller sich verirrt. Aber er schritt tapfer aus, denn glücklicher Weise hatte er bald erkannt, wohin er sich verirrt hatte; er war nämlich zu weit in die Neustädter Stadthaide gekommen, hatte den Weg nach Britz oder Chorinchen verfehlt und befand sich nun am Rande der Pieper Haide. Er hatte keinen Umweg gemacht, im Gegentheil hatte er sich der Oder mehr genähert, als das der Fall gewesen sein würde, wenn er nach Britz gegangen wäre, aber er wußte für die Nacht keine Unterkunft für seinen Officier, und das war es, was ihn hauptsächlich bedrückte; zwar glaubte er sich auf dem Wege nach dem Sandkrug zu befinden, einem einsamen Etablissement in der Haide, aber er kannte die Entfernung nicht genau und fürchtete, die Müdigkeit werde dem Lieutenant nicht gestatten, die Herberge zu erreichen. Aber entweder waren die Kräfte des Officiers bedeutend gestiegen, oder der Weg war kürzer, als der gute Bursch gemeint, denn Hundegebell verkündete bald, daß sich die Flüchtlinge einem bewohnten Orte näherten, von dem Lehnerdt gar nicht zweifelte, daß es der Sandkrug sein werde.

Herr von Leist fragte nicht, das Beispiel vielleicht seines Führers, vielleicht auch die lange Wanderung durch die schweigende Heide hatte ihn schweigsam gemacht; er war müde und deshalb vernahm er nicht ungern das Hundegebell, das ihm die Nähe des Nachtquartiers verrieth, aber er fühlte auch, daß er im Stande sei, trotz der Müdigkeit, noch weiter zu gehen, und darum wußte er nicht recht, ob er sich freuen sollte über den Aufenthalt.

Schon sah man den Lichtschimmer zwischen den Bäumen, und noch immer sprachen die Wanderer nicht, da blieb endlich Schaller stehen und bat den Officier zu warten, damit er zuvor erkunde, ob nicht etwa Franzosen im Krüge wären.

Der Lieutenant nickte und lehnte sich bequem an den nächsten Baum; er mußte ziemlich lange harren, aber er wurde nicht ungeduldig, und endlich kehrte sein treuer Führer zurück.

„Herr Lieutenant,“ meldete Schaller, „Franzosen sind nicht im Krüge, aber Preußen, Kanzionirte, wohl ein Duzend, wüßte Kerle, der Krugwirth hat eine Kammer an der Stube, wo er sie unterbringen wird; die Soldaten dürfen sie nicht sehen, der Herr Postmeister hat mir noch besonders befohlen, den Kanzionirten aus dem Wege zu gehen, weil sie das in die größte Gefahr bringen könne. Kommen sie, der Krugwirth wartet an der Hinterthür!“

Ohne ein Wort der Entgegnung folgte Leist, und bald trat er durch eine schmale Hinterthür, an welcher ihn der Krugwirth mit dem leise geflüsterten Gruß der Patrioten empfing, in einen engen Hofraum. Von da geleitete ihn derselbe durch eine finstere Küche in eine ziemlich saubere Kammer.

Leist sah sich um; auf einem braunroth angestrichenen Tische stand ein dünnes Talglicht in einem Drahtleuchter und verbreitete schwache Helle in dem kleinen Raum. Unter dem Fenster war ein sauberes Bett mit blau und weiß quadrirtem Ueberzuge; ein Schrank und drei hölzerne Stühle, deren steife Lehnen in Form einer Acht, mit einem herzförmigen Loch in der oberen Hälfte, geschnitten waren, bildeten das ganze

Ameublement. Eine dünne Bretterwand schied die Kammer von der Wirthsstube und der Officier vernahm ganz deutlich das Gespräch, das die Preussischen Soldaten, die sich selbst ranzionirt hatten, drüben mit einander führten.

Der Krugwirth legte den Finger auf den Mund und deutete nach der Wand, Leist verstand den Mann wohl, aber er sah ihn dennoch mit großer Befremdung an, denn das Gesicht desselben kam ihm nicht nur sehr bekannt vor, sondern er wußte ganz genau, daß er dasselbe in Berlin gesehen, er wußte nur nicht gleich, bei welcher Gelegenheit. Doch hier war nicht der Ort, sich zu erklären, er nickte, der Geberde des Krugwirthes zustimmend, und lagerte sich, als dieser ging, sofort nicht ohne Behaglichkeit auf das Bett. Er ruhete sich, aber er schlief nicht, das Hin- und Herreden der Leute in der Wirthsstube hinderte ihn vielleicht am Einschlafen, dennoch hatte er anfänglich nicht weiter Acht auf das, was gesprochen wurde.

Nach einer ziemlich Weile erst kam der getreue Lehnerdt Schaller und brachte seinem Officier eine heiße Biersuppe in einem irdenen Napfe, die dieser trotz des verbogenen Blechlöffels mit großem Behagen verzehrte.

Mit großer Befriedigung sah Lehnerdt dem Essenden eine Weile sehr aufmerksam zu, es war, als zähle er ihm die Löffel einzeln nach, dann flüsterte er, nach der Wand rückwärts zeigend: „Die führen wunderliche Reden, kehren um, sind nicht über die Oder gekommen, sagen sie; es ist was mit ihnen, der Krugwirth fürchtet sich vor ihnen, er hat sie zum gnädigen Herrn nach Köthen gewiesen, der läßt alle Soldaten über die Oder führen, aber sie wollen nicht hin. Ein Unterofficier ist ihr Anführer, sie haben eine Wache vorn an der Hausthür!“

Diese Mittheilung machte den Lieutenant aufmerksam, und als sich Lehnerdt mit dem leeren Napf entfernt hatte, suchte Herr von Leist die Reden der Soldaten in der Wirthsstube zu verstehen. Das war nicht schwer, denn dieselben wurden laut genug geführt, aber der Officier konnte aus denselben nichts besonderes entnehmen. Es waren eben Reden,

wie sie eine verwilderte Soldateska führt, die nach einer Niederlage seit Wochen flüchtig durch's Land schwärmt und immer mehr entartet. Rohe Scherze, wilde Ausbrüche des Zornes, des Unmuthes oder der Verzweiflung, Zoten und Flüche, sehr begehrlche und doch auch wieder sehr bescheidene Wünsche wechselten in bunter Folge mit einander ab. Herr von Leist, dem dergleichen Dinge alle schon zur Genüge bekannt waren, wollte es eben aufgeben, länger diese Gespräche zu belauschen, die durchaus kein Interesse für ihn hatten, als er plötzlich dicht neben sich eine Unterredung vernahm, die flüsternd geführt wurde.

Der Officier begriff, daß die beiden Sprechenden allein an einem Tisch dicht an der Brettwand saßen, welche die beiden Räume schied.

„Wir müssen fort, Schober!“ sagte der Eine, „diese Bande ist zu groß, morgen werden wir scharf verfolgt! Wilhelm giebt's für sicher, daß sie hat Anzeige machen lassen.“

„Ich fürchte mich nicht,“ entgegnete der Andere, „sie hat Courage für drei Männer, das weiß ich, aber was kann sie machen? Die Gerichte thun nichts, weil der Feind im Lande ist, die Leute hier in der Gegend haben ihn gehaßt wie die Sünde, sie finden's gerecht, und wenn sie noch mehr Courage hätte, sie kann nichts machen.“

„Sie hat an den französischen General geschrieben, der in Freienwalde steht, heute sind Franzosen in Oderberg gewesen!“ lautete ein neues Argument.

„Die finden Keinen, der sie durch die Lieper Haide führt, und wir haben unter den Franzosen auch unsere Freunde,“ versetzte der Andere zuversichtlich, „überdem, wer weiß, ob die Franzosen unsertwegen nach Oderberg gekommen sind, seit gestern ist eine allgemeine Bewegung.“

„Aber was willst du denn eigentlich, Schober, auf was wartest du? ich möchte weg aus der Gegend; ich fürchte mich vor ihr, mir zertert immer noch ihre Stimme in die Ohren, als ich sie an den Bettpfosten band, ich wollte, daß ich nicht dabei gewesen wäre!“

„Feiger Hund!“ zürnte der, welcher der Anführer zu sein schien.

„Ich bin nicht feige, Schober,“ entgegnete der Gescholtene, „das weißt du, aber sie hatte recht, hol mich der Teufel! sie hatte recht, als sie schrie: Elende, so viele über Einen, der nur eine Hand hat!“

„Er war ein Verräther,“ entgegnete der Andere, „er hat den Preussischen Staat verrathen helfen an die Franzosen, wir haben ihn nicht ermordet, wir haben ihm einen Geistlichen gegeben und haben ihn dann hingerichtet.“

„Alles gut, aber ich wollte doch, daß ich nicht dabei gewesen wäre!“

„Du bist aber dabei gewesen,“ höhnte der Kamerad, „und das kann der Teufel selbst nicht ungeschehen machen!“

„Das weiß ich wohl,“ entgegnete der, „aber eben darum will ich fort, ich habe keine Lust, mich fangen zu lassen!“

„Und ich muß noch vierundzwanzig Stunden hier bleiben!“ beharrte der Andere.

„Dann bleibe hier, ich gehe, aber ich sage dir, ehe es morgen Mittag läutet, bist du geliefert; deine Geldgier bringt dich in Noth, Schober, ich will's dir sagen, du wartest auf das französische Frauenzimmer, mit dem du schon zwei Mal zusammen gewesen bist, ich will mich hängen lassen, wenn das Teufelsweib dich nicht zu der ganzen Geschichte angestiftet hat. Aus Liebe hast du's nicht gethan, das Weib ist zwar noch ganz schmutz, du aber bist in deinem ganzen Leben nicht sehr für's Frauenzimmer gewesen, also, sie hat dir Geld gegeben und du willst noch mehr Geld von ihr. Meinetwegen, aber warum schleppst du diese Menschen da mit dir? Einzeln, oder allein mit mir, würdest du viel sicherer sein, oder hast du noch einen Streich der Art vor?“

„Und wenn das wäre?“ fragte Schober.

„Nun, dann wäre ich nicht mit dabei!“ entgegnete der Andere.

„Vermuthlich würde es auch ohne dich gehen!“ versetzte der Anführer höhnlisch.

„Das denke ich auch,“ meinte der Andere entschlossen, „wir sind geschiedene Leute, Adjes!“

„Donnerwetter,“ schrie der Wilbe, „also ist das dein Ernst, du willst doch nicht mitten in der Nacht auf die Haide?“

„Ich will lieber mitten in der Nacht durch die Haide gehen, als mich hier im Krüge fangen und weiter transportiren zu lassen.“

„Geh zum Teufel, dummer, feiger Hund!“ fluchte der Anführer, „meinetwegen laß dich die todte Katze lecken, elender Kerl! verlaß deinen Kameraden, der dir bei Vena das Leben gerettet hat, Lumpenkerl!“

„Schimpfe, so viel du willst, Adjes!“

Offenbar wollte sich der Eine wirklich entfernen, der Andere aber sprang ihm nach und hielt ihn zurück; er flüsterte eifrig ihm zu, aber so leise, daß der lauschende Officier nichts mehr vom Inhalt ihres Gesprächs zu vernehmen vermochte.

Herr von Leist hatte kaum einige Augenblicke Zeit, über das Gespräch nachzudenken, das er belauscht, denn plötzlich vernahm er ein dumpfes Getöse, ein Scharren mit den Füßen, hastiges, halbblautes Hin- und Herreden, dann entstand eine tiefe Stille. — Offenbar hatten die Kanzionirten den Krug auf höchst eilige Weise verlassen. Herrn von Leist wurde der Grund dieser raschen Räumung sehr bald klar, denn alsbald fielen mehrere Schüsse rasch hintereinander, aber nicht in der Richtung, von welcher Leist und Lehnerdt Schaller gekommen; ein Trompeter, der dicht vor dem Krug hielt, blies zum Sammeln, und der preussische Cavallerieofficier erkannte daraus, daß der Commandeur der französischen Cavallerie nicht geneigt sei, eine bei der Finsterniß und dem Terrain doppelt gefährliche Jagd auf die flüchtigen preussischen Soldaten anzustellen.

Während sich die Franzosen sammelten und Leist nicht ohne Besorgniß für seinen getreuen Schaller war, traten die Officiere der feindlichen Reiter in die Gaststube des Krugs, Leist hörte ihre Schlepplädel und ihre Sporen klirren, bald vernahm er auch ihr Gespräch; sie examinirten den Krugwirth

und Lehnerdt über die Stärke der Kanzionirten, beide Officiere wußten sich in deutscher Sprache leidlich verständlich zu machen. Als der Krugwirth die Fragen beantwortet hatte, wendete sich einer der Officiere in französischer Sprache an den andern und sagte: „Die Schurken haben Verstärkung erhalten, die dicke Dame hat von höchstens einem Duzend schlechtbewaffneter Leute gesprochen.“

„Oder diese Hallunken hier belügen uns und übertreiben die Zahl ihrer Landsleute!“ antwortete der Andere mürrisch.

„Es ist möglich, aber ich glaube es nicht,“ versetzte der Erste lachend, „diese ganze abscheuliche Gegend wimmelt von Versprengten und Kanzionirten, es können sich leicht zwei Parteien zusammengefunden haben. Ich traue diesen Menschen noch weit lieber, als dieser dicken Dame, deren Kommen und Gehen im Hauptquartier mir höchst verdächtig ist.“

„Sie hat eine Liebschaft mit dem Lieutenant-Colonel vom 44sten!“ bemerkte der andere Officier.

„Als wenn ein Lieutenant-Colonel nicht auch betrogen werden könnte,“ lachte der Erste, der offenbar das Commando hatte, „übrigens theile ich nicht den Geschmack dieses guten Kameraden von der Infanterie, ist mir doch ein wenig zu viel Speck!“

Die beiden Franzosen lachten und empfingen die Meldung eines Wachtmeisters, dann verließen sie klappernd und rasselnd die Wirthsstube, und der Lieutenant von Leist vernahm nichts mehr in seinem Versteck. Der wackere Edelmann suchte sich Alles, was er vernommen, zu recapituliren; es war ihm zu Muth, als wenn die dunklen Andeutungen, die er erlauscht, sich auf ihm bekannte Personen bezögen; eine Springfluth von Vermuthungen und Empfindungen spritzte ihm, so zu sagen, über Hirn und Herz, mit Mühe nur ordnete er seine Erinnerungen.

„Ein Weib hat die Kanzionirten angestiftet,“ sagte er sinnend zu sich selbst, „sie haben einen Mann, der nur eine Hand hat, gefangen, sie haben ihn erschossen, weil er ein Verräther war; merkwürdig, ein französisches Frauenzimmer

stiftet preußische Soldaten an, einen Verräther zu erschließen. Aber der Mann kann nur Preußen verrathen haben, denn um einen Verräther an Frankreich zu bestrafen, dazu nimmt man keine Preußen. Die Werkzeuge dieses Weibes warten hier in einem abgelegenen Krüge, vermuthlich auf ihre Belohnung — da erscheint plötzlich französische Cavallerie, und wer schießt sie? ein Weib, das durch ihr Kommen und Gehen im französischen Hauptquartier auffällt, die Maitresse eines französischen Obristlieutenants. Es ist kaum ein Zweifel, daß das Weib, welches durch preußische Soldaten an irgend wem eine Execution vollstrecken ließ, und dasjenige, welches den Vollstreckern dieser Execution französische Cavallerie über den Hals schickte, daß das eine und dieselbe Person ist. Diese geheimnißvolle Dame ist sehr stark, wie der französische Officier sagte, und der preußische Soldat meinte, sie sei noch ganz schmuck, auch das stimmt zusammen. Es ist hier in der Nähe offenbar ein großes Verbrechen begangen worden, dessen Anstifterin diese Weibsperson ist. Zwar kann ich nichts thun, merken aber will ich mir doch, daß sie die Maitresse des Obristlieutenants im 44sten Regiment war in dieser Zeit, und daß der Anführer der Kanzionirten Schober hieß. Das Opfer hatte eine muthige Frau, aber nur eine Hand, sie haben dem Opfer den Zuspruch eines Geistlichen gegönnt; ich muß mir das Alles ganz genau merken.“

Der Lieutenant war mit seinen Ueberlegungen eben zu Ende, als Lehnerdt Schaller eintrat und meldete, daß die französischen Chasseurs von Chorinchen eben nur herübergekommen wären, um die Kanzionirten aufzuheben, da ihnen das aber nicht gelungen, so wären sie ruhig wieder dahin zurückmarschirt, weil sie alsbald begriffen hätten, daß es unmöglich sei, dieselben selbst bei Tage in der Lieper Haide zu verfolgen. Er gestand auch, daß der Krugwirth, um den Franzosen Schrecken einzulösen, die Zahl der Preußen um das Dreifache vergrößert habe. Schließlich ermahnte er den Officier, der Ruhe zu pflegen, da sie zeitig wieder aufbrechen müßten, denn es sei ein tüchtiger Marsch noch vom Sandkrug bis zum alten Zoll von Hohensaaten; er wisse den Weg ganz

genau, schloß Lehnerdt, durch die Lieper Haide und die breite Lege; derselbe sei etwas beschwerlich, aber ganz sicher, und sie hätten kein Dorf, keinen Krug, keine menschliche Wohnung zu passiren.

Herr von Leist löschte das Licht und entschlief bald vor Müdigkeit trotz der aufregenden Gedanken, die ihn bewegten. Er schlief fast die ganze Nacht hindurch, und am andern Morgen hatte der treue Lehnerdt keine geringe Mühe, seinen Officier zu erwecken

„Es ist ein Mann von Hohensaaten hier,“ meldete Lehnerdt sogleich, „die Franzosen sind gestern über die alte Oder zurückgegangen, und drüben über der Oder stehen sie in Zehden, aber nur mit wenig Infanterie.“

Der Lieutenant machte sich marschfertig, der Krugwirth brachte ihm in einem Töpfchen Kaffee, eine wahre Herzstärkung für den Officier, obgleich die Zubereitung über alle Begriffe barbarisch war.

„Ich habe von dem Kaffee meiner Frau genommen, gnädiger Herr,“ sagte der ehrliche Mann, „ob ich's mit dem Kochen getroffen habe, weiß ich freilich nicht, meine Frau ist schon seit sechs Wochen bei der gnädigen Frau in Sernow unten, wenn die hier gewesen wäre, würde er besser sein, die versteht sich auf den Kaffee!“

Herr von Leist wollte dem treuen Menschen mit seinem Dank eine Bezahlung für das Nachtquartier aufnöthigen, der aber weigerte sich hartnäckig: „Nehme in solcher Zeit nichts von einem Officier des Königs, sie werden ihr Geld noch brauchen, ehe sie zur Armee gelangen, absonderlich wenn sie in's Polnische kommen; nein, gnädiger Herr, ich bin auch Soldat gewesen.“

Gerührt steckte der Lieutenant sein Geld wieder ein und fragte freundlich, indem er seine Mütze und seinen Wanderstab ergriff: „Bei welchem Regiment? wo habt ihr gestanden, mein lieber Freund?“

Da richtete sich der Mensch hoch auf, die Arme lagen straff am Körper, der Zeigefinger vorschriftsmäßig an der

Hosennacht: „Zu Befehl, Herr Lieutenant! Regiment Gensd'armes, Berlin!“

Es kam eine tiefe Nührung über den Officier, die Augen wurden ihm naß; sein Regiment, seine eigentliche Heimath, Alles was nun zertrümmert war in furchtbarer Niederlage, das Alles wurde wieder lebendig in ihm für einen Augenblick, es stand vor ihm in der Gestalt des Sandkrugwirths — er reichte dem treuen Patrioten die Hand und sprach mit überströmenden Augen: „Kamerad, ich auch, ich bin auch vom Regiment Gensd'armes!“

Der Krugwirth drückte die Hand des Officiers und versicherte nicht minder gerührt: „Kam mir doch gleich so was vor, war wie ein Bekannter, Herr Lieutenant, dürfte ich —“

Der ehrliche Mensch stockte, der Officier aber begriff ihn leicht und sprach: „Ihr seid wohl verabschiedet, ehe ich zum Regiment kam, mein Name ist von Leist.“

„Von Leist?“ rief der Wirth und trat einen Schritt zurück, „verzeih mir's Gott, aber das ist doch nicht möglich? ja, und doch, wahr und wahrhaftig, das sind des Junkers braune Augen noch; Herr Lieutenant, sie kennen den Wachtmeister Krause nicht mehr, und der alte Krause hat sie nicht mehr gekannt!“

Jetzt erinnerte sich der Officier deutlich des Alten, der ihn bei seinem ersten Auftreten auf der militärischen Laufbahn im Regiment unterstützt hatte, er tauschte mit ihm rasch einige Erinnerungen, die sich auf beinahe eben so viel Menschen als Pferde bezogen, und vielleicht würde das Gespräch noch länger gedauert haben, wenn nicht Leist's Blicke zufällig auf Lehnerdt Schaller gefallen wären, der einen Finger im Munde auf der Schwelle stand und sichtlich mit mehr Ueberraschung als Verständniß auf die Scene schaute, die sich vor seinem Auge ereignete.

Leist sah die Nothwendigkeit ein zu scheiden, der Wirth begleitete ihn bis zur Hinterthür und war eigentlich ganz unglücklich, daß er seinen Junker, so nannte er ihn, denn Leist war erst Officier, Cornet, geworden, als Wachtmeister Krause schon den Abschied erhalten, nicht wieder erkannt habe.

„Dafür haben die Franzosen gesorgt,“ scherzte Leist, „meine eigene Frau wird mich kaum wieder erkennen!“

Als er das aber gesagt, winkte er dem alten Kameraden vom hochberühmten Regiment Gensd'armes, das nun nicht mehr existirte, noch ein Mal freundlich zu und folgte mit raschem Schritt dem voranschreitenden Lehnerdt Schaller. Er sah sich nicht mehr um, hätte er's gethan, dann hätte er einen alten Mann gesehen, der ihm unter halbblauen Segenswünschen nachblickte und nicht eher nach seinem Krug zurückkehrte, als bis der Officier von „seinem“ Regimente ganz und gar hinter den Bäumen verschwunden war.

Bald war's um die beiden Wanderer einsam still in der bereiten Haide, die ernst schweigend sich rings um sie breitete; es war ein tiefer Frieden in den Hölzern, und schweigend webte die Natur ihre dichten Nebelschleier über die Spitzen der Kiefern. Diese Stille aber, die dem wandernden Officier anfänglich so wohl gethan, wurde ihm nach und nach lästig, so lästig, daß er sich über jeden einzelnen heisern Schrei freute, den ein Raubvogel ausstieß. Er spähetete nach den Spuren des Wildes, er gab sich viele Mühe, einer bangen Beklemmung zu entrinnen, die in dieser Stille ihm doppelt gewaltig an's Herz griff, wenn er an das dachte, was er während des Abends vorher im Kruge erlauscht. Leist war eigentlich schweigsam, er war's in den letzten Zeiten noch mehr geworden, dennoch drängte es ihn hier zu reden, er mußte reden, um bangen Befürchtungen zu entrinnen.

„Viel Raubzeug hier, Lehnerdt!“ begann er, indem er sich dem jungen Menschen mit einem raschen Schritte näherte.

„Aber auch viel Wild!“ antwortete der Mann vom Bessiner See, „so viel hat's bei uns schon nicht mehr!“

„Kanntet ihr den Wirth im Sandkrug,“ fuhr der Officier fort, „als der Sohn der Mark sofort schwieg, als er seine Antwort gegeben, „mich dünkt, der brave Schulz von Langenpieske hatte uns einen andern gesagt, war's nicht so?“

„Ich hatte den Weg nach Britz verfehlt, Herr Lieutenant,“ gestand Schaller freimüthig, „da ich aber den Weg zum Sandkrug erkannte, so dachte ich, daß ich nichts zu sagen

brauchte. Der Krugwirth ist auch gut Freund mit dem Herrn Postmeister, und ich bin zu Bartholomäi vor zwei Jahren schon im Sandkrug gewesen, da war ich mit dem Herrn Hauptmann von der Carniz, dem Vetter von unserer gnädigen Frau, wohl vier Wochen in der Haide, bald hier, bald da, das macht, ich trug ihm den Dachstranzen.“

Diese Streiferei mußte sehr viel angenehme Erinnerungen erwecken in dem guten Burschen, denn er lachte noch eine ziemliche Weile über das ganze Gesicht, nachdem er gesprochen.

„Also daher kennt ihr die Wege so genau in der Gegend, Lehnerdt?“ frug der Officier.

„Ich kannte sie schon fast so gut zuvor!“ entgegnete der Gefragte mit einiger Selbstzufriedenheit, „bin immer mit gewesen von Klein auf mit meinem Pather, dem Amtmann, und mit den Junkern von Hohentremmen. Die Sandkrugwirthin ist aus der Jägererei in der Kederischen Forst, der Jäger ist jetzt todt, war mit meinem Vater bei den Soldaten!“

Der Officier interessirte sich wenig für die Erinnerungen des braven Burschen, aber es war ihm gar Recht, daß derselbe sprach, und er bemühte sich, ihn gesprächig zu erhalten.

„Die Wirthin im Sandkrug war nicht daheim,“ fuhr er fort, „wo war sie doch? mich dünkt, der Krugwirth hätte es gesagt?“

„Die Wirthin war in Sernow bei der gnädigen Frau, sie ist bei der gnädigen Frau gewesen, als die noch klein war, der Wirth hat mir's gesagt!“ setzte Lehnerdt wichtig hinzu.

„Sernow?“ fragte der Lieutenant, „wer ist die Herrschaft? wo liegt Sernow?“

„Drüben über der Oder,“ antwortete der Bursch, „es soll noch ein paar Meilen von Behden sein, ich weiß da heraus keinen Bescheid!“

„Und wer ist die Herrschaft?“ fragte der Officier ahnungslos weiter.

„Die gnädige Frau von Redow!“ antwortete Lehnerdt.

„Redow!“ rief Leist erschrocken und blieb stehen, es war ihm, als würde es plötzlich helle um ihn, doch er beruhigte sich selbst, „es giebt viele Redows!“ murmelte er zwischen den Zähnen.

Lehnerdt sah den Officier befremdet an, dann sagte er: „Der Kammerherr von Redow hat das Gut letzte Johanni übernommen, sagte der Krugwirth, die gnädige Frau hat die Krugwirthin kommen lassen als eine verlässliche Person —“

Der gute Bursch sprach noch eine Weile weiter, mittheilend, was ihm der Krugwirth erzählt, der Officier hörte schon lange nicht mehr auf ihn, der stand auf seinen Wanderstab gestützt und sprach vor sich hin: „Mariechen, armes Mariechen! wo waren meine Sinne, daß ich das nicht gleich verstand? Der Mann mit einer Hand, den sie als Verräther erschossen haben, die muthige Frau, die ihn vertheidigte — Mariechen, armes Mariechen! und das Weib, das diese Glenden auf ihn hegte, die dicke Freundin des französischen Lieutenant-Colonel — Hölle und Teufel! die Geheimrathin von Reinbach, meines Weibes Stiefmutter!“

Der Officier stieß einen lauten Schrei aus, der wild über die Haide scholl und den Wiederhall ringsum weckte, er ließ seinen Stab niederfallen und schlug beide Hände vor sein Angesicht.

Aus der Franzosenzeit.

Das Palais der berühmten Herzogin Dorothea von Curland und Semgallen unter den Linden in Berlin stand verlassen, denn die Herzogin war, um dem Kriegsgewitter auszuweichen, mit ihren Prinzessinnen nach Rußland gezogen und hatte nur den Finanzrath von Göttingt, den Dichter, als ihren Generalbevollmächtigten und einen Kammerdiener zurückgelassen. Der Dichter bewohnte einige bescheidene Räume im Hofe, die ganze Reihe der prächtigen Zimmer aber hatte der französische Commandant von Berlin, General Hulin, in Beschlag genommen für sich und seine Officiere.

Verdrießlich ging der französische Vizekönig von Berlin auf und ab in dem prachtvollen Salon, in dem noch wenige Wochen zuvor die Musen und Grazien gewohnt bei der schönen Herzogin; auf dem herrlichen Flügel, auf dem Prinz Louis Ferdinand, der Preussische Kriegsheld ohne Gleichen, zuweilen sein meisterhaftes Spiel gezeigt, lag der Degen und der Hut des Eroberers, und mit raschem Schritt maß Hulin den Raum nach allen Seiten. Der französische General war sichtlich in großer Aufregung, und ein kleines Bild war's, ein kleiner Kupferstich, der ihn in solche Aufregung versetzt hatte.

„Nein,“ sagte der aufgeregte Mann vor sich hin, „nein, sie würden es nicht gewagt haben! Das Bild hat da gelegen von Anfang an, ich habe es nicht bemerkt, ich glaube,

sein Bild verfolgt mich überall hin! Bah!“ fuhr er stehen bleibend fort, „was ereifere ich mich über das Bild? Trage ich's doch selbst in mir mit mir herum, und den ewig nagenden Kummer, die peinigende Neue dazu! Ich bin ein ehrlicher Mann mein Lebtag gewesen, ich habe als Soldat immer meine Schuldigkeit gethan — niemals, niemals werde ich's dem Kaiser vergessen, daß er mich gezwungen hat, meine Ehre selbst zu beslecken, mein Gewissen zu belasten. Was hatte er für ein Recht dazu? Doch was frägt dieser große Kaiser nach Recht? und ich, ich habe eben so viel Schuld, ich hätte protestiren sollen gegen ein solches Kriegsgericht, ich hätte mich nicht überreden und täuschen lassen sollen von dem schändlichen Savary, ich kannte sie ja, diese tückische, zischende Schlange!“

Mit einem raschen Schritt trat General Hulin zu dem Flügel, er nahm einen kleinen verstaubten Kupferstich auf, der dort wahrscheinlich unbeachtet unter den Musikalien gelegen. Das Bild zeigte einen schönen jungen Mann, der mit ernstem, stolzem Gesicht vor einer Reihe von sitzenden Officieren stand. Die Unterschrift unter dem Bilde lautete: Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, vor seinen Mördern.

„Er ist gut getroffen,“ sprach der General leise, indem er das Bild genau betrachtete, ja, das sind die stolzen Züge, oh! das ist Savary, auch er ist zu erkennen, das soll wahrscheinlich Bazancourt sein, das vielleicht ich selbst, doch von uns hat man keine Bilder gehabt, man hat auf Güttdünken Officiere hingemalt, was hilft es uns? was hilft das uns? Nach Jahrhunderten noch wird man sagen: Hulin? richtig, auch Einer von denen, die im Vincenner Schloß zu Gericht saßen, auch Einer von den Mördern des Herzogs von Enghien! Wehe mir! wer hieß mich, der ich ein Franzose bin, einen Bourbon tödten, auf das Geheiß dieses Bonaparte, der kein Franzose ist!“

Der General öffnete eine Briestafche und legte das kleine Bild hinein. Dann fuhr er mit der Hand über die stark ausgearbeiteten Züge seines Gesichts, das martialisch aber

nicht ohne Wohlwollen war. Langsam trat er an das Fenster und blickte durch die Scheiben.

General Pelet wurde gemeldet; Hüllin war etwas erstaunt, denn der Ci-devant-Edelmann war sein Freund durchaus nicht. Pelet hatte die Hinrichtung des Herzogs von Enghien auf's Schärfste verurtheilt. Sein Kommen mußte also einen besondern Grund haben.

„Sie würden mich sehr verbinden, General,“ nahm Pelet nach einigem Besinnen das Wort, „wenn sie mir sagen wollten, was einem Herrn von Plez zur Last gelegt wird, den man in voriger Woche auf seinem Schloß aufgehoben und hierher nach Berlin gebracht hat? Ich will ihnen gleich sagen, daß ich ein großes Interesse an diesem Edelmanne nehme, weil einer meiner Vorfahren, der als Hugenott ausgewandern mußte, ein Aßl auf den Gütern dieser Familie gefunden hat. Ich erfuhr das, als ich vor einigen Wochen zufällig dorthin ins Quartier kam.“

Hüllin beeilte sich, den Wünschen des hochgeachteten Kameraden zu entsprechen; er blätterte in einem Actenstück, aber er suchte lange, bis er einen Zettel fand, den er aufmerksam durchlas, ehe er sich wieder zu Pelet wendete.

„Der Herr von Plez ist ein bekannter und höchst eifriger Patriot!“ sagte er dann ruhig.

„Das versteht sich von selbst, denn er ist ein ehrenhafter Cavalier!“ bemerkte Pelet dazu.

„Steht an der Spitze einer geheimen Verbindung!“ fuhr Hüllin fort.

„Welche den Zweck hat, flüchtige und verwundete preussische Officiere zu verstecken und zu pflegen!“ endete Pelet den Satz.

„Und sie auf geheimen Wegen zur preussischen Armee zu befördern!“ betonte Hüllin stärker.

General Pelet machte eine verächtliche Handbewegung.

„Trotz alledem,“ fuhr der Commandant fort, „würde ich diesen Herrn nicht haben aufheben lassen, wenn er nicht die Flucht eines Generals von Carnitz begünstigt hätte, der, wie man mir berichtet hat, ein höchst gefährlicher Mensch ist.“

General Pelet brach in ein lautes Lachen aus und that sich gar keinen Zwang an, trotz der unzufriedenen Blicke, mit denen ihn General Hüllin musterte.

„Entschuldigen sie, General,“ nahm endlich Pelet das Wort, „entschuldigen sie mein Lachen, aber ohne die Angelegenheit zu kennen, wußte ich im Voraus, daß der General von Carnitz der Hauptpunkt sein werde. Erlauben sie, lieber Kamerad, daß ich ihnen sage, von wem die so gefährlich lautende Denunciation gegen den General von Carnitz kommt, sie ist von dem jezigen Escadronchef Kewbel, der bis vor Kurzem mein Ordonnanzofficier war. Das ist eine Erbärmlichkeit von diesem jungen Manne, der sonst Verdienste hat; glauben sie mir, General, der alte Herr von Carnitz ist uns durchaus nicht gefährlich, eine von diesen alten preussischen Perrücken, trinkt sehr viel und hat noch mehr Podagra, völlig unschädlicher alter Knabe, der unsere Officiere sehr gut aufgenommen hat, der sofort mehr Wein herbeizuschaffen bemüht war, als ihm unsere durstigen Landsleute seinen Keller leer getrunken hatten. Der gute Mann ist stets besorgt, sich und Andere vor den Qualen des Durstes zu schützen, die er für die härtesten und schwersten hält.“

„Nicht ganz mit Unrecht,“ bemerkte Hüllin, „was aber konnte diesen Kewbel bewegen, eine so gefährliche Denunciation wider diesen durstigen General einzugeben?“

„Ich will es ihnen sagen,“ entgegnete Pelet ernst, „der General von Carnitz hat Kewbel's Vater, mit Recht oder Unrecht, als Spion füsiliren lassen!“

„Teufel!“ fuhr Hüllin auf.

„Sie wissen, General,“ setzte Pelet bedeutsam hinzu, „daß man keinen einzelnen Menschen für den Spruch der Kriegsgerichte, für die Strenge der Kriegsgesetze verantwortlich machen darf, deshalb nenne ich's unverantwortlich, daß der Escadron-Chef Kewbel sich dafür an dem General von Carnitz rächen will, jämmerlich ist's, daß er's durch eine Denunciation thut, und miserabel, daß er auch gegen den Herrn von Plez denuncirt, weil dessen schönes Weib des rachsüchtigen Herrn Liebeswerbung nicht günstig genug aufgenommen. Wäre

der Newbel nicht sonst ein tüchtiger Officier und die Rache an Preußen nicht zur Narrheit bei ihm geworden, so würde ich ihm eine Suppe einbroden, an der er sich tüchtig den Mund verbrennen sollte; ich bitte sie, lieber General, lassen sie den Herrn von Plez frei, wir können den Leuten kein Verbrechen daraus machen, daß sie Patrioten sind, und großen Schaden kann uns der einzelne kleine Edelmann doch wahrhaftig nicht thun."

Jedem Andern würde Hullin wahrscheinlich eine abschlägliche Antwort gegeben haben, er fand das Benehmen des Edelmanns gar nicht so tadellos, wie sein Kamerad, auch war er anderer Ansicht über die Fähigkeit zu schaden, aber Pelet übte einen eigenthümlichen Einfluß auf Hullin, obwohl er ein viel jüngerer General war. Pelet war nämlich, wie wir wissen, ein geborener Edelmann aus altem Geschlecht, Hullin ein militärischer roturier, und trotz allen Pochens auf das eigene Verdienst fühlten sich diese militärischen roturiers stets hochgeehrt durch den Umgang mit Kameraden von altem Adel, vornehmer Erziehung und seinen Sitten, suchten deren Manier zu copiren, so gut sie vermochten, und wichen fast überall deren Einfluß. Sie folgten darin nur dem Beispiel ihres Imperators Napoleon, der auch eifrigst trachtete, sich mit Personen von altem Hofadel zu umgeben. Dazu kam bei Hullin in diesem Augenblick auch noch die unverhüllte Hindeutung Pelet's auf das Kriegsgericht über den Herzog von Enghien; es that seinem wunden Herzen wohl, daß nach Pelet's Ansicht kein Einzelner für den Spruch des Kriegsgerichts und die Strenge der Kriegsgesetze verantwortlich gemacht werden dürfe, kurz, mehr geschmeichelt als überzeugt gab er auf Pelet's Bitte sofort Befehl, den Herrn von Plez frei zu geben und ihn unbehindert auf sein Landgut abreisen zu lassen.

General Pelet dankte dem Commandanten in jener vornehm flüchtigen Manier, die für Alle, welche nicht tiefer zu sehen gewohnt sind, eben so viel Imponirendes als Bezauberndes hat, und beiläufig, den märkischen Edelmann, den er befreit hatte, selbst zu begrüßen.

Herr von Plez war über seine Verhaftung acht Tage zuvor lange nicht so erstaunt gewesen, wie über diese plötzliche Befreiung, diese Entlassung ohne alle Bedingungen, bei der ihm sogar freigestellt wurde, sofort nach Bessin zurückzukehren. Der wackere Junker begab sich aus seinem Gefängniß zuerst nach dem Hotel de Brandebourg am Gensd'armenmarke, wo er seit Jahren abzustiegen pflegte, wenn ihn seine Geschäfte in die Hauptstadt führten. Das erste Gesicht, welches ihm hier begegnete, war ein bekanntes, es war das lange hagere Gesicht des alten Hippolyt, welcher der Älteste war unter den armen Teufels von Bessin. Diesen treuen Burschen hatte Frau Hedwig ihrem Gemahl nachgesendet, auf daß sie sichere Nachricht von ihrem lieben Herrn habe. Hippolyt konnte seinem gnädigen Herrn nun auch zu dessen Beruhigung mittheilen, daß die gnädige Frau und die Junker gesund seien, und daß es auf dem Hofe überhaupt so gut gehe, als es gehen könne bei der schweren Zeit. Alle möglichen Mittheilungen, die bis in's kleinste Detail gingen, machte Hippolyt seinem Herrn, während er ihn anleidete, denn die umsichtige Frau Hedwig hatte dem armen Teufel auch einen Koffer mit Wäsche für ihren lieben Eheherrn mitgegeben. Zuletzt endlich bemerkte der Getreue, daß er auch am Tage zuvor den Herrn Baron Pelet de la Truiterie, der ebenfalls im Hotel de Brandebourg wohne, gesprochen, demselben Alles ausführlich erzählt und von ihm die Zusicherung erlangt habe, daß er seinen gnädigen Herrn schon frei machen wolle.

Jetzt war dem tapfern märkischen Junker das Räthsel seiner Freilassung gelöst und er konnte in seiner ernstesten und zurückhaltendsten Art dem General herzlich danken, als dieser bald darauf in's Zimmer trat, um ihn zu begrüßen.

Der edle Plez von Bessin hatte anfänglich die Absicht gehabt, sofort abzureisen, denn es drängte ihn, sein Weib und seine Kinder, seine Leute und seine Habe in dieser schweren Zeit nicht länger allein zu lassen als unumgänglich nothwendig, aber davon wollte der General gar nichts hören und verlangte statt alles Dankes, daß Herr von Plez mit ihm zu Mittag speise und den Rest des Tages zubringe. Der Abreise

am andern Tage dagegen wollte sich der General um so weniger widersetzen, als er selbst am andern Morgen abzureisen gedachte, um seine Brigade, welche nach Preußen vorrückte, einzuholen. Ziemlich widerwillig gab Herr von Plez nach, denn obwohl er den feindlichen Officier persönlich achtete und sich ihm durch die Familienerinnerung noch mehr als durch den Dienst, den ihm derselbe geleistet, verbunden fühlte, so war es doch für den treuen Patrioten ein herber Schmerz, durch die Straßen von Berlin an der Seite eines französischen Generals gehen zu müssen, und an dessen Seite zu sitzen als Gast. Doch, er gab nach und begleitete den General.

Wenn der wackere Landwehrmann vielleicht geglaubt hatte, seine Erscheinung an der Seite eines französischen Generals werde Aufsehen erregen, so täuschte er sich gewaltig, er hatte volle Gelegenheit sich zu überzeugen, daß der Patriotismus der Bewohner von Berlin durchaus keine Abschließung von den Feinden des Vaterlands fordere. Es wimmelte in den Straßen von Menschen, französische Officiere sah man fast nur mit übermäßig gepuhten Damen am Arm und Herr von Plez hörte entsetzlich viel schlechtes Französisch sprechen; die speculirenden Berliner suchten wenigstens in sprachlicher Beziehung von der feindlichen Einquartierung zu profitieren. Franzosen, leichtfertiges Frauenzimmer und verächtliches Gesindel, vor dem Unterdrücker und Feinde liebedienernd, füllte die Straßen schnatternd, lärmend, lachend; nur zuweilen sah man einen ernstn Mann mit bekümmertem Miene sich durch die bunten Haufen drängen und mit sorgenvollem Blick mehr in sich als um sich schauen. Das laute, anscheinend lustige Treiben auf der Straße machte einen tiefen Eindruck auf den Herrn von Plez; zwar wußte er wohl, daß es auch in Berlin noch genug treue Preußen und gute Patrioten gab, auch war es ihm nicht neu, daß die Masse des elenden, charakterlosen, unpatriotischen Gesindels sich immer am meisten vorzubringen pflegt; dennoch hatte er sich Berlin nicht so heillos, so frivol und frech gedacht. Er hatte geglaubt, die Hauptstadt des großen Friedrich werde wenigstens äußerlich Trauer und Leid tragen um den Untergang der Monarchie, Berlin werde still

und ernst sein in den Tagen, da der König flüchtete mit der Königin, seiner Gemahlin, und den königlichen Kindern bis an die äußerste Ostgrenze seines Reiches, da ein heldenhaft Häuflein getreuer Krieger in blutigem Ringen gegen den übermächtigen Feind zu erweisen sich mühtete, daß Preußens Heldenthum nicht versunken sei in der Nacht von Jena und Auerstädt, sondern weiter strahle als ein Stern ewiger Ehren, trotz der dichtumhüllenden Wolke des Unglücks; das hatte er geglaubt, und nun fand er anscheinend fröhliches Gewimmel auf Straßen und Plätzen, ein Volk unwürdig im Unglück, wie es unwürdig im Glück gewesen. Helle Scham brannte auf der Wange des märtischen Edelmannes, als er an der Seite des französischen Generals in das große Gastzimmer des Wirthshauses au parlement d'Angleterre trat.

Diese Räume waren dem Märker nicht fremd, er hatte so manches Mal hier gefessen mit Officieren vom königlichen Regiment Gensd'armes, mit ehemaligen Kameraden, die nun entweder todt oder wund lagen, flüchtig oder gefangen waren.

Das Zimmer war mit Menschen gefüllt, der General fand für sich und seinen schweigsamen Gast kaum einen Platz an der langen Tafel, an der schier alle Waffen der französischen und rheinbündlerischen Truppen vertreten waren. Auch Civilisten sah man genug und zahlreiche Exemplare jener ekeln Menschenklasse, die sich in eine Phantaste-Uniform gesteckt hatte und nun goldbetreft Bedientendienste bei dem Feinde leistete: Berliner Nationalgardisten, junge Ladenschwengel und sonstiges mißfarbiges Zeug, das die Gelegenheit benutzte, ohne Gefahr Soldat zu spielen, die Patrioten zu brutalisiren und vor dem Feinde zu kriechen mit so hündischer Schweifwedelei, daß selbst den der Ekel überkam vor so schmachvoller Niedertracht.

Um einen runden Tisch zunächst des Fensters saßen französische Officiere und Employés der Armeeverwaltung und schwangen den Würfelbecher zum Verderben einiger sogenannter Officiere dieser Bürgergarde, mißrathener Sprossen der französischen Colonie, die mehr Gold an den Hosennähten der französischen Uniform als in der Tasche hatten, sich's aber

doch zur Ehre schätzten, das Wenige an die nimmerfattten Heuschrecken der großen Nation zu verlieren.

An einem andern Tisch, der unten quer gegen die große Tafel gestellt war, saßen mehrere Einwohner Berlin's, meist Beamte und Kaufleute; sie freuten sich schmachvoll, daß sie hier in Gegenwart der Franzosen prahlerisch ihre undeutsche und unpreussische Gesinnung aussprechen konnten, das Unglück des Vaterlands der Armee schuld geben und den eigenen König höhnen durften.

Anfänglich hatte Herr von Plez nicht Acht auf die Gespräche, die an dieser Quertafel geführt wurden, die gastliche Gesprächigkeit des Generals Pelet nahm ihn in Anspruch, als aber der General, die Schweigsamkeit seines Gastes würdigend, mit seinem andern Nachbar, einem französischen Ordonnateur-General, von Paris zu plaudern begann, da wurde des Landjunkers Aufmerksamkeit fast gewaltsam durch die Gespräche seiner Landsleute geseffelt.

Der loyale Guts herr von Bessin schauderte; er mußte hören, wie der König, die Königin selbst, die unglückliche Armee auf das schmachvollste verhöhnt und verlästert wurden, nicht von den Feinden, sondern von Preußen, von Berlinern, von Menschen, die oft ihre ganze Existenz der Großmuth des königlichen Hauses schuldeten. Hier behauptete ein gewisser P., Hoflieferant und Seidenhändler, ganz laut: der König sei ein Schwachkopf, er habe sich von der Königin und den Officieren vom Regiment Gend'armes zu dem verrückten Krieg gegen den großen Napoleon zwingen lassen, dessen unglücklicher Ausgang selbst dem blödesten Auge von vornherein erkennbar gewesen. Hier erzählte ein Anderer, Mairemeister und städtischer Beamter, der König sei in Königsberg und spiele den ganzen Tag mit hölzernen Soldaten. Dort rühmte ein Officier der National- oder Bürgergarde, daß sein Corps doch auch unter Kaiser Napoleon gegen den König von Preußen diene, denn wenn es nicht bestände, so müßte Napoleon in Berlin eine größere Garnison halten, deren Kräfte er jetzt besser gegen die Preußen und Russen verwenden könne. Andere erzählten allerlei spöttische und schlechte Geschichten von

der Unfähigkeit und Elendigkeit preussischer Generale und Officiere; leider mochte vieles davon wahr sein, empörend aber war es, daß Preußen und Berliner in diesem Tone davon zu reden wagten.

Vor allen Andern zeichnete sich in Schmähdungen gegen Preußen und Vergötterungen Napoleons und der Franzosen ein Kerl aus, der, wie Herr von Plez aus den Gesprächen entnahm, Disponent in der Rauck'schen Huthandlung war.

„Nun B., wie geht es mit dem Handel?“ fragte Einer.

„Sehr gut,“ erwiderte B., „die Festungen gehen reisend ab und unsere Leute verdienen eppes!“

Die Gesellschaft brach in ein wieherndes Gelächter aus.

Herr von Plez hatte solche Niederträchtigkeit nicht für möglich gehalten.

Die Spieler am Fenster, die indessen den Weinbecher eben so eifrig geschwungen, wie den Würfelbecher, waren sehr heiter geworden; sie fingen ein Lied nach dem andern an, und die Deutschen stimmten, so gut sie vermochten, in den französischen Singsang ein, mochte derselbe nun freche Zoten oder nichtswürdigen Spott auf das Preussische und deutsche Vaterland enthalten.

Unterdessen waren zwei Herren eingetreten, die ganz unten an der Tafel Platz nahmen und sich etwas zu essen bestellten. Beide waren in Civillleidung, doch war es nicht schwer, Preussische Officiere in ihnen zu erkennen; sie sahen blaß und krank aus und blickten düster drein. Es waren kriegsgefangene Officiere, die von Hulin Erlaubniß erhalten hatten, in Berlin zu bleiben. Herr von Plez schaute mit inniger Theilnahme auf sie, aber Andere sahen auf die Weiden mit anderen Gefühlen.

„Ich kenne sie beide,“ flüsterte ein Mensch dem Disponenten B. zu, „der Eine ist von den verfluchten Gend'armen, der Andere stand bei den Leibcarabiniers!“

„Wir wollen das Preussische Reiterlied singen!“ rief jetzt ein Galanteriewaarenhändler; „B. singt vor, wir machen den Chor!“

Sofort begann der witzige Disponent der Huthandlung:

Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd,
Schnell hinter die Fronte gezogen,
Im Feld da sind wir durchaus nichts werth,
Da sind uns nur Prügel gewogen;
Da tritt kein Andern für uns ein,
Die Prügel behalten wir ganz allein!

Aus der Welt die Brauheit verschwunden ist,
Nichts zeigt sich als muthlose Knechte,
Die Feigheit herrschet, die Hinterlist,
Wir sind von demselben Geschlechte.
Wer unter's Depot jetzt kommen kann,
Der Officier allein ist ein freier Mann.

Mich fast eine Angst, ich laufe weg —
Für sein Leben jetzt muß man sorgen,
Es giebt wohl heute schon, seid nicht led,
Blessuren. Sie schlagen sich morgen.
Drum laffet uns fliehen und zwar noch hent,
Wir sind Officiere — zur Friedenszeit.

Es war uns nicht ernst, das jezige Loos
Mit großem Geschrei zu erstreben;
Wir konnten daheim, dem Glück im Schooß,
Uns über das Volk erheben.
Was nützet dem Ruhm, der nicht mehr lebt?
Ein Narr, wer ruhmvoll sein Grab sich gräbt.

Bertrauet auf euer geschwindes Roß,
Die Feinde sind furchtbare Gäste,
Und spähet auf eurem verschuldeten Schloß
Nach dem Jubel beim Friedensfeste.
Entsaget der Ehnung — dem Jubelgold,
Es sichert dem Kaufmann — Minnesold.

Warum weinet die Dirne und zergrämet sich schier?
Wir werden so übel nicht fahren!
Bald sind wir wieder im alten Quartier,
Wir wollen den Leib schon bewahren.
Wo Franken sich zeigen, sind wir schon fort,
Wir halten nicht Stich an keinem Ort.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt!
Beim Reihhaus den Koller gelüftet!
Die Franken brausen, Napoleon schäumt,
Der Wahn des Sieges verblüftet;
Und setzet ihr nicht die Sporen ein,
Wie wird euch das Leben gewonnen sein! *)

Jubelnd brüllten die Menschen den Chor, unglaublich,
aber leider wahr. Es läßt sich freilich Vieles nicht läugnen,
was man der Armee zum Vorwurf machte damals, aber einen
so schändlichen Hohn und Spott verdiente die Preussische
Armee selbst damals nicht, und am allerwenigsten waren
die Leute, welche vor den Franzosen trocken, berechtigt, solche
Censur zu üben. Herr von Pleß war mehrere Male in
Versuchung gewesen aufzustehen und dem frechen Sänger einen
Teller an den Kopf zu werfen; er hielt aber an sich, denn er
mußte sich sagen, daß er damit gar nichts erreichen werde.
Aber er vermochte es nicht, länger zu verweilen, er stand
auf, und General Pelet, der seines Gastes Aufregung und
Unruhe bemerkt hatte, erhob sich ebenfalls, um mit ihm zu
gehen. Der Edelmann fühlte die Nothwendigkeit, dem General
sein Benehmen zu erklären; er sagte ihm also kurz, daß die
Gesellschaft ein Spottlied auf die preussische Armee, auf die
preussische Cavallerie gesungen habe. Der General verstand
ihn und drückte ihm die Hand. Bevor sie aber gingen,
flüsterete der General einem französischen Officier, der allein
an einem Tische saß, einige Worte in's Ohr, die dieser sofort
mit einer zustimmenden Verbeugung beantwortete.

„Ich empfehle den Menschen, der da den Vorsänger
machte, ihrer besonderen Aufmerksamkeit, Capitain!“ hatte der
General gesagt, und in der nächsten Nacht wurde der enthu-

*) Diese eben so plumpe als niederträchtige Parodie des Schiller'schen Reiterliedes ist wirklich 1806 gemacht und der preussischen Cavallerie zum Hohn gesungen worden. Der Verfasser verwahrt sich überhaupt hiermit gegen den Vorwurf der Uebertreibung. Die hier mitgetheilten Züge sind nicht erfunden, er hat sie aus einer Reihe von historisch verbürgten Mittheilungen ausgewählt, und er hat noch nicht die stärksten genommen.

fiastische Lobredner der Franzosen, Disponent B., verhaftet und eingesperrt, weil er geäußert: der französische Kaiser bedürfe der Berliner Nationalgarde, weil er alle seine Truppen im Felde brauche. Herr B. mußte vierzehn Tage sitzen, alle Patrioten gönnten ihm das von Herzen, aber so ging's in der Franzosenzeit!

Als Pelet und Pletz nach dem Hotel de Brandebourg zurückkehrten, strömte Berlin, geschniegelt und gebügelt, gepuzt und aufgedonnert zu Ehren der französischen Gäste, in die Theater, Schauspiele und zu andern Vergnügungsorten. Zu Hause hungerten die Kinder, viele der Theaterbesucher aber dachten zwischen Applaus und da Capo mit Angst an den folgenden Tag, und woher die Mittel zu nehmen, um die französische Einquartierung zu füttern, die dort so galant mit der Frau Gemahlin oder den auf Borg eitel gepuzten Töchtern scherzte.

Grimmig verschlossen sich die Patrioten in ihre Wohnungen, das Preußische Herz wollte ihnen brechen über des Siegers ungeschulte Verachtung, über der eigenen Landsleute bodenlose Niederträchtigkeit — doch je finsterner Preußens Nächte, desto heller seine Morgen!

Noch ein Tag in Berlin.

Der edle Pletz von Bessin war durch Alles, was er seit seiner Entlassung aus dem Gefängniß gesehen und gehört, so indignirt, daß seine tiefe leidenschaftliche Natur über jene männliche Selbstbeherrschung, die der Edelmann nach langen schweren Kämpfen mit sich selbst errungen, auf einige Stunden wenigstens triumphirte und aller Anstrengungen, die er machte, sich im Geleise zu erhalten, spottete. Der starke, feste Mann, der so selbstbewußt seit frühen Jahren schon seinen Weg zu gehen gewohnt war, lag, nachdem er einen hastigen und beinahe unfreundlichen Abschied von dem General Pelet genommen, auf seinem Bett im Hotel de Brandebourg und weinte laut und bitterlich zum wahren Entsetzen des armen Teufels von Bessin, des alten Hippolyt, der keine Ahnung davon gehabt hatte, daß sein Gutsherr überhaupt weinen könne, geschweige denn denselben jemals hatte weinen sehen. Es war eigentlich des Edelmannes Absicht gewesen, noch am selben Abend mit der Post abzureisen, er fühlte sich aber so elend, daß er sich dazu nicht entschließen konnte. Der bittere Gram nagte an seiner Seele, er machte ihn schwach wie ein Kind. Er war so außer sich, daß er nicht ein Mal seines geliebten Weibes daheim dachte, das in banger Sorge um sein Geschick schwebte.

Herr von Pletz brachte eine gramvolle Nacht zu, am andern Morgen aber hatte er sich wieder gefunden: die dunkeln Augen schossen wieder ihre spigen, bohrenden Blicke unter

den buschigen Wimpern hervor, es lag wieder der alte chur-märkische Trotz auf dem breiten Antlitz mit den hervorstehenden Backenknochen und jener eigenthümliche Anflug von ironischer Gleichgültigkeit um die dünnen Lippen, welche die starken weißen Zähne sehen ließen. Die kurze, kernige, breitbrüstige Gestalt hob sich, er war wieder der ächte märkische Junker, der sich bewußt war, daß er in seinen eigenen Stiefeln stand. Auch Hippolyt erkannte nun seinen gnädigen Herrn wieder, als er ihm den Pelz über den kurzen erbsfarbenen Rock zog und ihm Pelzmütze und Reitpeitsche reichte.

Verzagen war niemals die Art der Pleße von Bestin, man konnte sie umrennen, aber sie blieben sicher nicht liegen, sondern standen wieder auf; im Ganzen und Großen konnte der tapfere Mann nichts helfen, das hatte er wohl begriffen, aber darum legte er nicht feig die Hände in den Schooß, sondern ging muthig daran, im Einzelnen und Kleinen zu helfen, so weit seine Kräfte reichten. Das aber eben ist die ächte, und recht die märkische Mannesart. Mit festem klirrenden Tritt schritt er über das Pflaster dahin, und wer da Zeit hatte, ihn anzusehen und ihm nachzusehen und sich sonst auf Menschen verstand, der sagte sich wohl selbst: der da ist ein ganzer Mann!

Herr von Pleß trat in der Markgrafenstraße in ein Haus; der Plur, den er durchschreiten mußte, um zur Treppe zu gelangen, führte an einer halboffenen Thür vorüber; unwillkürlich blieb der Edelmann stehen, denn er vernahm die schmerzliche Klage einer Frauenstimme. Es giebt Augenblicke, wo auch das Lauschen keine Schande ist, Herr von Pleß lauschte und vernahm Folgendes: „Was soll aus uns werden, Mann? kein Gehalt, keine Aussicht, alle Vorräthe aufgezehrt und dazu die schwere Einquartierung, oh! mein Gott, erbarme dich unser!“

„Beruhige dich, liebes Weib, mit Thränen und Klagen ist nichts gethan!“ tröstete die Stimme des Mannes.

„Wie kann ich ruhig sein, mich beruhigen?“ fuhr die jammernde Frau fort, „die ganze Sorge liegt auf mir. Verzagen war ich gestern bei unsern Freunden, mir ein Dar-

lehen zu erbitten, ich wollte dir nichts davon sagen, alle Wege waren umsonst, sie hatten nichts, oder wollten nichts geben. Nun geht's auf Mittag, noch ist kein Feuer auf dem Heerd, die Officiere werden erscheinen, werden ihr Mittagbrod verlangen, für uns ist auch nicht gesorgt. Gott weiß, wie herzlich gern ich dir die Frage ersparte, aber ich muß ja, Mann, was sollen wir nun machen?“

Die arme Frau weinte, nochmals versuchte der Mann zu trösten: „Laß den Muth nicht sinken, meine Liebe,“ sagte er, „es geht uns übel, aber vergiß nicht, daß es Lagen giebt, mit der sich die unfrige nicht vergleichen läßt. Denke an die abgebrannten, geplünderten und verzagten Landsleute, die bettelnd das Land durchstreifen, wir haben noch Dach und Fach.“

„Auf meinem Heerd ist kein Feuer, und die Einquartierung verlangt zu essen!“ entgegnete die Frau mit jenem natürlichen Trotz der Frauennatur, die beim Nächsten beharrend, nicht weiter sehen mag.

Herr von Pleß hörte jetzt eine Thüre schließen und bald darauf eine sanfte Mädchenstimme, die nach einem schweren Seufzer sagte: „Auch das war umsonst.“

„Was ist, was hast du, liebe Agnes?“ fragte die Hausfrau.

„Ich sah sie in solcher Verlegenheit, liebe Mutter,“ entgegnete die Tochter, „darum trug ich meine Sonntagkleider zum Tröbler, er wollte sie nicht; ich war bei mehreren, Keiner wollte sie, Einer sagte, er könne jetzt viel bessere Sachen um ein Spottgeld kaufen.“

Mutter und Tochter weinten, der Vater ging unruhig auf und ab. Abermals wurde eine Zwischenthür geöffnet und geschlossen. „Vater,“ rief eine jugendliche Stimme hastig, „ich wollte meine goldene Uhr verkaufen, um der Mutter Wirtschaftsgeld zu verschaffen. Weißt du, was sie mir darauf geboten haben? Drei Thaler und zwar auf acht Tage und gegen einen Thaler Zinsen.“

„Sie hat vierzig Thaler gekostet!“ sagte der Vater.

„Wenn ich sie verkaufen will, so kann ich sieben Thaler bekommen,“ fuhr der junge Mensch fort, „muß dabei aber einen Tresorschein nehmen, an dem ich natürlich verliere.“

„Nimmermehr,“ rief der Vater, „behalte deine Uhr, guter Junge, sie hat ja viel mehr Werth, wir müssen sehen —“

Weiter hörte der Edelmann die Rede nicht, denn es kam eine Magd, er zog sich an die Treppe zurück, die Magd aber, ohne ihn zu bemerken, öffnete die Thür ganz und sprach, an der Schwelle stehen bleibend: „Die Herren Officiere lassen sich eine Bouteille Wein und kalten Braten zum Frühstück ausbitten, Frau Finanzrätthin, zugleich lassen sie sagen, daß sie Mittag noch einen Gast mitbringen würden.“

Die Magd schloß die Thür und ging; gleich darauf stürzte der junge Mensch aus dem Zimmer, offenbar, um in dieser Bedrängniß die Uhr für ein Spottgeld hinzugeben.

Herr von Pletz eilte ihm nach, erreichte ihn noch, bevor er das Haus verlassen, und hielt ihn zurück, indem er ihm seine Hand fest auf die Schulter legte. Unwillig und überrascht stand der junge Mensch, der Edelmann aber sprach ernst: „Sie wollen ihre Uhr verkaufen, deshalb brauchen sie nicht aus dem Hause zu gehen; folgen sie mir, eine Treppe hoch wohnt der Justizcommissarius und Hoffiscal Müller, wie sie wissen, ich werde dafür sorgen, daß er ihnen 25 Thaler auf ihre Uhr leiht! Kommen sie!“

Zweifelnd und staunend folgte der Ueberraschte, ein hübscher junger Mensch von etwa achtzehn Jahren, dem Edelmann, der ruhig und mit festem Schritt die knarrende Treppe bestieg.

Der alte Schreiber im Vorzimmer des Justizcommissarius kannte Herrn von Pletz schon seit Jahren, er erhob sich rasch und eilte, ihm die Thür zu dem Cabinet seines Principals zu öffnen.

„Willkommen!“ rief der Justizcommissar, beim Eintritt des Besuchers auffpringend, „sie wissen, daß sie mir immer willkommen sind, gnädiger Herr, aber ich will nicht August Müller heißen, wenn sie mir nicht heute zehnfach willkommen sind. Sie wissen, daß ich noch 1000 Thaler Courantgeld von

ihnen in den Händen habe, hoffentlich nehmen sie mir endlich die Last ab; sie wissen nicht, was ich ausgestanden habe.“

Der Justizcommissarius präsentirte dem Edelmann einen Stuhl, dann erst bemerkte er den jungen Menschen; sein dickes, rothes Gesicht verfärbte sich, er nahm die silberne Brille ab, betrachtete denselben mit seinen etwas blöden Augen sehr ängstlich und sprach stockend: „Ist das nicht Monsieur Haacke von unten?“

„So ist's,“ entgegnete Herr von Pletz, indem er sich niederließ, „ich bitte sie, diesem jungen Mann sofort 25 Thaler auf meine Rechnung auszuzahlen, er wird ihnen dafür eine goldene Uhr als Pfand lassen.“

Der Justizcommissarius setzte seine Brille wieder auf und warf einen seltsamen Blick auf seinen Geschäftsfreund. Offenbar kam ihm der Zahlungsbefehl sonderbar vor, die Pfandnahme aber noch sonderbarer, indessen entgegnete er kein Wort, zahlte die geforderte Summe und nahm die Uhr in Empfang.

Der junge Mensch wollte reden, Herr von Pletz ließ ihn dazu nicht kommen. „Sie wissen,“ sagte er, „wie nöthig ihre Frau Mutter das Geld braucht; es versteht sich, daß unser Geschäft ganz unter uns bleibt, ihre Uhr können sie zu jeder Zeit hier einlösen, gehen sie, Adieu!“

Erfreut, verlegen und hastig entfernte sich der junge Mensch.

Als die beiden Herren allein waren, stand Herr von Pletz auf, drehte seinen Stuhl herum, so daß die Lehne gegen den Schreibtisch des Justizcommissars gerichtet war, setzte sich rittlings darauf, stützte sein Kinn auf die Hände, die er kreuzweise über die Lehne gelegt, und begann zu fragen: „Was sind das für Leute unten?“

„Finanzrath Haacke,“ entgegnete der Hoffiscal, „tüchtiger Arbeiter, kein Vermögen, Alles angewendet, die Kinder zu erziehen, sonst in Ordnung, jetzt in großer Noth, Frau noch hübsch, Tochter noch hübscher, liebes Kind, jetzt große Verlegenheit für die Eltern wegen der französischen Officiers, deren Begehrlichkeit sie mit Mühe entzogen wird.“

„Gut,“ entgegnete der Edelmann, „sorgen sie dafür, daß die Jungfer nicht etwa aus Noth die Beute der Fremden wird; sie können die Uhr benutzen, um der Familie alle Wochen ein kleines Darlehen zu machen, ein kleines, verstehen sie mich, etwa fünf Thaler. Es ist wenig, aber etwas hilft es doch, und ich habe noch andere Pläne!“

Der Justizcommissarius blickte mit einer Art von ärztlichem Blick über seine Brillengläser hinweg den Edelmann an. „So wahr ich Müller heiße“ — begann er.

„Ich bitte sie,“ unterbrach ihn der Edelmann rasch, „ich weiß, daß sie Müller heißen, ich weiß, daß sie ein braver Mann und guter Patriot sind; sie haben mir eben mitgetheilt, daß ich über meine tausend Thaler Courant verfügen kann; zwar könnte ich die Summe jetzt auf meinem Gute selbst brauchen, indessen wird es auch ohne dieselben gehen, und hier ist entsetzliche Noth; kennen sie treue Leute, namentlich Officiere, denen mit kleinen Darlehen für diese Zeit gedient wäre?“

Der Justizcommissarius wischte sich mit seinem blauen leinenen Taschentuch die Brillengläser ab, seine Augen waren ihm feucht geworden, er wollte sich aber nichts merken lassen und verzog in breitem Lachen sein dickes rothes Gesicht: „Kenne solche,“ begann er endlich, „ganz wie sie der gnädige Herr befehlen, da ist erstens der Capitain von M., braver Officier, lebstirt, gefangen, um seine ganze Equipage gekommen, aufsein Ehrenwort hier, um seine junge Frau nicht allein zu lassen, kenne ihn schon lange, kenne ihn aber ganz genau erst seit gestern. Denken sie sich, ist in Noth, geht zu einem Juden, der einst viel Geld von ihm verdient hat, als der Capitain noch ein lustiger Lieutenant war, bittet um ein Darlehen, wird von dem Juden mit Hohn und Spott abgewiesen, kehrt in Verzweiflung heim, seine Gattin weint mit ihm. Da erscheint ein Lieutenant, der in seiner Compagnie gestanden, will Abschied von ihm nehmen, ihm danken für die früher bewiesene Freundschaft, denn er ist entschlossen Dienste zu nehmen, und zwar bei der Preussischen Legion, die der Fürst von Sfenburg für französischen Dienst errichtet. Capitain von M. ist außer sich darüber, er beschwört

den jungen Kameraden, diese Schande nicht über sich zu bringen. „Was soll ich thun?“ entgegnete der Lieutenant, „Vermögen habe ich nicht, meine Equipage ist hin, ich habe Schärpe und Ringtragen verkauft und davon bis jetzt gelebt, keine Aussicht mehr, ich muß mich erschießen oder in's Regiment Sfenburg treten, dem Könige und dem Vaterlande bin ich in jedem Fall verloren.“ Der Capitain aber läßt nicht nach, er nimmt dem jungen Kameraden das Ehrenwort ab, sich weder zu erschießen, noch bei Sfenburg Dienste zu nehmen, dann nimmt er ihn in sein Quartier auf, an seinen Tisch, und so sorgt er, der selbst in großer Noth ist, wie ein Vater für ihn. Der Lieutenant hat es mir heute Morgen selbst erzählt, ich war schon bemüht, dem braven Capitain von M. ein Darlehen von 100 Thalern zu suchen.“

„Sie haben es schon gefunden, Herr Hoffiscal!“ entgegnete Herr von Plez, „ich gebe es. Weiter!“

„Da ist ferner,“ fuhr der Justizcommissarius fort, „ein Rentant, früher Feldwebel beim Regiment Larisch, den baten zwei gefangene Officiere von der Compagnie, bei welcher er ehemals gestanden, ihnen bis zur Auswechslung fünfzig Thaler zu verschaffen. Der Mann bemühte sich, aber vergeblich; er konnte den Jammer und das Elend nicht länger ertragen, er vergaß sich so weit, 50 Thaler aus seinen Kassengeldern zu nehmen, die gab er den Officieren, denen er sagte, daß er sie von einem Juden erhalten. Der arme Mann war gestern bei mir, er ist um seine Stelle, wenn er den Defect nicht deckt.“

„Der Mann hat Unrecht gethan,“ meinte Herr von Plez, „zu anderer Zeit würde ich ihm nicht helfen, jetzt aber — zahlen sie dem Manne 50 Thaler. Weiter!“

Der wackere Hoffiscal referirte weiter, und zu seiner tiefsten Bekümmerniß hatte Herr von Plez über seine tausend Thaler verfügt, lange bevor er mit seiner langen Liste von Bedürftigen zu Ende war. Er las dem Edelmann nun die Reihe der gemachten Verfügungen vor und begann, da es nichts mehr nützen konnte, Hilfsbedürftige aufzuzählen, in den derbsten Ausdrücken auf Einige zu schelten, welche die Mittel hatten zu helfen und es nicht thaten.

„Sie wissen, gnädiger Herr,“ sagte er unter anderm, „daß ich seit fünf Jahren die Geschäfte des Generals von N. führe; der Mann ist fei reich, der Staat hat ihn mit Ehren und Belohnungen überschüttet; denken sie sich, dieser schamlose Geizhals läßt sich jetzt vor allen preussischen Officieren verleugnen, die ihm die Aufwartung machen wollen, aus Furcht, daß sie ihm ihre traurige Lage schildern und Hülfe von ihm verlangen könnten. Ist das nicht abscheulich?“

„Erbärmlich ist's,“ rief Herr von Pleß und sann eine Weile, dann fuhr er fort: „doch lassen sie mich machen, die Generalin von N. ist eine Cousine meiner Frau, ich werde zu ihr gehen, sie führt da das Regiment im Hause, wir wollen dem geizigen General zu dem Ruhm eines großmüthigen Patrioten wider seinen Willen verhelfen. Suchen sie hundert unvermögende Officiere zusammen, rasch, schreiben sie die Namen auf und schicken sie mir die Liste nebst Wohnungsangabe noch vor Mittag nach dem Hotel de Brandebourg. Ja, es wird gehen, ich will mit der Generalin reden, sie muß ihrem geizigen Mann befehlen, daß er hundert Officieren monatlich 10 Thaler auf ihr Tractement vorschickt, damit ist denn hundert Officieren aus der dringendsten Verlegenheit wenigstens geholfen, und der reiche General kann ganz wohl monatlich 1000 Thaler geben!“

„Und sollte es auch ein Jahr dauern,“ rief der Justizcommissarius jubelnd, „was sind für den reichen Mann 12,000 Thaler? so wahr ich August Müller heiße, er kann es, so wahr ich Müller heiße!“

„Müller kann Jeder heißen,“ meinte der Edelmann verdrießlich, indem er aufstand, „aber,“ setzte er freundlicher hinzu, „nicht Jeder der Müller heißt ist ein so braver Mensch wie sie, Herr Hoffiscal! Leben sie wohl und auf ein künftiges fröhliches Wiedersehen!“

Herr von Pleß ging, der Justizcommissarius und sein Schreiber begleiteten ihn bis an die Treppe. „So wahr ich Müller heiße!“ rief der Erstere, als er in das Vorzimmer zurücktrat, „das ist noch ein rechter Edelmann, bei dem wird's mir auch nicht fauer, gnädiger Herr, zu sagen; außer ihm

nenne ich keinen mehr gnädiger Herr, bei Gott! wären diese Herren von Adel alle wie unser Herr von Pleß, es stände anders um Preußen!“

Der Hoffiscal ging in sein Zimmer, aber lange erst nachdem sich die Thüre hinter ihm geschlossen, sagte der alte Schreiber, seine schwarzen leinenen Schreibärmel zärtlich streichelnd: „Ich bin ganz der Ansicht des Herrn Principals! merkwürdig, diese Uebereinstimmung, höchst merkwürdig!“

Herr von Pleß ging indessen seiner Wege; er war wieder vollkommen kalt und ruhig, das Bewußtsein, nach Kräften zur Linderung der allgemeinen Noth beigetragen zu haben, gab ihm eine gewisse Befriedigung. Er hatte einige Geschäftsgänge zu machen und einige Kleinigkeiten einzukaufen.

An der Wirthstafel in seinem Hotel fand der Edelmann keinen Bekannten, was ihm eigentlich recht lieb war; er verzehrte schweigend seine Mahlzeit, er wäre gern mit seinen Gedanken allein gewesen, denn er konnte es doch nicht hindern, daß die anwesenden Gäste sprachen, und was er vernahm, war wenig geeignet für ihn. Ausfälle auf den Adel und die Officiere waren auch hier das beliebte Thema des Gesprächs.

Einer erzählte: ein Officier vom Regiment Gensd'armes in Civil habe von einem Juden ein Pferd kaufen wollen, es sei ihm aber zu theuer gewesen, er habe sich deshalb zurückgezogen und einen Zweifel an der Dauerbarkeit des Pferdes geäußert. Darauf habe der Jude, der in ihm den Officier vom Regiment Gensd'armes erkannt, sofort gerufen: das Pferd habe Dauer, denn ein Officier vom Regiment Gensd'armes habe es bei Jena geritten und sei damit der Erste in Berlin gewesen, ohne auf dem Ritt vom Schlachtfelde bis nach Berlin auch nur ein einziges Mal anzuhalten. Ein Anderer versicherte: der französische Commandant General Dullin habe einen preussischen Officier, der sich geweigert, einem Bürgerlichen Satisfaction zu geben, ganz spizig gefragt: also darum haben sie sich bei Jena auch mit uns nicht schlagen wollen, weil wir Franzosen nicht von Adel sind, ah! jetzt begreife ich! Ein Dritter wollte wissen, daß die preussischen Cavallerie-Officiere bei Jena nur darum davon gelaufen wären,

weil sie die französischen Sappeurs wegen ihrer langen Bärte für Juden gehalten hätten, für Juden, bei denen sie alle stark verschuldet.

Solches und ähnliches Spottzeug wurde lachend erzählt und lachend angehört; für den Hammer und das Glend schien man kein Auge, kein Herz zu haben, kleinlicher Groll, Haß, Neid und Hohn beherrschten Alles.

Der Hoffiscal Herr August Müller war eingetreten, er brachte dem Edelmann selbst die verlangte Liste der hundert Officiere, er nahm auf die Einladung des Herrn von Pleß einen Stuhl neben demselben und trank ein Glas Wein. Flüsternd theilte ihm dieser seinen Zorn über die Gespräche, welche die Gesellschaft führte, mit; der Hoffiscal schüttelte seinen mächtigen Kopf, horchte, wischte sich die Brillengläser ein paar Mal ab und sagte dann ehrlich: „Kenne das, ist abscheulich, ganz abscheulich, aber, gnädiger Herr, sie wissen das nicht so genau, die jungen Herren haben's auch oft gar zu bunt und arg getrieben. Das entschuldigt das Benehmen der Menschen nicht, es bleibt abscheulich, ich wollte nur sagen, woher es kommt!“

Der Justizcommissarius setzte seine Brille wieder auf und sah dem Edelmann herzlich in's Gesicht, der war auch weit entfernt, sich durch die Bemerkung gekränkt zu fühlen, sondern entgegnete leise: „Ich weiß sehr gut, was namentlich auch hier in Berlin gesündigt und gefehlt worden ist von meinen Standesgenossen; ich würde der Letzte sein, das Unrecht zu vertheidigen, aber es ist empörend, daß man dem ganzen Stande zur Last legt, an dem ganzen Stande rächt, was doch nur Einzelnen zur Last fällt, daß man die Männer nicht schont, die Wunden am Leibe tragen, die in der Gefangenschaft und im Glend schwachten, kurz, es empört mich, daß diese Menschen keine Achtung vor dem Unglück haben.“

Die beiden Preussischen Patrioten trennten sich bald, denn Herr von Pleß wollte ja vor seiner Abreise noch die Generalin von R. besuchen, um hundert Preussischen Officieren eine Hülfe zu schaffen. Der Hoffiscal und Justizcommissarius August Müller schied mit bewegtem Herzen von

dem Pleß, aber als er ihn nicht mehr sah, fiel es ihm ein, wie komisch doch eigentlich seine Zuversicht sei. Er kannte den harten Geiz des alten Generals so genau und glaubte nun ganz fest daran, daß es dem einfachen Landjunker so ohne Weiteres gelingen werde, denselben zu einem so bedeutenden Geldopfer zu bewegen. Zweifelnd schüttelte er den Kopf so stark, daß Einige, die ihm begegneten, ihn ganz verwundert ansahen.

„Und er setzt es doch durch,“ sagte er nach einer Weile halb laut, „er hat so eine eigene Art, ja, ja, die Leute schämen sich vor ihm, sie schämen sich, nicht anständig zu sein. Ich sage, er setzt es durch!“ Damit trat er in sein Haus und nahm die Brille ab, um die Nässe der Schneeflocken abzuwischen, die daran geschmolzen waren, trotz seiner Kurzsichtigkeit aber bemerkte er im Hintergrunde des Hausflurs einen französischen Militair, der ein Frauenzimmer in seinen Armen hielt. Das gutmüthige dicke Gesicht nahm sofort einen höchst drohenden Ausdruck an, es wurde ganz dunkelroth, und hastig vorschreitend gegen das liebende Paar sagte er mit starker Stimme drohend: „on ne baise pas les filles dans mon pays!“

Der Franzose sah den Erzürnten einen Augenblick verwundert an, dann brach er in ein schallendes Gelächter aus und schlang seinen Arm nur fester um die Taille des Mädchens.

Der Hoffiscal begriff, daß er sich übereilt hatte, er stellte die so kühn begonnene französische Conversation ein und sagte sich undrehend zu dem Mädchen: „Ich werde ihrer Herrschaft ihre Aufführung melden, darauf kann sie sich verlassen!“

Er hatte aber bei diesem Paar entschieden Unglück, denn das Frauenzimmer lachte ebenfalls und rief ganz laut: „Was geht sie denn meine Aufführung an, he? und meine Herrschaft, daß sich Gott erbarm! eine schöne Herrschaft, die selbst nichts zu beissen und zu brechen hat und den Mägdelohn schuldig bleibt. Habe ich doch der Frau Finanzrätthin vorgestern erst meine paar Thaler borgen müssen, weil sie gar zu kläglich that; die sollte mir kommen, der wollte ich dienen!“

Das freche Frauenzimmer fuhr noch eine ganze Weile im nämlichen Tone fort; der arme Hoffiscal, der nun bemerkte, in welches Wespennest er gestochen, beeilte sich seine Wohnung zu gewinnen, höchst bedrückt, daß er durch seinen schlecht angebrachten Eifer für gute Hausfittie die gute Finanzrätthin einer Verlegenheit und einer Beschämung ausgesetzt hatte, denn die arme Frau mußte Alles gehört haben, da die keisende schrille Stimme des Mädchens durch's ganze Haus tönte.

Kaum eine Stunde danach erhielt er indessen einen Trost, nämlich ein Billet des Generals von N., in welchem ihm dieser auftrug, den auf der beiliegenden Liste verzeichneten hundert Preussischen Officieren jedem monatlich zehn Thaler auf sein Tractament vorzuschließen, dabei jedoch nicht seinen Namen zu nennen, weil er nicht liebe, Aufsehen zu erregen durch das, was er für seine nothleidenden Kameraden thue.

„Er hat's erreicht, er hat's erreicht, so wahr ich Müller heiße, er hat's erreicht, und ich habe es vorhergesagt!“ jubelte der Hoffiscal und tanzte auf einem Beine trotz seiner Schwerfälligkeit herum, daß die Dielen krachten und der Finanzrath unten gewiß dachte, der Hausherr sei plötzlich toll geworden.

Nach einer ziemlichen Weile erst war er im Stande, seinem alten Schreiber aufzutragen, die Officiere sofort zu benachrichtigen, denn das schien ihm durchaus nöthig; es war ihm, als könne der geizige General seinen Antrag zurücknehmen. Er setzte sich selbst, um seinem Schreiber zu helfen. Es wurde dunkel, und gerade als Licht gebracht wurde, ertönte unten ein Posthorn, das war die ordinaire Post und der Postillon blies den Dessauer Marsch. Hastig sprang der Hoffiscal auf, öffnete das Fenster und rief in das Schneegestöber hinaus: „Gott segne sie, gnädiger Herr, Gott segne sie tausend Mal!“

Der schneidende Nachtwind verwehte die Worte, aber den Segenswunsch eines treuen Mannes verweht kein Wind.

In der Postkutsche fuhr der edle Plez mit dem armen Teufel, dem Hippolyt, dem Bessiner See zu. Das war noch ein Tag in Berlin. —

Das geheimnißvolle Paar.

Ein Wagen von einfachster Bauart, der zwar nicht in Federn hing, dessen drei Sitzbretter dafür aber mit ziemlich starken Ketten an die Leiterbäume angeschlossen waren, war von einem Verdeck überragt, dessen Lederbehänge nur zum Theil und zwar nur durch Anwendung von Gewalt zeitweise an den Seiten geschlossen werden konnten, führte den stolzen Titel der königlichen ordinären Post. Das Ganze war aber entschieden mehr ordinair als königlich. Waren die Lederbehänge an den Seiten wirklich geschlossen, so hatten die Insassen des Wagens eine unbehinderte Aussicht nach vorn, von wo aus man auch einsteigen mußte. Der Postillon, damals auch scherzweise der Seegebarth'sche Dragoner genannt, fuhr von dem Sattelpferde. Der Geheime Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainenrath, Generalpostamtsdirector und Hofpostmeister Johann Friedrich von Seegebarth, der unter dem Generalpostmeister Minister Grafen von der Schulenburg-Kehnert lange Chef des Postwesens war, hatte sich nämlich um die Post so verdient gemacht, daß die Berliner sich die Post gar nicht ohne ihn denken konnten.

An dem Postwagen freilich, in welchem Herr von Plez durch eine Nacht voll Schneegestöber langsam dahin fuhr, war auch nicht die Probe von den Seegebarth'schen Verbesserungen zu sehen, aber es waren schlimme Zeiten, die bessern Wagen hatten die Franzosen, wo sie derselben irgend bedurften, ohne

Weiteres weggenommen, und die Postverwaltung hatte sich genöthigt gesehen, alte und lang ausgediente Gefährte wieder in Dienst zu nehmen, um nur den Verkehr nicht ganz in's Stocken gerathen zu lassen.

Mitten unter Poststücken aller Art, die in der Schoßkelle nicht mehr Platz gefunden hatten, die man deshalb ohne weiteres in den Wagen geworfen, und zwar mit einer Sorglosigkeit, welche einen Postbeamten der spätern Nagler'schen Schule mit Entsetzen erfüllt haben würde, saß Herr von Plez auf dem letzten Brett, welches die Annehmlichkeit einer Rückwärtsanlehnung bot. Neben ihm hatte ein dicht in Mäntel gehülltes Frauenzimmer Platz genommen. Auf dem zweiten Sitzbrett, welches die Annehmlichkeit hatte, daß sich die Inhaber ganz nach Belieben vorwärts oder rückwärts setzen konnten, besand sich, Herrn von Plez gegenüber, ein junger Mann mit semmelblondem Haar, der sich von Zeit zu Zeit bemühte, die Aufmerksamkeit seiner Mitreisenden zu erregen, indem er seine Mütze abnahm und wieder aufsetzte, seinen vieltragigen Kutschermantel auszog, überhängte und dann wieder anzog und zuknöpfte, sogar schwache Versuche machte, eine Unterhaltung anzuknüpfen; leider achtete und antwortete Niemand auf seine kurzen Bemerkungen über den Schnee, über die Dunkelheit und ähnliche interessante Dinge. Am wenigsten berücksichtigte ihn sein Nebenmann, der lediglich bemüht war, die Decken und Mäntel in Ordnung zu halten, welche zum Schutz des Frauenzimmers dienten, das neben unserm Edelmann saß. Auf der vordern Bank, deren Besitzer der Ungunst der Witterung am meisten ausgesetzt waren, lehnte neben dem alten Hippolyt, der in seinen weiten weißen groben Filzmantel gehüllt wie ein weißer Bär oder sonst ein Ungeheuer ausah, eine auffallend schlanke Figur, sichtlich höchst unvollkommen gegen das Wetter geschützt. Dieser Schutz bestand in einem schmalen blauen Tuch, das, um die Ohren gebunden, oben über die Mütze weg, dieser zugleich als Halt dienen mußte.

Es war schon ziemlich dunkel, als die Reisenden im Posthofe zu Berlin ihre Plätze eingenommen hatten, sie sahen

sich kaum an, denn das Wetter war ebenso unfreundlich wie die Zeitverhältnisse, und auch die gewöhnlichste Vorsicht lud zum Schweigen ein. So fuhr man ein Stück in's Land hinein, endlich aber kam doch ein Gespräch zu Stande. Hippolyt begann mit seinem schlanken Nebenmann zu plaudern, den er durch einen wärmenden Schluck aus seiner Flasche und durch die Darreichung eines großen warmen Tuches sich dankbar verpflichtet hatte. Hippolyt sagte natürlich nicht, wer er wäre, dazu war der alte Herrendiener zu klug; wußte er doch nicht, ob das seinem gnädigen Herrn genehm, aber er ließ den Schlanken reden und machte seine Sache so geschickt mit kleinen Fragen und Hülsen, daß der arme Schulmeister, den ein französischer Employé gegen seinen Willen aus der Altmark bis nach Berlin als Dolmetscher geschleppt hatte, ganz cordial wurde und seine Lebensgeschichte mit höchster Umständlichkeit zum Besten gab. Kaum hatte der Schulmeister seinen Vortrag begonnen, als er auch sofort einen sehr eifrigen Zuhörer an dem semmelblonden jungen Mann fand, der, die Vortheile seiner Bank benutzend, Herrn von Plez den Rücken zudrehte und durch diese Frontveränderung sich näher an die Insassen der vordern Bank angeschlossen, denen er auch alsbald mittheilte, daß er nach Sandau zu seinem Vater reise, weil der Herr des Materialgeschäftes in Berlin, bei dem er „conditionirt“ habe, in dieser Zeit keinen Diener mehr halten könne.

Herr von Plez hatte von allen diesen kleinen Vorgängen nur oberflächlich Notiz genommen, von Zeit zu Zeit hatte er dem Gespräch der drei Leute ein halbes Dhr geschenkt, es interessirte ihn wenig, und er fand sich mit seinen eigenen Gedanken hinlänglich beschäftigt. Seine Reisegefährten mochten ihn schlafend glauben. Vielleicht schlief er wirklich zuweilen ein Viertelstündchen zwischen seinen Ueberlegungen. Es war ihm gar nicht aufgefallen, daß die verhüllte Dame neben ihm und der sehr aufmerksame, dienstfertige Herr ihr gegenüber, die offenbar zusammen gehörten, nicht mit einander sprachen, hatte er selbst doch auch noch kein Wort gesagt. Jetzt vernahm er nun plötzlich das folgende ganz leise geführte Gespräch:

„Ich danke ihnen, lieber Ernest,“ sprach die Verhüllte, sich niederneigend zu ihrem Gefährten, der die große wollene Decke, welche um die Füße der Dame geschlagen war, die außerdem in einem Fußsack steckten, wieder zurecht zog, „ich danke ihnen, aber ich bitte, geben sie mir einen Schluck aus der Flasche, welche sich in ihrer linken Manteltasche befindet.“

„Herr von Plez vernahm bald darauf jenes eigenthümliche Geräusch, welches entsteht, wenn man den Kork aus einer Flasche zieht, der Duft eines würzhaften Liqueurs wurde bemerklich; die Verhüllte mußte einen tüchtigen Schluck genommen haben, denn tief Athem holend flüsterte sie wieder: „trinken sie auch, lieber Ernest, trinken sie!“

Der Cavalier mußte der Aufforderung seiner Dame Folge geleistet haben, denn dieselbe fuhr bald darauf fort: „nicht wahr, er ist gut?“

„Doppelt gut, da ihre Lippen die Flasche berührt haben, meine theure Marguerite!“ lautete die galante Antwort.

Die Beiden neigten ihre Köpfe jetzt ganz nahe gegen einander, so nahe, daß Herr von Plez, der wider seinen Willen beinahe dem Paare Aufmerksamkeit schenkte, glaubte, die Liebenden, denn dafür hielt er sie, wollten die herrschende Finsterniß benutzen, sich zu küssen. Das war indessen nicht der Fall, wenigstens konnte es der Edelmann nicht constatiren, er vernahm nur leises Flüstern.

„Sie sollten sich auf der nächsten Station Nachtruhe gönnen, liebes Herz!“ flüsterte der zärtliche Cavalier, „wir haben nichts zu befürchten!“

„Wahrlich! eine Entführung!“ sagte Herr von Plez zu sich selbst.

„Nein,“ entgegnete die Dame, „nein, wir bekommen keinen Wagen dort, es würde auch unnützes Aufsehen machen, glauben sie mir, wir sind auf der Post am aller sichersten, und die kleinen Unbequemlichkeiten sind bald überwunden, sie thun mir leid, aber —“

„Oh, von mir ist gar nicht die Rede, mein Engel,“ unterbrach der Cavalier artig, „sie wissen, daß ich glücklich bin, wenn ich nur in ihrer Nähe sein kann, selbst im Postwagen.“

„Kleiner Schmeichler! geben sie mir die Flasche,“ entgegnete die Dame, „doch wechseln wir ab, in dem Kober liegt gleich obenauf ein Korbfläschchen mit Malaga!“

Herr von Plez lächelte für sich über das seltsame Liebespaar, das seine Liebe durch starke Getränke zu beseuern schien. Was der Edelmann vernommen, hatte seine Neugierde erregt, er hätte gern die Dame gesehen, die sich in dieser Zeit entführen ließ und doch so vorsichtig mit Nellenliqueur und Malaga abwechselte. Er hätte gern noch mehr gehört, aber nach dem letzten Schluck Malaga trat die frühere Stille wieder ein, und Herr von Plez hatte vollständig Muße, sich die Verhältnisse des Paares ganz nach Gutdünken zurecht zu legen. Es war ihm nicht entgangen, daß die Verhüllte trotz aller Zärtlichkeit einen gewissen Ton der Autorität ihrem Gefährten gegenüber hatte, er dachte sich also: es ist die Frau eines Kaufmanns, eines Destillateurs vielleicht, der Nellenliqueur ist wahrscheinlich eigene Fabrik, die mit dem ersten Ladienbiener ihres Mannes durchgeht; sie ist vermuthlich nicht ganz jung mehr und beherrscht den Ladenschwengel gänzlich. Wahrscheinlich hat sie auch nicht vergessen, die Kasse ihres Mannes mit zu nehmen, und hofft in der Verwirrung des Krieges nach Holland oder sonst wohin zu entkommen.

Als Herr von Plez mit diesem Roman fertig war, schlief er wirklich ein, doch konnte seine Ruhe nicht sehr lange gedauert haben, die drei Borderdeckpassagiere der Seegebarthschen Fregatte wurden sehr laut, eines Theils wohl in Folge der genossenen Spirituosen, andertheils aber auch aus der bewußten Absicht, sich durch Gespräche munter zu erhalten in der kalten Nacht. Das Paar, welches den Edelmann schlafend glaubte und von dem Dreiblatt vorn im Wagen keine Unterbrechung oder sonstige Störung zu fürchten hatte, hatte unterdessen begonnen, sich freier zu unterhalten.

Der Gutsherr von Bessin hörte eine ziemlich alltägliche Geschichte von einem verunglückten Dekonomen, der aber im Auslande wieder zu Vermögen gekommen.

Das Paar wollte eine Zuflucht bei diesem Freunde des Herrn Ernest suchen.

Nach und nach verstummte das flüsternd geführte Gespräch, und Herr von Plez fragte sich mit einiger Verwunderung, was ihm denn eigentlich ein solches Interesse an diesen Mittheilungen eingestößt habe. Es war ihm dunkel erinnerlich, als habe er dieselbe oder doch eine ganz ähnliche Geschichte schon ein Mal gehört. Er strengte sich an, seine Erinnerungen zu sammeln, aber es gelang ihm nicht, den Faden zu finden. Die Dame neben ihm begann je länger je mehr seine Neugierde zu reizen; das war keine Kaufmannsfrau, das war keine Frau, welche mit einem Liebhaber durchging! Ihre Sprechweise, ja sogar der Ton ihrer Stimme, obwohl er dieselbe nur flüsternd vernommen, hatte ihm ver-rathen, daß sie eine Dame aus den höhern Gesellschaftskreisen war, und ihr Begleiter, der allerdings ziemlich offenkundig den Liebhaber bei ihr spielte, hatte ja von seinem Geschäft und von seinem Markthelfer und von der Aufgabe seines Geschäftes gesprochen. Ganz eigenthümlich aber erschienen dem Edelmann die genauen Fragen der Dame nach der Lage und der Umgebung des Zufluchtsortes, den sie mit ihrem Begleiter suchte. Die Dame mußte gewaltige Gründe haben, sich zu verstecken, und doch nicht sicher sein, auch dort gesucht zu werden. Eine vornehme Abenteuerin! dachte er endlich und gab es auf, ein Geheimniß zu ergründen, das doch eigentlich kein Interesse für ihn hatte.

Da schmetterte das Posthorn, der Postillon begrüßte die Station von Weitem, dann begann er ziemlich kläglich irgend einen Marsch zu blasen, bis ihn das beginnende Pflaster des Stationsortes nöthigte, den Hörern etwas am musikalischen Genuß abzubrechen und ganz langsam zu fahren. Nach einer ziemlich langen Weile hielt das Gefährt auf dem kleinen Marktplatz des alterthümlichen Städtchens vor dem stattlichen Posthause.

„Guten Morgen, Herr Postmeister!“ rief Hippolyt aus dem Wagen kletternd.

„Der arme Teufel von Bessin!“ erscholl eine Stentorstimme, „kein Unglück! Nein! Mensch!“

„Der gnädige Herr!“ entgegnete Hippolyt nach dem Wagen deutend.

„Hurrah!“ schrie der Hauptmann und Postmeister Theuerdank mit dröhnender Stimme, so daß es weithin schallte über den stillen Markt der schlafenden Stadt.

„Um Gotteswillen, schreien sie doch nicht so entsetzlich, lieber alter Freund!“ mahnte Herr von Plez, indem er mühsam über den Commis und den Schulmeister hinweg stieg und so nach und nach den festen Boden erreichte.

Der Postmeister aber, der die von Berlin kommenden Posten stets selbst empfing, der Nachrichten wegen, hatte seine große Stalllaterne hingestellt und den besreundeten Gutsbesitzer mit starkem Arm umfangen. Dem edlen Plez von Bessin that die treue Anhänglichkeit ungemein wohl, die sich so warm und herzlich in den ungeschlachteten Umarmungen des riesenhaften Postmeisters kund gab.

„Geht Alles gut in Bessin!“ rief Theuerdank, der wohl wußte, was seinem Gaste das Wichtigste war, „Liebe gnädige Frau wohl, die Junker munter und frisch, habe gestern Mittag erst Nachricht von drüben gehabt.“

Der Postmeister zog den Edelmann in's Haus, ohne sich weiter um den Postwagen zu kümmern, der ganz einsam und verlassen stehen blieb, denn auch der Postillon kümmerte sich nicht um denselben, sondern beeilte sich, seine Pferde in den Stall zu ziehen. Hippolyt war eben im Begriff, die große Stalllaterne zu nehmen, die der Postmeister hingestellt hatte, und seinem Herrn nachzugehen in's Haus, ohne weiter an die Bekanntschaft zu denken, die er während der Nacht gemacht hatte.

Da rief ihn der femmelblonde Commis an und fragte ihn, ob die Post hier längere Zeit halte. Glücklicher Weise besann sich jetzt Hippolyt, daß der Berliner Wagen immer nur bis hierher gehe und daß der Postmeister von hier einen eigenen Wagen stelle, er sagte also mit großer Ruhe: „Steigen sie doch ein wenig aus, die Postreisenden trinken hier immer Kaffee, bis der andere Wagen kommt!“

Dieser Einladung, so wenig verbindlich sie war, folgten nun nicht nur der Schulmeister und der femmelblonde Commis, sondern auch das geheimnißvolle Paar aus dem Innern des

Wagens, denn trotz Nellenliqueur und Malaga machte sich die Kälte um so fühlbarer, als es gegen Morgen aufgehört hatte zu schneien.

Alle Vier tappten hinter dem voranleuchtenden Hippolyt her und standen bald in der mäßig erleuchteten, aber sehr wohlthuend erwärmten Poststube um den riesigen Kachelofen. Hippolyt, der einigermaßen der Gelegenheit des Hauses kundig, ging gefällig, um warmen Kaffee zu bestellen. Sie brauchten darauf auch gar nicht lange zu warten, denn alsbald erschien eine Magd mit der dampfenden Kanne, und Alle nahmen behaglich Platz um den Tisch, sich der Erquickung erfreuend.

Jetzt kam auch der Postmeister aus dem Nebenzimmer, warf einen flüchtigen Blick auf die Reisenden und zog seinen großen Schafpelz dichter zusammen, als er ein weibliches Wesen unter den Passagieren bemerkte. Indessen speiste er sie alle zusammen nur mit einem kurzen: Guten Morgen! ab und begab sich an einen Schreibtisch, der von einem rohen hölzernen Gitter umschlossen war. Hier fertigte der wackere Mann mit großer Schnelligkeit sowohl den Postillon, der gekommen war, als auch den ab, der die Post weiter befördern sollte.

„Marx soll den gnädigen Herrn nach Bessin fahren,“ befahl er zwischen durch dem Postillon, „in einer Stunde soll er einspannen, dann wird's schon etwas heller. Mit dem Schlitten wird's doch wohl noch nicht gehen.“

Darauf zählte er wieder weiter die Poststücke, die der Postillon vor ihm aufgeschichtet hatte.

„Die Dorothee soll meine Frau wecken, der gnädige Herr von Bessin wäre gekommen!“ befahl er wieder. Der Postmeister war eben mit seiner Expedition fertig, als Herr von Plez aus dem Nebenzimmer in die Poststube trat. Der Edelmann hatte es sich etwas bequem gemacht und rauchte behaglich eine Pfeife Taback, im Vorübergehen warf er einen neugierigen Blick auf das geheimnißvolle Paar, das ihn von Berlin bis hierher so lebhaft beschäftigt hatte. Das Gesicht der Dame konnte er bei der schwachen Beleuchtung nur äußerst unvollkommen sehen; es war eine sehr starke Dame,

sichtlich schon über die mittleren Lebensjahre hinaus, aber von blühender Gesundheit; ihre Haltung und Kleidung verriethen, daß sie wirklich, wie Herr von Plez schon im Wagen errathen, zu den höheren Kreisen der Gesellschaft gehöre. Ihr Begleiter, der den Mantel abgelegt hatte, trug einen polnischen Rock mit Schnüren und Pelzausschlägen, es war ein Mann von vierzig Jahren etwa, kräftig gebaut und recht hübsch bis auf die kleinen Augen, die einen entschiedenen Spitzbubenblick hatten.

„Dieser Spitzbube wird die ältliche abenteuernde Dame sicher betrügen!“ sagte Herr von Plez unwillkürlich zu sich selbst, als er, seine kurze Musterung beendend, hinter das Gitter in die Expedition des Postmeisters trat; merkwürdig war es ihm jetzt, daß er sich in der Finsterniß des Wagens so für zwei Leute hatte interessieren können, die ihm jetzt, bei dem Scheine einer sehr trüben Lampe, völlig gleichgültig waren.

„Hat man noch immer keine Spuren der Mörder des Kammerherrn von Nedow gefunden, lieber Postmeister?“ fragte der Edelmann, sich in den Lehnstuhl des Beamten setzend, der jetzt die wenigen Briefe, die angekommen waren, fortirte.

„Ja, man hat eine Spur,“ entgegnete dieser, „Wetter und Donner! die Frau von Nedow läßt es nicht an Thätigkeit fehlen, und man muß es den französischen Generalen zur Ehre nachsagen, daß sie der armen Frau helfen, wo sie können. Es steht jetzt fest, daß ein Frauenzimmer, die Freundin eines französischen Officiers, sie verstehen mich, Herr von Plez? eine Bande von Kanzionirten zu diesem blutigen Mordgedungen hat. Leider hat man bis jetzt weder das Frauenzimmer, noch auch nur einen von den Kanzionirten aufreiben können. Der französische Oberst ist todt, bei dem das Frauenzimmer war, er wurde in einem kleinen Gefecht in Pommern erschossen, und gleich darauf war das Frauenzimmer verschwunden. Ihr Signalement ist überall herum geschickt, wird aber nicht viel helfen, denn wahrscheinlich ist es eine Französin und nach Frankreich zurückgekehrt. Uebrigens hat sich Frau von Nedow durch einen Grafen Marcolini, der bei der säch-

fischen Gefandtschaft in Paris steht, auch dahin gewendet, wie mir unser alter Freund, der Pastor in Bernepop neulich geschrieben. Verstehe ich den Brief recht, so kennt Frau von Redow ganz genau jene Frauensperson, weiß auch, warum diese den Mord angestiftet hat, wahrscheinlich wegen einer früheren Liebchaft, und giebt die Hoffnung nicht auf, sie auszumitteln."

Der Postmeister erzählte noch, als der neue Postwagen, der nicht viel besser war, als der Berliner, vor das Posthaus rumpelte und der Postillon durch einige schrillende Misttöne seines Horns die Reisenden aufforderte, ihre Plätze einzunehmen. Diese beeilten sich, solcher Aufforderung nachzukommen, und eine halbe Viertelstunde später war nicht nur das letzte Geräusch des sehr langsam davon rasselnden Wagens verschollen, sondern auch die Passagiere im Posthause völlig vergessen, denn die Frau Postmeisterin Theuerdank war erschienen, um in wohlgefügten Worten, so wie in einer mit gelben Bändern garnirten großen Tüllhaube, den gnädigen Herrn von Bessin zu begrüßen.

Der Besuch der Wittwe.

Gegen eilf Uhr Vormittags war es, als die Chaise des Postmeisters Theuerdank mit zwei raschen Pferden bespannt, die Marx, die Postillonspflanze, wie ihn sein Herr zu nennen pflegte, mit großer Geschicklichkeit und vollendeter Sicherheit lenkte, blitzschnell einfuhr in den vordern Hof des Herrenhauses von Bessin und vor dem schönen alterthümlichen Portal anhielt. Der Hof war ganz still und Niemand ließ sich sehen, als Hippolyt vom Bock stieg, um seinem Herrn den Schlag zu öffnen.

Mit großer Befriedigung stand Herr von Plez wieder auf seinem eigenen Grund und Boden, sein Blick schweifte über den weiten Hofraum und ruhte dann auf dem Portal; es war dem Edelmann wohl, daß er wieder zu Hause war, eben wollte er seine Stimme erheben, um die Brunnenstufe, wo immer Leute waren, zu alarmiren, als sich plötzlich zu seinen Häupten helles Geschrei erhob, das aber augenblicklich wieder verstummte. Der ernste Mann lächelte, es flog wie Sonnenschein über sein düsteres Angesicht, der Vater hatte die Stimmen seiner Söhne erkannt, die jetzt auch mit fabelhafter Schnelligkeit laut jauchzend die Treppe hernieder fuhren, durch die Halle tobten und wie wilde Thiere den Vater ansprangen, den ihr Anprall fast niedergeworfen hätte. Gewaltig jubelnd hingen sie an seinem Halse, und es war ein halb komischer, halb rührender Anblick, wie geduldig der ernste feste

Mann die stürmischen Liebkosungen litt, denn sie auch äußerlich zu erwiedern, das lag nicht in seiner Art. Erst als sich der jungenhafte Ungestüm etwas gelegt hatte, als die Knaben vor ihm standen und mit ihren glückseligen Gesichtern zu ihm aufschauten, da legte er jedem eine Hand auf den Kopf mit leichtem Druck; das war so eine von seinen Liebkosungen, die kaum wie eine solche aussah, von den Knaben aber recht wohl als solche gefühlt wurde.

„Wo ist eure Mutter?“ fragte Herr von Plez, zwischen seinen Söhnen eintretend in die Flurhalle.

„Bei dem französischen Officier!“ entgegnete Junker Dubislaw, der Jüngere.

„Der gestern beide Beine gebrochen hat!“ setzte Junker Eusebius hinzu.

„Ein französischer Officier, der beide Beine gebrochen hat!“ wiederholte der Edelmann staunend und blieb am Fuß der Treppe stehen, die er eben ersteigen wollte.

Es zog eine unangenehme Empfindung durch seine Seele, aber er hatte keine Zeit ihr nachzugeben, denn aufmerksam gemacht durch das laute Zubeln der Knaben eilte die gute Frau Schaller, Lehnerdt's Mutter, und der Amtmann, Lehnerdt's Pathe, aus der Küche her, während fünf oder sechs Knechte und Dienstkleute durch das Portal kamen, um ihren Herrn wieder zu sehen, den sie halb und halb verloren gegeben hatten, seit ihn französische Gensd'armen vor ihren Augen als Gefangenen fortgeführt hatten.

Die Knechte blieben scheu in der Thür stehen, Herr von Plez aber kehrte um zu ihnen, nachdem er die Begrüßungen des Amtmanns und der Frau Schaller empfangen, sprach mit ihnen, gönnte Jedem ein paar Worte und stieg dann erst hinauf, während die Knaben ihm bereits voraus waren, um der Mutter die Heimkehr des Vaters zu melden.

„Es ist doch hart,“ sagte der Bessiner Herr zu sich selbst, „daß mein Weib die Letzte ist, die mich in meinem Hause begrüßt, und zwar eines Feindes, eines Franzosen wegen; freilich, wenn er beide Beine gebrochen hat!“ setzte er sein Weib entschuldigend und sich selbst beruhigend hinzu. Aber

er war doch verstimmt, er hatte den Amtmann nicht gefragt, obgleich er auf dessen Gesicht das heiße Verlangen gelesen, befragt zu werden. Er war verstimmt, er fühlte einen Mißklang in seiner Seele, als er aber den freudigen Ausruf seiner Gemahlin vernahm, als er das Rauschen ihres Gewandes hörte und die edle Gestalt auf ihn zuslog mit ausgebreiteten Armen, da breitete auch er seine Arme aus, eilte ihr halbwegs entgegen, drückte sie an sein Herz und spürte keinen Mißton mehr in der Freude des Wiedersehens.

Der Edelmann hatte den störenden französischen Officier so ganz vergessen, daß Frau Hedwig ihn selbst daran erinnern mußte. Als die Knaben fortgeschickt worden waren, um Hippolyt zu begrüßen und des Postmeisters Füchse im Stall zu befehlen, als Herr von Plez bequem in seinem Stuhl lag und sich von seiner Gemahlin jene kleinen Bequemlichkeiten reichen ließ, die eben nur einen Werth haben, wenn sie die Liebe reicht, die sie erst erfunden hat, um sich zeigen zu können, stand die schöne Frau plötzlich still vor dem Gemahl und sprach: „Weißt du, lieber Plez, daß wir wieder Einquartierung haben?“

„Die Jungen sagten von einem französischen Officier, der die Beine gebrochen!“ entgegnete der Edelmann und blickte auf in das weiße, ruhig milde Antlitz seiner Gemahlin.

„Weißt du aber, wer der Officier ist?“ fragte Frau Hedwig ernst und bedeutungsvoll.

Herr von Plez fuhr zusammen bei dem Tone, in welchem diese Frage gethan wurde.

„Es ist Herr Newbel!“ sagte die Edelfrau leise.

„Der Schurke,“ schrie Herr von Plez aufspringend; die wilde Flamme des Zornes loderte auf aus seinen düstern Augen, wie die rothe Lohe eines brennenden Dorfes aufstodert in dunkler Nacht; die geballte Faust ausstreckend fuhr der Schloßherr zürnend fort: „der Schurke unter meinem Dach, der es wagte, mich im Hause meiner Väter zu beleidigen, der sich unterstand, seine unreinen Wünsche zu dir zu erheben, der deinen Dheim wie ein Rasender verfolgte, auf dessen

Anzeige ich in's Gefängniß geworfen wurde, damit er freies Feld bei dir habe —“

Der zornige Mann brach ab, der Athem fehlte ihm zur Fortsetzung, aber seine Augen schossen wilde Grimmesblitze und seine Wangen brannten in dunkler leidenschaftlicher Gluth.

Frau Hedwig war in diesem Augenblick unbeschreiblich anmuthig; zwar war sie bleich geworden und einen halben Schritt zurückgewichen vor dem Zornesausbruch, aber ernst und mildlächelnd stand sie da und sprach sanft: „Lieber Plez, Gott hat deine Rache übernommen, er hat den Unglücklichen mit zerschmetterten Gliedern hingeschleudert an die Schwelle des Hauses, dessen Herrn er beleidigt und verrathen hatte; laß deine Rache schweigen vor diesem Gottesgericht.“

Herr von Plez nahm sich zusammen, er kämpfte männlich gegen seine Leidenschaft, die sanften und doch ernstern Worte seines Weibes halfen ihm mächtig, er drückte ihr die Hand, dann ging er rasch einige Male auf und ab in dem Zimmer. Frau Hedwig folgte ihm mit den Augen, ihre Blicke bewachten jede seiner Bewegungen. Als sie sah, daß er ruhiger wurde, trat sie zu ihm, nahm ihn bei der Hand, führte ihn zu seinem Stuhl und nöthigte ihn mit sanftem Zwange zum Niedersetzen, dann schob sie einen Stuhl dicht heran, setzte sich und sprach, die Hand des Mannes haltend, der noch immer finstern vor sich nieder blickte: „Höre mir zu, lieber Plez, ich muß dir Alles mittheilen, was zu dieser traurigen Geschichte gehört. Schon am Tage nach deiner Fortführung erhielt ich durch den Amtmann und durch die armen Teufels Nachrichten, die vollkommen bestätigten, daß dieser Unglückliche seit einiger Zeit schon in der Gegend umherstreife und Nachrichten sammle, Nachrichten, die sich nicht nur auf meinen Oheim den General, sondern auch auf dich und deine Thätigkeit bezogen; es bestätigte sich dadurch bei mir der Verdacht, den wir gleich hegten, daß du auf Denunciation dieses Menschen verhaftet worden. Einige Tage später ritt er in den Hof und ließ mich fragen, ob er mir irgend gefällig sein könne, er wäre gern bereit dazu; du kannst dir denken, daß ich keine Lust hatte, mich mit dem Menschen zu unterhalten; ich ließ ihn

also sagen, daß ich unwohl sei und ihm für sein Anerbieten danken lasse. Er ritt davon, ohne seinen Unwillen zu verbergen. Tags darauf erfuhr ich, daß er sich in Hohenkremmen einquartiert habe und zu einem Commando gehöre, welches die Bestimmung habe, die ranzionirten Soldaten unserer Armee zu verfolgen, die an mehreren Orten Unfug verübten und übel hausten. Gestern Nachmittag, als wir uns eben zu Tisch setzen wollten, kam er wieder und verlangte eine Unterredung mit mir. Ich ließ ihn bitten, mit uns zu speisen, da ich nicht wußte, wie ich sein Begehren ablehnen sollte; er kam wirklich und setzte sich an den Tisch des Mannes, den er verrathen und ins Gefängniß gebracht, du kannst dir denken, daß ich sehr ernst war; meine Haltung, vielleicht noch mehr der Anblick der Kinder, der ihm sichtlich höchst störend war, setzte ihn so außer Fassung, daß er kaum im Stande war, die wenigen gleichgültigen Fragen, die ich an ihn richtete, zu beantworten. Nach Tische bat er höflich um eine besondere Unterredung, ich trat ruhig in ein Fenster, winkte ihm und fragte kalt, was er mir zu sagen habe. Er warf einen Blick auf die Kinder, die nebst der Mamsell und der Frau Schaller im Zimmer blieben, er wünschte, daß ich diese entferne, ich that es aber nicht, darauf flüsterte er mir zu, daß er sich genöthigt sehe, sein Quartier hier zu nehmen, obgleich er wisse, daß mir das nicht angenehm sein werde. Ich entgegnete ihm, daß feindliche Einquartierung wohl selten zu den Annehmlichkeiten des Lebens gerechnet werden dürste, und bat ihn, mir zu sagen, wie stark die Einquartierung, damit ich meine Befehle ertheilen und meine Vorkehrungen treffen könne. Er käme ganz allein, sagte er, mit einer Ordonnanz, der andere Officier und das Commando solle in Bessin eingelegt werden. Darauf verbeugte ich mich und verließ, die Kinder an die Hand nehmend, das Zimmer. Ihn schien das zu überraschen, Frau Schaller sagt, er sei laut fluchend die Treppe hinuntergestürzt, gleich darauf jagte er wie ein Wahnsinniger über den Hof; der Amtmann erzählt, schon am Brunnenhause habe sein Pferd gescheut, er habe es aber so gewaltig zusammengeworfen, daß es wie ein Pfeil zum

Thore hinausgeschossen sei. Was nun geschehen ist, hat Niemand gesehen, eine Viertelstunde nachher aber kam ein Knecht und meldete, daß ein todtter französischer Officier an dem Brückchen läge. Der Amtmann und Frau Schaller eilten sogleich mit den Knechten hinunter und brachten ihn herauf. Ich ließ den Blutenden in das Zimmer bringen, das er früher bewohnt, denn er athmete noch, der Wundarzt von Hohenkremmen, der zufällig in Bessin war, kam gleich und erklärte alsbald, daß der Unglückliche beide Beine gebrochen habe und auch am Kopf nicht unerheblich verletzt sei. Unser Doctor, der über Land gewesen war, hat die ganze Nacht bei dem Kranken gewacht, der noch heute seine Besinnung nicht wieder gefunden. Ich war eben bei ihm, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung. Sein Lieutenant kam gestern schon hierher, er schien anfänglich Verdacht zu hegen, daß der Unglückliche aus Haß ermordet worden sei, doch äußerte er sich beim Wegreiten darüber beruhigt und überhaupt sehr befriedigt. Das Pferd ist erst drüben am See aufgefangen worden!“

Während dieser Mittheilung hatte sich Herr von Plez völlig beruhigt, er sprach zwar weiter nicht darüber, als Frau Hedwig geendigt hatte, aber sein Blick sagte ihr, daß er ganz zufrieden sei und ihr Benehmen vollkommen billige.

Nach einigen anderen kurzen Mittheilungen der Edelfrau, die das Hauswesen, die Kinder und die Nachbarn bestrafen, erhob sich Herr von Plez und nahm Stock und Mütze, um einen Gang durch die Wirthschaft zu machen. Wie er gewohnt war, pfiß er den Hunden, als er die Treppe hinunter ging, die dann auch nicht verfehlten, sich ihm anzuschließen, der Amtmann kam aus der Brunnenstube, die Junker aus dem Pferdestall, und so zog der Gutsherr mit einem stattlichen Gefolge durch die Höfe und Ställe, musternd, lobend und tadelnd, während der Amtmann seine lakonischen Vorträge hielt. Nachdem alle Räume durchschritten waren und Herr von Plez sich einen vollkommenen Ueberblick über den Stand seiner Angelegenheiten verschafft hatte, ging er noch ein Stück am Ufer des Bessiner See's hin; er liebte

seinen See und es that ihm wohl, die Insel mit den Ruinen seines Stammhauses wieder zu sehen, und die Dohlen, die um die verfallene Zinne flatterten. Vor ihm her jagten seine Knaben mit den Hunden, in ehrerbietigem Schweigen begleitete ihn der Amtmann, stets einen halben Schritt auf der linken Seite des Herrn zurückbleibend, während der Älteste aller Hunde auf dem Bessiner Hofe, ein abscheuliches altes graues Thier, der keinen Gefallen mehr an den Spielen der Jugend fand, den Nachtrab bildete. Der See war unruhig, der Windzug fürchte die Wasser, die klatschend an die Ufer schlugen und kleine glattgewaschene Eisschollen oder vielmehr Eisscherben hinan warfen und wieder zurückzogen in unaufhörlichem Wechsel. Der See war vor einigen Tagen dünn gefroren gewesen, aber im Thauwetter wieder aufgegangen.

Als der Edelmann mit seinem Gefolge in das Herrenhaus zurückkehrte, sah er, daß ein Wagen vorgefahren war, den die Knechte und Mägde umringten; Herr von Plez blieb stehen und suchte sich, ohne Neugierde zu zeigen, die Ursache eines Zusammenlaufs klar zu machen, der nicht gewöhnlich war an dieser Stelle. Seine Söhne stürzten sich sofort dahin, von allen Hunden, die laut bellten, gefolgt. Der Amtmann blieb verlegen zwischen seinem Herrn und dem alten grauen Hunde stehen, er hätte gern sofort mit einigen kräftigen Worten die Leute auseinander gebracht, wagte es aber doch nicht, seine Autorität in Gegenwart des Gutsherrn zu zeigen.

Langsam näherte sich der Edelmann der Gruppe, die noch immer keine Notiz von ihm nahm. Da rief Junker Eusebius plötzlich: „Lehnerdt ist wieder da, Papa, komm, Lehnerdt ist da!“

Man konnte es dem Grundherrn ansehen, welche Freude ihm die Wiederkehr des treuen Burtschen machte, hastig näherte er sich dem Wagen.

„Lehnerdt Schaller in dem Wagen?“ schrie der Amtmann, in dem Augenblick allen Respect vergessend und seinem Herrn folgend.

Der Kreis öffnete sich, da stand Lehnerdt Schaller mit seinem breiten Gesicht, halb vergnügt, halb verlegen, seines Vaters bekannter „Matin“ flatterte ihm um die Schultern, er nickte allen den Bekannten, die ihn umstanden, zu, sagte aber kein Wort, denn der Fragen, die an ihn gerichtet wurden, waren so viele, daß er lieber gar nicht anfing, sie zu beantworten. Als er aber seinen gnädigen Herrn kommen sah, machte er sich mit einer entschiedenen aber doch zarten Bewegung los von seiner Mutter, die eine seiner Hände hielt und als Mutter doppelt so viel fragte, als die anderen Frauenzimmer zusammen, und ging dem Gutsherrn entgegen.

„Willkommen, Lehnerdt Schaller,“ sagte Herr von Plez, „freue mich, daß ihr wieder da seid, ist's euch gut gegangen?“

Der Edelmann reichte seinem Vasallen die Hand, die dieser treuherzig drückte, während er mit einer Gewandtheit, die er erst in den letzten Wochen sich angeeignet, erwiderte: „Zu Befehl, gnädiger Herr, ich bin mit der gnädigen Frau von Redow gekommen!“

Dabei zeigte er rückwärts auf den Wagen, der eben fortgeführt wurde.

„Kammerherr von Redow?“ fragte Herr von Plez überrascht.

Lehnerdt, der seinen Herrn sofort verstand, nickte ernsthaft.

Die Knechte und Mägde hatten sich gleich nach der Ankunft des gnädigen Herrn zerstreut, nur Frau Schaller stand noch da, wischte sich das linke Auge mit dem Zipfel ihrer blauen Küchenschürze und war ganz entzückt, daß ihr Lehnerdt so verständig zu reden wisse mit dem gnädigen Herrn, und daß er wieder da sei, und daß er auch seines seligen Vaters Matin wieder mitgebracht habe. Das Alles sagte sie halblaut vor sich hin und wendete von ihrem Sohn keinen Blick.

„Ihr müßt mir ganz ausführlich erzählen, Lehnerdt, wie's euch ergangen ist,“ sagte der Edelmann, „kommt mit herauf, doch wartet, geht erst zu eurer Mutter, laßt euch ein

Glas Wein geben, trinkt eins mit eurem Pauthen und kommt dann zu mir!“

Er eilte, die Frau von Redow zu begrüßen, die er noch nicht persönlich kannte, von der er aber durch seinen Freund, den Magister Thebesius, Pfarrer zu Bernekop, mancherlei vernommen, die ihm auch durch den tragischen Tod ihres Gemahls und die entschiedene Weise, mit welcher sie die Mörder verfolgte, höchst interessant geworden war.

Die hohe schlanke Gestalt der Kammerherrin von Redow machte einen beinahe unheimlichen Eindruck auf den Eintretenden, als sie sich, von dunkeln Trauergewändern umwallt, erhob. Das bleiche Antlitz war zum Erschrecken abgemagert und die dünnen Lippen fast blutlos; das Haar der Wittve war grau, es war grau geworden in einer Nacht, mit mattem Glanz schimmerte es unter der schwarzen Haube hervor; die ganze Erscheinung der Frau von Redow würde unbeschreiblich ängstlich und traurig gewesen sein, wenn aus den großen blauen Augen nicht, sobald sich die langen Wimpern hoben, ein Strahl von Muth und Entschlossenheit geleuchtet hätte, der dem spitzen, blassen, abgehärmten Antlitz, das überdem noch durch Pockennarben etwas entstellt war, einen Ausdruck verlieh, der es nicht nur interessant, sondern bedeutend und fast schön erscheinen ließ.

Nach den herkömmlichen Begrüßungen erklärte die Kammerherrin gleich mit der ihr eigenen Bestimmtheit, daß sie gekommen sei, die Hülfe des Herrn von Plez in Anspruch zu nehmen, und daß sie ihn deshalb um eine längere Unterredung bitten müsse. Frau von Plez bat, sich entfernen zu dürfen, da die Mittagsstunde sie an die Erfüllung ihrer Hausfraupflichten mahne.

„Ich nehme an, meine liebe schöne Frau,“ sagte Frau von Redow, „daß das kein leerer Vorwand ist; ich weiß, daß eine Hausfrau, namentlich auf dem Lande, um Mittag beschäftigt ist, sonst würde mich ihre Gegenwart in meinen Mittheilungen durchaus nicht stören!“

Frau Hedwig drückte der Wittve leise lächelnd die Hand und ging hinaus.

„Eine liebe, schöne Frau!“ sagte die Kammerherrin, ihr nachblickend.

Sie war selbst eine Schönheit, diese bleiche Wittwe; Frau von Pleß war die Schönheit im ruhigen, sichern Genuß des häuslichen Glückes, sie dagegen war die Schönheit des Unglücks, die Schönheit, welche die Wellenlinie und die runde Form, die zu den Sinnen spricht, abgestreift hat, und, scharf umrissen, durch ihre geistige Verklärung sich nur an die Seele wendet.

„Wir sind uns nicht fremd, Herr von Pleß,“ wendete sich die Wittwe, nachdem Frau Hedwig das Zimmer verlassen, an diesen, „wir sind uns nicht fremd, obwohl wir uns heute zum ersten Male sehen, denn wir haben gemeinschaftliche Freunde.“

„Der wackere Magister Thebestus hat mir viel und oft von ihnen erzählt, gnädige Frau!“ entgegnete der Edelmann, sich verneigend.

„Ja,“ fuhr diese fort, „er kennt mich etwas, der gute Alte, sein Sohn, der nun längst todt ist, Friedrich Thebestus, war längere Zeit mein Lehrer; doch wenn auch der würdige Geistliche mir zuweilen von ihnen und von dieser lebenswürdigen Frau geschrieben, so habe ich durch einen andern Freund von ihnen beiden doch in neuester Zeit noch viel mehr erfahren; mein theurer Jugendfreund, der Lieutenant von Leist, weilte vor Kurzem einige Tage in meinem Hause.“

„Herr von Leist!“ rief der edle Pleß überrascht, „ah! er ist glücklich über die Ober gekommen, der Postmeister Theuerdank hatte Nachricht erhalten.“

„Herr von Leist ist jetzt, wie ich nicht zweifle, glücklich in Königsberg angelangt,“ fuhr die Wittwe fort, „obgleich er mancherlei Leiden und Gefahren auf seinem Wege hat überstehen müssen. Ich bringe ihnen den wackern jungen Burschen, der Herrn von Leist begleitete, wieder mit; Leist hatte ihn von mir aus weiter mitgenommen, der junge Mensch wollte Soldat werden, nach einigen Tagen aber kehrte er zu mir zurück und meldete, daß Herr von Leist von den Franzosen gefangen genommen worden sei; mein Schmerz war groß,

aber nicht größer, als der des ehrlichen Burschen, der sich überdem körperlich und geistig so elend befand, daß er nicht ungefährlich krank bei mir liegen blieb. Während dieser Zeit erhielt ich einen Brief des Herrn von Leist, durch den ich erfuhr, daß er den Franzosen glücklich entkommen sei und sich in Sicherheit befinde. Sein Dank und sein Gruß gilt ihnen und ihrer Frau Gemahlin vorzugsweise.“

„Ich habe nur meine Pflicht gethan!“ bemerkte Herr von Pleß ablehnend.

„Könnten doch das noch viele Männer sagen mit eben so gutem Bewußtsein —“ die Wittwe hielt inne und schwieg eine Weile, dann hob sie ihr Auge auf und ließ den unverschleierten Blick groß und voll auf den Edelmann fallen.

„Sie werden gehört haben,“ sprach sie endlich mit klarer Stimme, „daß ich meinen Gemahl durch ein ebenso schändliches als freches Verbrechen verloren habe —“

Herr von Pleß neigte bejahend sein Haupt.

„Sie werden ferner gehört haben, daß ich trotz der Hindernisse, welche die Zeitverhältnisse solchem Beginnen entgegensetzen, große Anstrengungen gemacht habe, eine Spur der Mörder meines Gemahls zu finden. Bitte, lassen sie mich aussprechen; haben sie nicht, wenn sie davon hörten, gedacht oder gesagt: diese Frau ist rachgierig, was hilft es ihr, wenn sie die Mörder ihres Gatten ausfindig macht, der Kammerherr von Hedow wird nicht lebenbig, wenn sein Mörder hingerichtet wird; haben sie das nicht gedacht?“

„Nein, gnädige Frau,“ rief Herr von Pleß, „nein, das habe ich nicht gedacht, sondern ich habe sie bewundert, ich habe gesagt, das ist eine Dame von Energie; gnädige Frau, ich, ich bin auch rachsüchtig, ich verstehe mich auf Rache, ich weiß, daß das nicht christlich ist, ich weiß, daß man solche Gefühle bekämpfen muß, aber ich wage Keinen zu tabeln, der sie nicht bestegen kann, denn ich selbst würde sie nicht bestegen, wenn —“

„Wenn die liebe schöne Frau nicht an ihrer Seite wäre,“ fuhr die Wittwe fort, als der edle Pleß mitten im Satz inne hielt; „nun freuen sie sich dieser Hilfe; jedenfalls aber werden

sie mich verstehen, wenn ich ihnen sage, daß ich am Morgen nach jener furchtbaren Nacht, in der man uns im Bett überfiel, mich band und den armen Nedow in den Schloßhof schleppte, wo man ihn erschoss, nachdem man ihm wie zum Hohn ein Kriegsgericht und einen Geistlichen bewilligt hatte, daß ich am Morgen nach jener Nacht sofort mich energisch bemühte, die Mörder meines Gemahls zu verfolgen.“

„Man sagt, die Mörder des seligen Kammerherrn seien versprengte preussische Soldaten gewesen!“ schaltete der Edelmann ein.

„Es waren preussische Soldaten,“ entgegnete Frau von Nedow bitter, „Kanzionirte, wie man sie nennt, Preußen freilich waren es gewiß nicht, aber leider stand ausländisches Gesindel aller Art in der Arme. Nun, Herr von Pleß, glauben sie, daß versprengte Soldaten von selbst darauf kommen, einen Edelmann auf seinem Schloß zu überfallen, ihn vor ein sogenanntes Kriegsgericht zu stellen, ihn des Verathes am Vaterlande anzuklagen und ihn so mit einer Verhöhnung der Rechtsformen zu morden? Sie wissen, was ich damit sagen will?“

„Ich verstehe,“ antwortete Herr von Pleß, „sie vermuthen, daß der selige Kammerherr das Opfer einer Privat- rache geworden ist, daß die Kanzionirten von einem Feinde angestiftet oder gedungen waren.“

„Ich wußte vom ersten Augenblicke an, daß mein Gemahl als das Opfer einer Privat- rache fiel, obgleich ich nicht die geringsten Beweise hatte; die Beweise, für mich nämlich Beweise, für Andere wohl nur Verdachtsgründe,“ brachte mir Herr von Pleß, der in einer Waldschänke die Kanzionirten belauscht hatte; er hatte vernommen, daß sie von einem Weibe gedungen waren, der Maitresse eines französischen Officiers. Ich wußte, wer jenes Weib war, auch Herr von Pleß, der damals von dem schrecklichen Ende meines Gemahls noch keine Kunde gehabt, wußte es auf der Stelle. Weitere Nachrichten brachte mir erst Lehnerdt Schaller, denn Herr von Pleß und er waren in Polen wieder auf einige von den Kanzionirten gestoßen, die Theil an der Ermordung meines Gemahls

genommen. Doch ich will mich kurz fassen, Herr von Pleß; wenn mich Rachedurst und Haß gegen das schändliche Weib, das mich zur Wittwe gemacht hat, vielleicht, ja gewiß, schon weiter geführt haben, als es einer Christin ziemt, so habe ich doch dabei nicht vergessen, daß mein unglückliches Vaterland nicht leiden dürfe bei meinem Beginnen. Ich bin mit all' den französischen Officieren bekannt geworden, die in der Gegend commandirten, und ihnen darf ich sagen, daß ich, während mein Beginnen ganz auf Rache gestellt schien, Mittel und Gelegenheit fand, Sr. Majestät dem Könige viele Officiere und Soldaten zu erhalten. Ich sage das nicht, um mich zu rühmen, sondern nur, um zu zeigen, daß auch andere Gefühle als die des Hasses und der Rache Platz haben in meiner Seele. Auch leitet mich bei meinen Nachforschungen nach der Frau, welche den Mord meines Gemahls anstiftete und bezahlte, noch etwas anderes außer der Rache.“

„Wie eifrig sie bemüht ist, ihre Rache vor sich und Andern zu rechtfertigen und zu entschuldigen,“ sagte Herr von Pleß zu sich selbst, als die Wittve stille schwieg und in trübem Sinnen vor sich niedersah, dann setzte er laut hinzu: „Der Postmeister Theuerdank sagte mir heute Morgen, daß sie, meine Gnädige, sich an einen sächsischen Diplomaten in Paris gewendet hätten.“

„Ja, an Graf Marcolini,“ fuhr Frau von Nedow auf, „ich las in einer Zeitung, daß er in einer besondern Mission nach Paris gesendet worden, ich habe an ihn geschrieben, vielleicht kann er mir nützlich sein, er wird es, obwohl er den armen Nedow nicht geliebt hat. Doch, wie sagten sie? Haben sie heute Morgen den guten Herrn Postmeister Theuerdank gesprochen? ist der hier?“

„Ich bitte um Entschuldigung,“ entgegnete Herr von Pleß, „ich bin erst vor einigen Stunden von Berlin hierher zurückgekehrt, ich sprach den Postmeister unterwegs, ich verließ bei ihm die Berliner Post, sein Kutscher muß noch hier sein.“

„Oh, das überhebt mich vielleicht der Fahrt zu ihm, und ich kann von hier nach Hause zurückkehren,“ nahm die

Wittve lebhaft das Wort, „glauben sie, daß der Postmeister Theuerdank im Stande ist, die Personen zu sehen, die mit der Berliner Post ankommen?“

„Gewiß,“ entgegnete der Edelmann lächelnd, „unser Freund läßt keine Post ungemustert passiren!“

„Ah! ich verstehe,“ fuhr Frau von Redow fort, „kann er wohl einen Vorwand finden, eine Person anzuhalten, die ihm genau beschrieben wird?“

„Das wage ich nicht unter allen Umständen zu bejahen,“ versetzte Herr von Plez bedenklich, „doch wollen sie mir nicht sagen, warum es sich handelt, meine Gnädige?“

„Gewiß,“ entgegnete die Dame, „es ist mir eine eigenthümliche Mittheilung geworden, nach welcher die Mörderin meines Gemahls in Berlin weilen und die Absicht haben soll, mit der Post nach der Utmarsk zu gehen. Es wird aber hinzugefügt, daß sie vielleicht in der ersten Stadt schon die Post verlassen und mit gemiethetem Fuhrwerk weiter fahren werde.“

Eine ganz eigenthümliche Erinnerung durchzuckte den Gutsherrn, aber er hielt an sich und erklärte sich bereit, an den Postmeister zu schreiben, wenn Frau von Redow ihm ein vollständiges Signalement der Mordanstifterin geben wolle.

„Die Person ist beinahe klein, sehr stark, ziemlich hübsch noch, trotzdem sie etwa funfzig Jahr alt sein muß, hat geschlichte graue Augen, und ihr Gesicht ist sehr roth!“ beschrieb Frau von Redow hastig.

„Ich will dies dem Postmeister melden,“ meinte der Edelmann, „und sollte derselbe vielleicht auch nicht im Stande sein, die Person aufzuhalten, sie wissen wie vorsichtig man in dieser Zeit sein muß; so kann er doch entweder mir oder ihnen sofort Nachricht geben, wenn eine Person, auf welche dieses Signalement paßt, durchpaßirt ist, es dürfte dann nicht schwer sein der Spur zu folgen! Reist die Person allein?“

„Nein, sie hat einen männlichen Begleiter,“ erklärte Frau von Redow bestimmt, „und täusche ich mich nicht, so ist's eben ihr Begleiter, von dem ich meine Nachricht habe.“

Eigentlich lege ich auf diese Mittheilung keinen Werth, zuweilen kommt es mir sogar vor, als ob sie mir nur gemacht wäre, um mich irre zu führen, ich habe indessen den festen Grundsatz, nichts, auch das kleinste nicht gering zu achten in dieser Angelegenheit.“

Herr von Plez war innerlich überzeugt, daß er in letzter Nacht neben der Person gefessen, welche die Wittve als die Mörderin ihres Gemahls verfolgte; was er flüchtig von seiner Reisegefährtin gesehen, paßte vollkommen in die Personalbeschreibung, welche Frau von Redow gegeben, hauptsächlich aber war es der Reisebegleiter, welcher ihm volle Gewißheit gab. Er hatte beim Anblick des Mannes sich gesagt, dieser Spitzbube wird die Abenteurerin betrügen, und nun ersuhr er, nicht nur daß derselbe sie schon verrathen hatte, sondern auch, daß die Reisenden in des Postmeisters Wohnort die Post zu verlassen gedachten, und der Edelmann erinnerte sich ganz genau, wie sich der Begleiter bemüht hatte, das Frauenzimmer zu bereben, einen eignen Wagen zu nehmen. Es konnte in der That kaum noch ein Zweifel in ihm sein, daß er auf richtiger Spur — dennoch schwieg er gegen die Wittve, und zwar lediglich weil er sich nicht recht klar war, ob er ein Recht hatte, die Personen, deren Geheimnisse er belauscht, der Nachsicht der Frau von Redow Preis zu geben. Er wußte, wohin die Verfolgte sich geflüchtet, er kannte sogar die Lage jenes Verstecks zwei Meilen von der Grenze ganz genau; er hatte ja die detaillirte Schilderung mit angehört, welche der Begleiter jener Dame auf deren eingehende Fragen gemacht. Der Plez von Bessin konnte jetzt die Mörderin in die Hände ihrer Verfolgerin geben, darüber war er sich ganz klar, aber eben weil er sich so klar darüber war, darum widerstrebte es seiner Natur, der Wittve kund zu thun, was er wußte; es kam ihm vor, als machte er sich dadurch halb und halb zum Spießgesellen jenes elenden Menschen, der die Verfolgte unter der Maske der Liebe und Freundschaft betrog. Auf der andern Seite hielt er es freilich auch für seine Pflicht, seine Hilfe nicht zu versagen bei der Verfolgung einer Person, die eines schweren Verbrechens beschuldigt war.

Unter diesen Umständen war es ihm sehr lieb, daß Frau von Redow nun diesen Gegenstand verließ und zu dem eigentlichen Zweck ihres Besuches in Bessin kam. Der gute alte Pastor von Vernekop hatte sie an Herrn von Plez gewiesen, auf daß sie sich bei ihm Rath's erhole wegen des Verkaufs von Sernow; ein Verkauf, der unter den damaligen Verhältnissen die größten Schwierigkeiten hatte, der aber um jeden Preis und so bald als möglich bewerkstelligt werden mußte, wenn Frau von Redow nicht den letzten Rest des kleinen Besitzes, der ihr noch geblieben, verlieren wollte. Sie konnte aus dem Vermögen ihres Mannes nur auf dieses Gut Anspruch machen, aber es war noch nicht ganz bezahlt und sie hatte keine Mittel es zu halten, auch hatte die Wittve nicht einmal den Wunsch, einen Besitz zu behaupten, an den sich für sie so schreckliche Erinnerungen knüpften.

Magister Thebesius hatte die bedrängte Frau an den rechten Mann gewiesen, der edle Plez war ein trefflicher Verwalter und kluger Geschäftsmann, er war es, seiner Edelmannspflichten stets eingedenk, in noch erhöhtem Maße, sobald es galt Wittwen und Waisen zu schirmen und zu schützen. Er hörte nicht nur aufmerksam alle Details an, sondern erklärte sich auch bereit, noch vor Neujahr nach Sernow zu kommen und überhaupt sich der Sachen der Wittve anzunehmen.

Das Gespräch wurde endlich durch Frau Hedwig unterbrochen, welche kam, um zum Mittagmahl einzuladen.

Nach Tische war Herr von Plez völlig entschlossen, der Frau von Redow nicht nur nichts von seiner Nachbarin im Postwagen zu sagen, denn sein Gewissen war jetzt völlig beruhigt, weil er der Wittve bessere Dienste zu leisten im Stande war, sondern auch die verfolgte Person zu warnen. Frau von Redow hatte keine Ahnung davon, daß der Plez, als er gegen Abend viel mit ihr über den Verkauf von Sernow sprach, bereits einen Brief an jenen Pachtamtman, bei welchem die Verfolgte eine Zuflucht suchte, geschrieben, in welchem er denselben ersuchte, die Dame, die jetzt sein Gast sei, zu benachrichtigen: ihr Begleiter habe sie verrathen, und durch

ein unvorsichtiges Gespräch im Postwagen wäre auch ihr jetziger Aufenthaltsort bekannt geworden, er rathe ihr wohlmeinend zur schnelligsten Flucht.

Herr von Plez wußte nicht, in wie weit jener Amtmann der Mitschuldige des Begleiters der Dame, wie weit derselbe also seinem Gaste von dem Inhalt dieses Schreibens Kunde geben werde, er hielt sich aber überzeugt, daß dieser Brief eine weitere Flucht der Verfolgten veranlassen müsse, das aber war's, was er wollte. Der Edelmann begriff die Rache, aber er hatte ein tiefes Gefühl für das Richtige, wie fast alle Menschen von starkem Selbstbewußtsein, und er fühlte, daß die Wittve in ihrer energischen Verfolgung der Frau, welche sie für die Mörderin ihres Gemahls mit Recht oder mit Unrecht hielt, nicht den rechten Weg eingeschlagen habe. Durch eine Habhaftwerdung jener Person und durch einen Proceß konnte seiner Ansicht nach die Wittve nicht nur nichts gewinnen, sondern nur ärgerliches Aufsehen machen und selbst dem Andenken ihres gemordeten Gemahls gefährlich werden, denn Herr von Plez war bekannt genug mit den Berliner Verhältnissen, um wenigstens ungefähr zu wissen, wie tief der Kammerherr von Redow mit allerlei Verhältnissen und Persönlichkeiten verstrickt gewesen.

Drei Tage verweilte Frau von Redow in Bessin, bevor sie nach Sernow zurückkehrte.

Ueberfall und Ueberraschung.

Tiefer Schnee lag auf dem Gefilde und die schweigende Nacht darüber, ein eisiger Wind strich durch die bereisten Bäume der kleinen Baumgruppen, rechts von dem verschneiten Wege, den eine lange dünne Doppelreihe niedriger Bäume nur schwach andeutete. Der nächtliche Himmel war mit zerrissenen dunkeln Wolken bedeckt, die der Wind wild vor sich herjagte und dadurch zuweilen den Mond hervortreten ließ, der dann auf kurze Momente die ganze Landschaft mit seinem weißen Lichte übergoss und zauberisch schön beleuchtete. Lautlose Stille herrschte in den Gefilden, nicht einmal das Gebell eines Hundes war vernehmbar, obwohl dunklere massenhafte Schatten, die gegen das Schneefeld scharf absetzten, menschliche Wohnungen verriethen; nur der Wind hauchte leise als ein kalter Athemzug der winterlichen Natur über die weite Ebene.

Und über diese Ebene kam es herauf, lautlos wie die Nacht selbst, seltsamlich gestaltet, im Dämmer schier zerfließend, nebelhaft gespenstisch — eine ganze Reihe. Die Reihe dieser Schatten zog heran, immer näher und näher einem kleinen Hügel, einer unbedeutenden Terrainerhebung, zu. Plötzlich stand der Zug, hielten die Schattengestalten, tiefes Schnaufen und leises Klirren folgte dem Halt.

Dreiundzwanzig Preussische Reiter waren die gespenstischen Gestalten, ein Officier und zweiundzwanzig Mann vom Regiment Gardes du Corps, die in ihre langen Reitermäntel

eingehüllt eins zu sein schienen mit ihren Rossen. Jetzt hielten sie, und der Führer zu Pferd, den sie bei sich hatten, ein wegfundiger Forstmann der Gegend, ritt langsam den Hügel hinauf, nachdem er Einiges geflüstert mit dem Lieutenant.

Der Officier gab dem ihm zunächst reitenden Unterofficier halblaut einen Befehl, der lief flüsternd von Mund zu Mund; die Reiter zogen ihre Pistolen und schütteten das Pulver von der Pfanne; das leichte Geräusch, was die Ausführung des Befehls verursacht hatte, war vorüber und die frühere Stille trat ein, lautlos hielten Roß und Mann.

Nach einer Weile kehrte der Führer zurück, er mußte günstige Nachrichten gebracht haben, der Lieutenant gab den beiden Unterofficieren, die er bei sich hatte, seine letzten Befehle und gleich darauf zog sich der kleine Trupp den Hügel hinauf.

Der Officier ritt mit dem Führer voran, kaum aber hatten Beide den Gipfel des Hügels erreicht, als ihnen die helle Flamme eines Feuers entgegenloderte; erschrocken faßte der Führer dem Pferde des Officiers in die Bügel und flüsterte hastig: „zurück, Alles ist munter!“

Der Officier aber maß mit raschem Blick die feindliche Schaar, er sah, daß sie seinen Leuten an Zahl überlegen war, aber er sah auch beim hellen Schein des Feuers, daß kein Gegenstand in der Nähe war, der jenen hätte Schutz bieten können.

„Halten sie sich in der Nähe,“ befahl er dem Führer leise, dann wendete er sich um nach dem ihm folgenden Unterofficier und kommandirte: „Vorwärts!“

Der Zug rückte langsam und still den Abhang hinunter.

„Qui vive!“ donnerte plötzlich der Anruf einer doppelten französischen Fußbedette dem voranreitenden Officier entgegen, und in demselben Augenblick trat der Mond aus den Wolken hervor, mit einem magischen Licht die Schneelandschaft erhellend.

Der Lieutenant prellte sofort auf die Betten ein, die nun ihre Gewehre auf ihn abfeuerten und davon liefen, der Officier aber stieß seinem Roß die Sporen in die Flanken und jagte ihnen blitzschnell nach, holte sie ein, hieb und ritt

sie nieder mit einer fabelhaften Gewandtheit; noch zehn Schritt hinaus über die Niedergerittenen prallte das Roß, ehe es der Reiter zu halten vermochte, er kehrte um und übergab die beiden verwundeten Gefangenen, die sich mühsam erhoben, einem Garde du Corps, während er zugleich seinen Leuten befahl, sich zu zerstreuen und keinen der Feinde in's Dorf zu lassen, denn das Piquet hatte sich beim Anblick der Reiter sofort auf die Flucht begeben, da ein Widerstand in dem offenen Felde doch zu nichts führen konnte. Es fielen zwar noch einige Schüsse, die blind abgeseuert keinen Schaden thaten, fünf Minuten darauf war das ganze Piquet gefangen, die meisten Franzosen durch Schwerthiebe verwundet. Der Lieutenant ließ sie sofort ihre Waffen auf einen Haufen legen und dann in einiger Entfernung davon durch zwei Gardes du Corps bewachen, er selbst sammelte seine Leute und ging im Trabe gerade in das Dorf hinein.

Am Eingang des Dorfes stand eine schwache Wache, sie wurde sofort niedergeritten und zusammengehauen, trotzdem schien der Ueberfall nicht gelungen, denn überall waren die Soldaten auf den Beinen und in voller Rüstung; der Lieutenant ließ sich dadurch aber nicht abschrecken seine Vortheile zu verfolgen, er befahl seinen Leuten, durchaus kein Zusammentreten zu gestatten, sondern alles einzeln gefangen zu nehmen oder nieder zu machen; natürlich fielen dabei von französischer Seite Schüsse, die Alles alarmirten.

Ein Unterofficier mit zehn Mann mußte das Dorf bewachen, der Andere mit dem Rest der Mannschaft folgte dem Officier nach dem Edelhof, den ein hohes steinernes Gebäude mit zwei Flügeln bildete. Die Reiter preschten durch den Hof, die Wache, die hier Widerstand leistete, wurde niedergehauen, der Lieutenant flog in einem Satz mit dem Pferde die kleine steinerne Treppe hinauf, die in's Schloß führte, saß ab, ließ das Pferd stehen und lief, mit einem Pistol in der Rechten, ein anderes in der Schärpe, den Degen am Portepée an der Hand hängend, in das nächste Zimmer.

Er fuhr beinahe erschrocken zurück, als ihm hier statt der Feinde zwei junge Damen, kaum nothdürftig bekleidet,

entgegenkamen. Doch es war keine Zeit zu Complimenten oder Entschuldigungen.

„Wo ist die Einquartierung?“ lautete der barsche Gruß des Officiers.

Die Damen waren aber so erschrocken, daß sie auf diese Frage zunächst keine Antwort zu geben vermochten, erst als sie drohender wiederholt wurde, deutete die eine der Damen auf die gegenüber liegende Thür; sofort machte der Officier links um und eilte in das bezeichnete Zimmer.

Hier fand er wirklich drei Menschen, die sich in aller Hast anzukleiden versuchten, einen französischen General, seinen Adjutanten und seinen Kammerdiener; mit vorgehaltenem Pistol zwang er sie, sich gefangen zu geben. Jetzt erst kamen ihm einige seiner Reiter nach, und der Lieutenant von Leist, der Hut ist ihm vom Kopf gefallen und wir erkennen unsern alten Freund an der gewaltigen Narbe im Gesicht, übergab ihnen seine Gefangenen zur Bewachung; indem er dieselben zugleich aufforderte, sich so rasch als möglich anzukleiden.

Als der Officier in den Hof kam, hatte der Unterofficier aus den Ställen bereits dreißig bis vierzig Beutepferde zusammengebracht, die sämmtlich gefattelt und gezäumt waren; jetzt erkannte er auch, wie es gekommen, daß er die Feinde alle wach gefunden bei seinem Ueberfall: das Hauptquartier des Generals war mit der Compagnie, die im Dorfe lag, eben im Begriff gewesen, auszumarschieren und den Ort zu verlassen, als der Angriff der Preußen erfolgte. Im Dorfe wurde noch immer gesucht und geschossen.

Die Gardes du Corps hatten Schlitten ausgemittelt, auf diese wurden die genommenen Waffen und die Beute überhaupt, so wie die verwundeten Gefangenen geladen. Einige der gesunden Gefangenen mußten reiten und die Beutepferde führen, und dieser ganze Trupp wurde mit einer Escorte unter Anführung eines Unterofficiers im Trabe voran geschickt, während der Lieutenant den Rest der Mannschaft, so wie die gefangenen Officiere, die er sofort beritten machte, bei sich behielt und die Arrière-Garde bildete.

Der kleine siegreiche Trupp ging nun rückwärts mit seinen Gefangenen und seiner Beute. Der Forstmann, der vorher den Führer gemacht, fand sich bald wieder ein und führte die Garde du Corps auf einem Nichtwege nach einem kleinen Städtchen, wo der Lieutenant die andere Hälfte seiner Mannschaft hatte stehen lassen.

Die Nacht war jetzt wunderschön hell, aber bitter kalt, dennoch froh den siegreichen Officier nicht, obwohl er ohne Hut und Handschuhe ritt, die Freude über den gelungenen Coup machte ihn unempfindlich gegen jede Unbill der Witterung.

Endlich war das Städtchen erreicht, die Gefangenen, deren man über 60 zählte, wurden verbunden und dann alsbald mit den genommenen Waffen nach Niesenburg weiter abgeführt. Jubelnd theilten darauf die Garde du Corps die reiche Beute, die sie gemacht hatten, und waren kaum zu bewegen von ihrem Officier, das Geld zu nehmen, das dieser ihnen für einige der Beutepferde, die er zu behalten wünschte, gab.

Der Wintermorgen begann zu dämmern, Herr von Leist schickte Patrouillen zurück auf den Weg, auf dem er gekommen, um sich vor einem etwaigen Ueberfall feindlicher Cavallerie zu sichern, dann erst begab er sich in sein Quartier, das er in dem ersten Hause dicht am Eingang in das Städtchen genommen, um im Fall der Noth gleich bei der Hand zu sein. Er fühlte endlich das Bedürfniß, der Ruhe zu pflegen, und warf sich angekleidet auf ein Bett. Dort schlief er augenblicklich ein. Er hatte indessen kaum eine Stunde geschlafen, als er geweckt wurde. Eine starke Preussische Cavallerieabtheilung zog durch den Ort, die Officiere gratulirten dem Kameraden zu dem glänzenden Coup und meldeten ihm, daß der Feind eine rückgängige Bewegung mache, offenbar erschreckt durch den kühnen Ueberfall. Sie hatten die Dörfer vorwärts alle schon vom Feind geräumt gefunden.

Mit großer Behaglichkeit setzte sich jetzt Herr von Leist an einen Tisch, der dicht an den warmen Ofen gerückt war, rauchte eine Pfeife Tabak und trank einen trefflichen Kaffee dazu, den ihm ein bildhübsches junges Weib auftrug, die ihren

Säugling dabei immer auf dem Arm hatte. Als der Lieutenant seinen Rapport an Oberst von Borstell beendet hatte, blickte er mit einer Art von Rührung um sich, es schien ihm nach der kalten, blutigen Nacht in dem saubern stillen Stübchen Alles doppelt friedlich und heimisch zu sein. Es kam jene weiche Stimmung über ihn, welche auch die härtesten Soldaten zuweilen grade in der Freude des Sieges überfällt und sie im Geiste heim führt an den eignen Herd, sie mit unendlicher Sehnsucht nach Weib und Kind erfüllt; das ist des Kriegers Heimweh nach dem Frieden.

In dieser Stimmung befand sich Leist, als einer seiner Unterofficiere eintrat und ihm ein kleines Paquet Briefe und Papiere hinlegte; in dem Mantelsack auf einem der Beutepferde waren diese gefunden worden, man brachte sie dem Officier. Leist bekümmerte sich anfangs nicht viel um diesen Fund; die Papiere lagen noch eine ganze Weile unangerührt auf dem Tisch, als sich der Unterofficier entfernt hatte, und vielleicht würden dieselben noch lange unberührt geblieben sein, wenn der tapfere Lieutenant nicht endlich sich mit Gewalt der weichen Stimmung und der Sehnsucht nach seiner Heimath und nach seinem geliebten Weibe entriß.

Leist gehörte zu den Männern, die jede geistige Anstrengung mit einer des Körpers einleiten oder begleiten, er richtete sich strack auf aus der nachlässigen, halb liegenden Stellung, in der er bis dahin verharret, er erhob sich und ging ein paar Mal rasch auf und nieder in dem kleinen Gemach. Da der Raum des Zimmers außerdem noch durch eine breite Bettstelle beschränkt war, so blieb der Officier sehr bald nothwendig wieder vor dem Tisch stehen, und seine Augen fielen unwillkürlich auf das Briefpaquet, das mit einem blauen Papier umschlagen, mit Bindfaden umwunden und versiegelt gewesen. Offenbar hatte es der Garde du Corps, zu dessen Beute es eigentlich gehörte, aufgerissen und, weil er einen andern Inhalt vermuthet, mit einem gewissen Unwillen wieder zusammengeknüllt. Dabei aber waren die Papiere in Unordnung gerathen, und auf einem Blattzipfel, der aus der Enveloppe hervorragte, las Herr von Leist, als er

ganz unwillkürlich auf die Papiere blickte, seinen eignen Namen, und zwar seinen Namen von seiner eignen Hand geschrieben. Er erschrak beinahe, als er so unvermuthet hier in Preußen seiner Handschrift begegnete; hastig zog er das Blatt ganz hervor und betrachtete es staunend, denn es war ein eigenhändiges Billet von ihm, und zwar ein Billet, welches er einst in Berlin an die Stiefmutter seiner Gemahlin, an die Geheimrätthin von Reinbach geschrieben. Er überflog die Zeilen, sie enthielten nichts als die Anzeige, daß er keine Billets zu einem Benda'schen Concert für die Geheimrätthin und Elisabeth habe besorgen können. Wie kam dies Billet hierher? wer konnte ein Interesse gehabt haben, es so sorgfältig zu bewahren? Die Antwort auf diese Fragen fand der Lieutenant auf dem Blatte selbst, als er es noch einmal genauer ansah, denn über der Anrede stand mit Bleistift in französischer Sprache geschrieben: „Hier haben sie die Handschrift des Herrn von Leist, das wird für ihre Zwecke ausreichen, von dem Wappen habe ich noch keinen bessern Abdruck aufreiben können.“

Leist kannte die Handschrift nicht, aber es kam eine Ahnung über ihn, und hastig, mit zitternden Händen öffnete er das Packet völlig, er sah die Papiere rasch durch; es waren fünfzig bis sechzig einzelne Blätter, fast alle von verschiedener Hand, selten waren drei oder vier von ein und derselben Schrift, lauter Billets, ganz kurze Meldungen enthaltend. Der Officier las einige, er schüttelte den Kopf, er begriff nicht gleich, wer ein Interesse daran gehabt haben konnte, zu erfahren z. B., daß ein Herr M. dem Cabinetsrath Lombard einen prächtigen Meerschamkopf geschenkt habe, daß Cabinetsrath Beyme seit fünf Tagen nicht zum Vortrag gekommen, oder, daß die „Frau Gesandtin“ einen Sorgenstuhl für Herrn Cabinetsrath Lombard gestickt habe, wozu noch ganz spöttisch bemerkt war, „der alberne Lombard bildet sich wirklich ein, daß die Frau Gesandtin den Stuhl selbst gestickt hat.“ Freilich kamen dann auch Papiere zum Vorschein, deren Bedeutung sich eher begreifen ließ: Truppenlisten, Marschrouuten, Verzeichnisse der Bestände in den Zeugkammern, der Waffen-

depots, namentlich Notizen über die Bestände der verschiedensten Rassen, der sogenannten Banco-Comptoirs, Bemerkungen zur Charakteristik einer ganzen Reihe von Persönlichkeiten, welche bis zur Schlacht bei Jena eine hervorragende Rolle in Berlin und Preußen gespielt hatten — den Lieutenant schwindelte, er hielt eine Maske von dem Netze der schändlichen Espionage in der Hand, mit welcher Preußen umspinnen war, schon lange, ehe es, von allen Seiten verrathen, seine morschen Stützen zusammenbrechen sah.

Langsam nur begriff Herr von Leist, was das war, was er in der Hand hielt; es war eine Sammlung von Berichten der Spione, welche die französische Polizei in Berlin hielt; es war etwas von dem Material zu den Rapporten, welche sich Fouché und seine Nachfolger im Großsicherenamnt allmonatlich von ihren vertrauten Agenten abstatten ließen. Einige der Handschriften, so flüchtig die meisten geschrieben waren, glaubte der Lieutenant zu kennen und er täuschte sich nicht, denn, wie er bei näherer Besichtigung entdeckte, war unter jedem Zettel der Name des Einsenders notirt und oft noch mit einer kleinen pikanten Bemerkung versehen. Es ging dem Officier, der mit fast kindlicher Harmlosigkeit in dem bunten Kreise der Berliner Gesellschaft gelebt hatte, ein schreckliches Licht auf über die Infamie und bodenlose Gewissen- und Ehrlosigkeit, die vor Jena als französische Bundesgenossen, als Bundesgenossen der Revolution ihren Sitz in Berlin gehabt. Mit diesen Zetteln in der zitternden Hand begriff er, warum immer und immer wieder ein demoralisirendes Schwanken eingetreten und die politische Action Preußens gehemmt hatte; er wußte jetzt, warum Napoleon es dreist wagen konnte, die Neutralität von Anspach und Baireuth mit Füßen zu treten, er wußte, warum 1805 nichts aus dem Kriege werden konnte, warum im Feldzuge von 1806, der nur möglich wurde, weil ihn nun die Franzosen selbst wollten, Alles in so hohem Grade elend ging, daß dem Staate Friedrichs des Großen nicht einmal die Möglichkeit gelassen wurde, mit Ehren unterzugehen.

Herr von Leist legte die Papiere zusammen und verbarg sie in seinem Mantelsack, es war ihm klar, daß er von den-

selben im Allgemeinen, keinesfalls unter den jetzigen Verhältnissen, vielleicht niemals würde Gebrauch machen können. Er fühlte einen tiefen Schmerz, jenen tiefen und, weil mit Ekel gemischt, tiefsten Schmerz, der den ehrlichen Mann immer ergreifen muß, wenn ihm die Schattenseite des Menschenthums in ihrer vollen Nacktheit entgegentritt; aber sein Schmerz bezog sich nicht auf Menschheit und Vaterland allein, sondern auch auf sich selbst und seine Familie, denn unter jenen Zetteln waren mehrere von Personen geschrieben, die ihm persönlich nahe gestanden, von der Geheimrätthin von Reimbach, von dem Kammerherrn von Redow, und in dieser Beziehung war es ihm nicht unwichtig zu erfahren, wer der Besitzer dieser Papiere gewesen, bei wem seine Reiter diese Beute gemacht hatten. Er konnte annehmen, daß sie sich noch in der Hand des Mannes befunden, der sie empfangen, der also in directem Verkehr mit diesen Schmachcorrespondenten gestanden und diese Papiere wahrscheinlich aufgehoben hatte, um sich ihrer bei Gelegenheit gegen jene Personen zu bedienen. Jener Mann mußte in der Zeit vor der Schlacht bei Sena unter den französischen geheimen Agenten in Berlin eine bedeutende Rolle gespielt haben, und es war immerhin wichtig, seine Persönlichkeit festzustellen.

Leist ließ den Unterofficier rufen, der ihm die Papiere gebracht, und fragte ihn, auf welchem Pferde sich der Mantelsack befunden, aus dem die Brieffschaften genommen.

„Es war die langschwänzige Schimmelstute, die der Herr Lieutenant gekauft haben!“ erklärte der Unterofficier.

„Was war sonst in dem Mantelsack?“ fragte der Officier weiter, der sich in seinen Nachforschungen schon durch diese erste Antwort bedeutend gefördert sah, denn die Schimmelstute war eins von den besten Beutepferden, und es war gewiß nicht schwer, von den Gefangenen zu erfahren, wer dieses Pferd geritten.

„Ein Paar Beinkleider, ein Paar Stiefeln und ein Paar Strümpfe waren darin, Herr Lieutenant, dann aber Zucker, Kaffee und eine Flasche süßer Schnaps“ — antwortete der Unterofficier auf die zweite Frage — „dann noch ein Paquet

weiße Tücher, welche die Leute unter sich vertheilt haben; weiter nichts, ich war selbst dabei, als der Mantelsack ausgepackt wurde.“

„Ich möchte eins von den Tüchern sehen!“ sagte der Officier, dem ein Gedanke durch den Kopf flog.

Der Unterofficier ging und lehrte nach einer Weile mit einem feinen leinenen Tuch zurück, das nicht ganz sauber mehr war, weil der Besitzer seinen Antheil an dem erbeuteten Kaffee hineingebunden hatte, was der Ueberbringer entschuldigte, die anderen Tücher waren bereits zum Verbinden und ähnlichen Zwecken benutzt.

Herr von Leist sah die Zipfel des Tuchs an, dann gab er dem Unterofficier ein Geldstück für den Besitzer des Tuchs, das er zu behalten wünschte, denn das Zeichen war ihm bekannt: M. v. R. Marguerite von Reimbach, es war offenbar ein Tuch der Stiefmutter seiner Gemahlin, der Geheimrätthin von Reimbach; er konnte sich nicht täuschen, denn er hatte oft genug die eigenthümlich gestickten Buchstaben in den Taschentüchern der Geheimrätthin gesehen. Der französische Agent hatte also ohne Widerrede in einer sehr genauen Verbindung mit der Geheimrätthin gestanden. Vielleicht, wahrscheinlich sogar, war der Franzose, der die Geheimrätthin und das Vermögen des Geheimen Finanzrathes einst entführte, eine Person mit dem geheimen Agenten der französischen Polizei.

Mit Gewalt mußte sich Herr von Leist den Gedanken entreißen, welche diese Entdeckungen in ihm erregten, denn der Dienst forderte seine ganze Aufmerksamkeit.

Glücklicherweise erhielt er gleich darauf den Befehl, mit seinen Leuten noch weiter nach Riesenburg zurückzugehen, da der Feind die Blokade von Graudenz aufgegeben habe.

Der Tag war hell und schön geworden und nicht übermäßig kalt, es war einer der ersten Februartage des Jahres 1807, die Gardes du Corps waren in bester Stimmung, denn nicht nur hatte sie der glücklich ausgeführte Ueberfall mit Muth und Zuversicht erfüllt, sondern er hatte ihnen auch so bedeutende Beutegelder gebracht, daß auf den Mann bei-

nahe fünfzig Thaler kamen, eine Summe, die sich auf das Doppelte, vielleicht Dreifache hätte steigern lassen, wenn man mehr Zeit gehabt hätte, die Beutestücke zu verkaufen; so wurde, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, Alles dem zugeschlagen, der das erste Gebot that, weil man nichts mit fortschleppen konnte.

So zogen die tapferen Leibwachen des Königs von Preußen dahin auf der ziemlich gebahnten Landstraße durch die schneebedeckten Gefilde; ihr Führer war ernst, obgleich er in seiner Briestasche einige sehr schmeichelhafte Zeilen seines Commandeurs in Bezug auf den Ueberfall trug und darunter ein preussisches Soldatenherz, das sich der That freute, aber er blieb ernst, denn die gefundenen Briefe und die Gedanken, die sie bei ihm erweckten, hatten seine klare Siegesfreude verdüstert.

Als der Lieutenant mit seinem Commando in Riesenburg eintraf, wurde er sofort von dem General von Herzberg zum Diner geladen und hatte kaum noch Zeit, seine äußere Erscheinung ein wenig zu adjustiren; hier kamen ihm seine Gefangenen, der General Pelet und sein Adjutant, mit französischer Artigkeit entgegen, Beide hatten sich soldatisch über ihr Mißgeschick getröstet, und der Lieutenant, der bei Tafel zwischen ihnen beiden Platz nehmen mußte, konnte glauben, er habe ihre Bekanntschaft auf die allerfreundlichste Art in einem befreundeten Hause etwa gemacht, und nicht bei einem blutigen Ueberfall in kalter Winternacht. Er fand im Gespräch auch bald eine passende Gelegenheit, den Adjutanten, der Dragonerofficier war, zu fragen, wer die langschwänzige Schimmelstute geritten. Er mußte sich ziemlich Gewalt anthun, als der General, der die Frage gehört, dieselbe beantwortend sagte: „Die Schimmelstute ist ein hübsches Pferd, sie gehörte dem Obristlieutenant Teslieu; ich bin neugierig, zu erfahren, wie er der Gefangenschaft entronnen, denn kurz vor ihrem Eintritt in unser Zimmer, Herr Lieutenant, hatte er uns verlassen!“

„Sie hätten vielleicht eine alte Bekanntschaft erneuert bei dieser Gelegenheit,“ setzte der Dragonerofficier hinzu,

„denn der Obristlieutenant war vor zwei Jahren längere Zeit in Berlin, er hat uns viel erzählt von seinem damaligen Aufenthalt.“

„Ich kann mich nicht besinnen!“ entgegnete der Lieutenant gezwungen.

Der tapfere Officier sagte nicht die Unwahrheit, er entsann sich des Mannes nicht, des Namens aber nur zu gut, Teslieu war der Familienname der Geheimrätthin von Kleinbach.

Der französische Dragonerofficier that mehrere Fragen über Berlin und dortige Verhältnisse, die Herrn von Leist zeigten, daß der Obristlieutenant seinen Kameraden allerdings viel von Berlin erzählt haben mußte, die ihm aber unter diesen Umständen störend, beinahe peinigend waren.

Eine angenehme Ueberraschung aber hatte Leist, als nach aufgehobener Tafel ein Kamerad zu ihm trat und ihm zuflüsterte: „Der Obrist hat sie für ihren Ueberfall zum Orden pour le mérite vorgeschlagen; ich gratulire, Herr Kamerad!“

Das Kienäcker'sche Haus.

In einem stattlichen alten Hause zu Königsberg in Preußen, das seit länger als hundert Jahren im Besitz einer wohlhabenden Familie aus dem Kaufmannsstande war, herrschte am Mittage des 15. Juni 1807 eine Verwirrung, die sonst in dem geordneten Hause unerhört war. Der Hausherr, schon mehrere Stunden abwesend, war zur gewohnten Mittagszeit nicht heimgekehrt, die Hausfrau, eine kleine runde Person mit sonst so freundlichen Augen und rothen Wangen, lief unruhig, ganz gegen ihre Gewohnheit, mit bleichem Antlitz und ängstlichen Blicken auf und ab; an dem sauber gedeckten Tisch nahm Niemand Platz, die alte Köchin saß kopfschüttelnd in der Küche und schalt auf die Magd, die nicht erschien, um die Speisen aufzutragen; die aber war ausgeschiedt, den Hausherrn zu suchen, und hinter der Magd her war der greise Hausknecht gesendet worden, um zu sehen, wo sie bliebe; weder der Herr, noch die Magd, noch der Knecht waren zurückgekehrt.

Der Lärmen und die Unruhe auf den Straßen nahmen immer mehr zu, die Besorgniß der Hausfrau stieg in demselben Maße, von Zeit zu Zeit rollte der Donner einzelner Schüsse dräuend über die geängstete Stadt hin, während das ruckweise Krachen von Gewehrfalben immer häufiger sich wiederholte und immer vernehmbarer wurde, ein Zeichen, daß die Gefahr näher kam. Die Hausfrau stand in der Thür,

sie spähet nach Bekannten, die ihr Nachricht zu geben vermöchten. Truppen marschirten vorüber, Infanterie und Cavallerie, Preussische und Russische, sie marschirten aber nicht in der Richtung, aus welcher her man den Kanonendonner vernahm, ein Zeichen, daß diese Truppen abzogen. Dazwischen fuhren Wagen aller Art, und die Bürger Königsbergs drängten sich mit ängstlichen oder doch ernstern Mienen durch all diesen kriegerischen Apparat.

„Die Schneidemühlen sind völlig niedergebrannt, Madame Kienäcker!“ rief ein Vorübergehender der geängsteten Hausfrau zu.

„Da ist mein Alter draußen,“ sagte sie halbblaut vor sich hin; „seine Mühle verbrannt, daß sich Gott erbarme!“

„Wo ist Herr Kienäcker?“ fragte ein Anderer; „wissen sie schon, daß die Stadt vertheidigt wird?“

„Unsinn!“ rief ein Dritter, „General von Rüssel hat die Stadt bereits verlassen, sehen sie denn nicht, daß all diese Truppen rückwärts gehen?“

Der Erste aber deutete schweigend auf zwei Züge schwarzer Husaren, welche so eben, die Pistolen in der Faust, die Säbel am Kampfriemen, vorüber sprengten, und zwar in der Richtung, aus welcher man schießen hörte.

„Rasgarden steht in hellen Flammen!“ meldete nach einer Weile wieder ein Vorüberreisender.

Die kleine runde Madame Kienäcker dachte an einige ihrer Bekannten, welche in der genannten Vorstadt wohnten, und der armen Frau wurde immer ängstlicher zu Sinne, daß ihr Mann sie so allein gelassen in solcher Zeit.

Da wälzte sich plötzlich langsam ein dichter Anäuel von Menschen die Straße herauf; zuerst kamen einige Dragoner und ein Paar Stabsofficiere, dann erschien ein greiser Preussischer General, ehrwürdig anzuschauen, kurze graue Locken schmückten sein Haupt, klug blickten die Augen unter den grauen Wimpern. Das war der General von Lestocq, er saß auf einem hochbeinigen braunen Engländer und hielt grüßend den Federhut in der Hand. Eine dichte Schaar der Bürger Königsbergs umringte den edlen Feldherrn, der die einzigen

Forbeern auf dem Schlachtfelde pflückte für Preußens Ruhm in jener unglückseligen Zeit. Mild und freundlich sprach er den entsetzten Leuten Trost zu, und als er die Ecke der Straße erreicht hatte, da hielt er sein Streitroß an und sagte mit bewegter Stimme: „Ich gebe ihnen mein Ehrenwort, liebe Herren, daß ich zum Besten ihrer Stadt gethan habe, was in meinen Kräften stand; ihr Königsberger werdet mein Andenken noch segnen, wenn ich schon längst nicht mehr bin. Leben sie wohl!“

„Das walte Gott, Vater Lestocq! Lebe wohl, Vater, lebe wohl!“ riefen Hunderte von Stimmen, und Thränen rannen über manche Wangen. Der General regte sein Roß an und ritt in vollem Trabe davon; seine Suite und seine Escorte folgten ihm.

Viel später haben die Königsberger erst erfahren, was sie dem Vater Lestocq verdankten. Er hatte nämlich vor seinem Abzuge die russischen Truppen, unter dem Vorwande, sie dem Feinde in die Flanke zu werfen, vollständig aus der Stadt entfernt, welche die Absicht gehabt haben sollen, Königsberg bei ihrem Abzuge zu plündern und in Brand zu stecken.

Nachdem Lestocq Königsberg verlassen, flüchtete Alles, was die Ankunft der Franzosen nicht erwarten wollte oder durfte. Eine Menge Officiere, die an der Elbe oder der Saale entlassen worden waren, wanderten, ihre Bündelchen auf dem Rücken, hastig dem Thore zu, und eine Stunde später glich die eben noch so lebhafteste Stadt einer großen Einöde, in der eine angstvolle Stille herrschte, in deren Straßen man nur einzelne Menschen gewahrte, welche gesenkten Hauptes, gebeugt und traurig, hastig und geräuschlos hin und her huschten. Eben so lautlos besetzten die Bürger die Wachen und Posten, und nur der Donner einzelner Kanonenschüsse, der von Rasgärten herüber dröhnte, verrieth die Ursache der stummen Besorgniß, welche in der Preussischen Hauptstadt herrschte.

Die arme Madame Kienäcker war in heller Verzweiflung; endlich, es mochte Nachmittags vier Uhr sein, kam ihr Hausknecht und ehemaliger Markthelfer zurück. Die ehrliche Seele

hatte zwar weder die Magd noch den Hausherrn gesehen, aber es war der Madame Kienäcker doch ein Trost, daß wieder eine Mannsperson im Hause war, und außerdem hatte der alte Mensch eine Menge Dinge zu erzählen, das aber hatte die kleine Frau ganz außerordentlich gern; sie klatschte gern mit ihren Dienstboten, auch mit anderen Leuten, das war ihre Schwäche, und Herr Kienäcker pflegte darüber seit einigen zwanzig Jahren zu lächeln, seitdem ihm in den ersten Jahren seiner Ehe verschiedene Versuche mißlungen waren, der hübschen Frau diese Schwäche abzugewöhnen.

Eine halbe Stunde nach dem Hausknecht erschien auch die Hausmagd mit erhittem Gesicht, mit zerstreutem Haar und theilte zuerst mit, natürlich in größter Ausführlichkeit, daß sie ein hitziges Gefecht mit einigen zärtlichen russischen Husaren bestanden, die sie wegen ihrer kleinen Neuglein und ihrer platten Nase vermuthlich für eine Landsmännin gehalten haben mochten, ein Gefecht, aus dem, ihrer Versicherung nach, ihre Tugend siegreich und nur mit Verlust eines Holzpantoffels hervorgegangen war. Nach dieser langen Erzählung, für die ihre drei Zuhörer das höchste Interesse zeigten, nach vielen Fragen und Gegenfragen erst, gab die Magd ferner kund, daß sie den Herrn gesehen habe; er sei, aber vor ein paar Stunden schon, mit anderen Herren auf das Rathhaus gegangen.

Diese erfreuliche, wenn auch verspätete Mittheilung gab der Frau vom Hause so sehr ihre Zuversicht wieder, daß sie sich entschloß, ein Glas Wein zu trinken und einen Bissen zu genießen. Solchen löblichen Entschluß war sie eben im Begriff in's Werk zu setzen, als sie im wehmüthigsten Tone ausrief: „Ach! mein Gott! da haben wir ja über alle die Unruhe den armen Herrn oben ganz und gar vergessen!“

Madame Kienäcker sagte stets „wir“, wenn sie einen Fehler gemacht oder ein Versehen begangen hatte, es kam ihr immer gar zu hart an, auch die kleinste Schuld allein tragen zu müssen. Ein wirklicher Schmerz aber sprach sich in ihrem gutmüthigen Gesicht aus, als sie das sagte, und so hastig es ihre Corpulenz irgend leiden mochte, lief sie nach der Küche,

füllte eigenhändig aus dem Suppentopf eine kleine Terrine, schnitt Weißbrod hinein, trippelte emsig hin und her und stieg endlich, glühend roth im Gesicht, mit einer zinnernen Platte, auf welcher ein kleines Mahl zierlich geordnet war, die Treppe hinauf.

Wir eilen ihr voraus über die steile schmale Treppe, die bis zum ersten Absatz sehr ausgetretene steinerne, dann aber weiter gewaltig knarrende hölzerne Stufen hat; wir eilen über den großen, mit mächtigen nußbaumenen Schränken besetzten Vorfaal im ersten Stockwerk, erklimmen eine zweite noch steilere hölzerne Treppe und treten dann in ein zwar niedriges, aber geräumiges Erkerzimmer.

In diesem hoch und abseits gelegenen Gemach, dessen Wände mit unzähligen kleinen Bildchen in braunen Holzrähmen, Scenen aus dem Leben des großen Friedrich darstellend, dicht behängt sind, liegt ein todtbleicher Mann in einem mit schwarzem Leder überzogenen Lehnstuhl, der dicht an das offene Fenster gerückt ist.

Der Verwundete, denn ein solcher ist's, wie der dick umwundene Fuß zeigt, der auf einem niederen Bänkchen ausgestreckt ruht, schläft; seiner müden Hand ist ein Buch entsunken, das am Boden liegt. Das bleiche Antlitz sieht grell ab gegen das schwarze Leder des Rückenkissens, an das es gelehnt ist; ringsum herrscht die tiefste Stille, denn hier herauf dränge selbst das Geräusch der Straße nicht, wenn jezt Geräusch wäre.

Auf einem Nebentisch liegen Schärpe, Sporen, Federhut, Degen und die schöne Decoration des preussischen Ordens pour le mérite militaire, sauber geordnet, wie überhaupt das ganze Gemach eine Sauberkeit und Ordnung zeigt, welche deutlich verkündet, daß hier die sorgsame Hand einer Frau gewaltet.

Kehren wir zu dem verwundeten preussischen Officier zurück, seinen Stand verrathen die Orden und die Waffensstücke; wir können dem Schlafenden genau in das bleiche, abgezehrte Gesicht blicken; ein kleines violettes Sammetkappchen hat sich verschoben und läßt den völlig kahlen Schädel sehen,

kaum daß hinter den Ohren und im Nacken noch ein wenig Haar zu bemerken ist. Ein schmerzlicher Zug tiefen Leidens liegt selbst im Schläfe um den feingeformten Mund. Wir würden in diesem wunden, kranken, abgezehrten Krieger schwerlich unsern alten Freund, den wackren Hans Dinnies von Leist wiedererkennen, ohne die gewaltige, schräg über das Antlitz laufende Narbe, das Erinnerungszeichen an die Schlacht bei Jena.

Hans Dinnies von Leist hat seit seinem letzten Reiterstücklein, dem glücklichen Ueberfall, bei welchem er den französischen General Pelet, unsern Bekannten von Bessin und Berlin, zum Gefangenen machte, noch tapfer gefochten in manchem ehrlichen Reiterstrauß, bis eine französische Kanonenkugel seinem ritterlichen Streiten ein Ende machte. Der tapfere Officier fiel unter sein getroffenes Roß, betäubt vom Fall lag er mit gebrochenem Fuß unter dem sterbenden Thiere, das sich im Todeskampf gewaltig hauend über ihn wälzte, bis es verendet war. Hin und her wogte das Gefecht, Freund und Feind jagten rückwärts und vorwärts sprengend über ihn hin. Hülflos lag er so den ganzen Tag, die Schmerzen weckten ihn aus seiner Betäubung, wüthender Durst folterte ihn, aber er vermochte nicht, sich zu erheben, und seine Hülfse heischende Stimme verklang in dem Brausen des bald näher, bald ferner tosenden Schlachtgewühls. Da kam die Nacht, eine schwere eisige Regenmacht; gierig sog der verwundete Krieger die ersten fallenden Tropfen mit lechzenden Lippen ein. Der Regen floß in Strömen, in vollen Bügen trank der Unglückliche das Wasser, das sich in der blutigen Pfütze um ihn sammelte. Die Nacht wurde kalt, der Regen floß unaufhörlich; schauernd vor Frost lag er im kalten Wasser, und er vermochte nicht, den gebrochenen Fuß hervorzuziehen unter dem Cadaver des Rosses, noch sich nur zu stützen auf den ausgerenkten Arm. Bei vollem Bewußtsein durchwachte der Rittmeister von Leist die lange qualvolle Nacht. Endlich graute der Morgen, der Tag kam und mit dem Tage die Hülfse. Die wackren Garbes du Corps suchten ihren geliebten Rittmeister. Sie zogen den todtwunden Reiter hervor unter

dem tobt'n Kopf. Der Rittmeister ließ sich nach Königsberg bringen und fand willige und herzliche Aufnahme in dem Rienäckerschen Hause, in welchem er schon gewohnt und Freundschaft gefunden, als ihn im Winter zuvor der wackere westpreussische Schiffer Jan Blausink dahin gebracht. Kaum aber hatte der Rittmeister ein Asyl gefunden in dem Hause des Königsberger Kaufmannes, kaum war ihm der erste Verband um das doppelt gebrochene Bein gelegt, so verfiel er in ein schweres Nervenfieber, das er auch sicherlich nicht überstanden haben würde ohne die unendliche Aufmerksamkeit und sorglich treue Pflege, mit welcher der Hausherr und die Hausfrau vorsorgten, die wechselweise an seinem Bette wachten, als sei der wunde Krieger ihr lieber Sohn oder Bruder. Die Gewalt der Krankheit war endlich gebrochen, auch die Beinbrüche begannen zu heilen, aber nun zeigte sich eine so entsetzliche Erschöpfung und eine so unaufhaltsame Abnahme der Kräfte, daß die Aerzte eine Auszehrung fürchteten und Herr Rienacker sich gedrungen fühlte, die Angehörigen seines Gastes von dessen Zustand in Kenntniß zu setzen. Glücklicherweise war er in so weit mit den Familienverhältnissen des Herrn von Leist vertraut, daß er an den Oheim, den Obristlieutenant von Leist auf Spantow, schreiben konnte; freilich war das Schicksal eines Briefes in jener Zeit ein höchst unsicheres. Neun Wochen waren verflossen, seit der Rittmeister in dem Rienäckerschen Hause lag, da erst begann sich eine Wendung zum Bessern zu zeigen, die kerngesunde Leistsche Natur raffte sich auf und reagirte mächtig gegen das Leiden; der Kranke begann nach und nach wieder Theilnahme zu zeigen, zuerst für den Verlauf des Krieges, für die Schicksale der Armee und für das Vaterland und seinen König. Tröstliches freilich erfuhr er nicht, aber das Schlimmste verschwieg man ihm, und eigentlich war es seinem Soldatengefühl schon genug, daß Preußens Krieger noch kämpften und männlich Widerstand leisteten. Seitdem gaben die Aerzte Hoffnung, und wirklich besserte es sich mit ihm von nun an sichtlich. Seit mehreren Tagen schon pflegte er den Tag über außer Bett zu sein, er lag dann in dem großen Stuhl, blickte durch das offene Fenster

in die klare Sommerluft hinaus, las auch zuweilen einige Seiten, und obwohl er noch immer im höchsten Grade schwach war, so nahmen seine Kräfte doch, zur Freude des ganzen Rienäckerschen Hauses, allmählig wieder zu.

Hastig war Madame Rienacker hinaufgestiegen, der Athem fehlte ihr, sie mußte einen Augenblick stehen bleiben und sich verschnuafen, dann öffnete sie vorsichtig und leise die Thür des Krankenzimmers.

Aber selbst das leichte Geräusch störte den leisen Schlummer des Reconvallescenten; Herr von Leist öffnete die Augen und blickte seiner getreuen Pflegerin mit jenem matten Dankblick entgegen, der an ein Kind erinnert und in dem Auge kranker Männer, die sich in einer ungewohnten Hülfslosigkeit befinden, etwas tief Ergreifendes hat. Dieser Blick rührte die gute kleine Hausfrau immer so, daß ihr die Augen naß wurden, sie mußte dabei, wie sie sagte, immer an ihren Sohn denken, ihr einziges Kind, das sie im zartesten Alter schon verloren hatte.

Natürlich versuchte es Madame Rienacker, diese Nührung ihrem kranken Gaste zu verbergen, sie entschuldigte doppelt wortreich und hastig die Verzögerung des Mittagsbrodes, aber es war in ihrer Stimme doch ein leichtes Beben, und Herr von Leist streichelte dankbar die runde fleischige Hand der kleinen Frau, die ihm auf einem Tischchen, das sie heranschob, die Mahlzeit so bequem als möglich aufstellte. Dabei sagte er ihr, daß er ziemlich lange geschlafen haben müsse und daß er sich jetzt sehr gestärkt fühle.

„Geschlafen?“ rief die gute Frau, „Gott segne ihren Schlaf, lieber Herr Rittmeister, sie können schlafen bei Kanonendonner?“

„Kanonendonner?“ wiederholte Herr von Leist, der seine Brüste mit dem Appetit eines Nervenfieber-Reconvallescenten verzehrte, „es schläft sich gut bei Kanonendonner!“ gleich darauf aber fuhr er, sich besinnend, fort: „man schlägt sich also vor der Stadt, liebe Maman? Richtig, Papa Rienacker hat mir's gestern schon gesagt, Röchel und Vestocq werden sich wehren, müssen sich wehren!“

„Excellenz Michel ist fort, wie die Leute sagen,“ erzählte Madame Kienäcker, indem sie sich, nachdem sie ihrem kranken Gaste vorgelegt, behaglich niederlegte, „und den Vater Lestocq habe ich selbst Abschied nehmen hören und fortreiten sehen; die Leute sagen, er wolle den Franzosen in den Rücken fallen. In der Stadt ist's todtensstill, Soldaten sind gar nicht mehr da, weder Preußen noch Russen, unsere Bürger-Compagnieen haben die Wachen besetzt und mein Alter ist auf dem Rathhause.“

„Also wird die Stadt nicht vertheidigt,“ sagte der Rittmeister mehr für sich und lauter, aber mit wehmüthigerem Tone, setzte er hinzu: „ich verstehe es wohl nicht, ich bin noch zu schwach, aber mir ist's als würde Königsberg Preis gegeben!“

Madame Kienäcker erzählte noch Einiges von dem, was sie vernommen, nach und nach setzte sich der Rittmeister wohl ein ziemlich richtiges Bild der Verhältnisse zusammen, er ahnete, daß Königsberg aufgegeben sei, aber er gab noch nicht alle Hoffnung auf, weil er nicht begriff, warum die Franzosen zögerten, die verlassene Stadt zu besetzen. Er wußte nicht, daß man sich zur Deckung des Rückzuges noch an verschiedenen Punkten schlug.

Die gute kleine Frau hatte nicht nöthig, als sie sich nach der beendeten Mahlzeit mit den leeren Tellern entfernte, den Officier zu ermahnen, nicht an die Franzosen zu denken, sondern zu ruhen, denn Herr von Leist befand sich schon wieder in jenem Zustand gedankenloser Apathie, die bei Genesenden öfter einzutreten pflegt und von günstigen Folgen für den Zustand der Leidenden ist.

Als Madame Kienäcker hinunter kam, verkündeten ihr an der Treppe die Magd, im Flur der Markthelfer und an der Küchenthür die Köchin fast mit den nämlichen Worten die erfreuliche Kunde, daß der Herr gekommen sei und sich gleich zu Tische gesetzt habe. Rasch eilte die Hausfrau nach dem großen Wohnzimmer, dort saß Herr Kienäcker, ein kleines graues Männchen mit blitzenden schwarzen Augen, eifrig mit seiner Mahlzeit beschäftigt, einsam an dem großen Tisch. Er nickte seiner Gemahlin freundlich zu und sagte lebhaft

„Wollte dich nicht stören, mußte essen, habe kein Frühstück gehabt, wahrscheinlich marschiren heut noch die Franzosen ein, setze dich, Tildchen!“

Es war eine Lebendigkeit in dem kleinen dünnen grauen Männlein, die von großer Beweglichkeit des Geistes zeugte, er war dabei nicht ohne eine gewisse trockne Galanterie, denn als sich Tildchen gesetzt hatte, legte er ihr rasch vor und bemerkte: „es wäre unrecht von dir gewesen, wenn du auf mich gewartet hättest, aber nimm noch einen Bissen, du weißt, daß es mir besser schmeckt, trinke ein Glas Wein! Wie geht es unserm lieben Rittmeister?“

„Es geht ihm gut, Kienäckerchen, recht gut,“ entgegnete die kleine Frau von dem Weine nippend, „er hat wieder mit bestem Appetit gegessen; also die Franzosen kommen? sage mir doch —“

„Kann dir gar nichts sagen, Tildchen,“ unterbrach das graue Männlein lebhaft, „wir wissen noch nichts, aber was sich vorkehren läßt, ist geschehen, wenn wir Einquartierung bekommen, sind es Officiere, wegen der Stallung; du wirst dir schon zu helfen wissen, spricht ja französisch so gut wie königsbergisch, also, übrigens ist meine Sägemühle verbrannt bis auf den letzten Pfosten; im Kriege leidet man Verluste, das ist einmal nicht anders, aber Gustav Heinrich Kienäcker wird darum noch nicht zu Grunde gehen; gib mir die Flasche dort, so, danke dir, und nun noch ein Wort. Tildchen, ich habe eine rechte Freude für unsern Rittmeister, aber so eine rechte große Freude, die ihn ganz allein schon wieder gesund machen kann, wie der Doctor sagte, den ich auf dem Rathhause gesprochen habe. Die Freude sollst du dem Rittmeister behutsam mittheilen, denn ihr Frauen könnt so etwas immer besser als wir Männer, aber behutsam.“

„Ja, ja“ — rief Tildchen eifrig, ich verstehe mich darauf, „ich will gleich gehen, nicht wahr, er ist Major geworden?“

„Major?“ rief Herr Gustav Heinrich Kienäcker im Tone der tiefsten Geringschätzung, „er ist viel mehr geworden!“

„Seine Majestät der König hat ihn gleich zum Obersten gemacht?“ fragte die gute Frau mit hochrothem Antlitz und vor Freude funkelnden Augen.

„Was das für eine Frau ist; Tildchen, ich sage dir, unser Rittmeister ist noch viel mehr geworden!“

Der kleine graue Mann sagte das mit einer solchen Energie und mit so hellleuchtendem Blick, daß Tildchen halb erschrocken meinte: „Er ist also wirklich gleich General geworden!“

„Er ist noch viel mehr als General, er ist Vater geworden!“ endete der Kaufmann endlich triumphirend.

Einen Augenblick sah die Dame ihren Gemahl mit einer gewissen Enttäuschung an; sie hatte die Leiden des Rittmeisters gesehen, sie würde es eigentlich ganz passend gefunden haben, wenn der König ihren Rittmeister dafür zum General ernannt hätte; im ersten Augenblick imponirte ihr die Vaterschaft nicht so, und sie sah halb verlegen in das gutmüthig spöttische Gesicht ihres Mannes. Gleich darauf aber befann sie sich und begriff, daß ihr Mann recht habe, daß in diesem Augenblick die Nachricht van dem Ehefegen ein doppeltes Glück für den Reconvalescenten sein müsse. Beide Eheleute wußten, daß Herr von Leist noch keine Kinder hatte. Die gute Hausfrau stellte sich nun sofort die Freude und das Glück des armen Officiers so lebhaft vor, daß sie vor Rührung zu weinen begann.

„Der Brief,“ nahm nun Herr Rienäcker das Wort wieder, indem er seiner Frau einen großen Brief reichte, der neben seinem Teller gelegen, „ist zwar schon sechs Wochen oder darüber alt, denn die Frau von Leist ist am zweiten Mai eines gesunden Knäbleins genesen, wie aus dem Schreiben hervorgeht, und ein wahres Wunderwerk ist's, daß es glücklich hierher gekommen ist. Herr Professor Kraus gab mir den Brief heute Mittag auf dem Rathhause und sagte, er habe denselben von einem jungen Grafen Dohna erhalten, der aus des Königs Hauptquartier angekommen. Ich zeigte den Brief dem Doctor und fragte ihn, ob ich denselben dem Rittmeister geben dürfe, der aber meinte, ich müßte ihn zuvor lesen, denn im gegenwärtigen Stadium der Genesung könne eine schlimme Nachricht unserm lieben Gaste eben so gefährlich werden, als ihm eine gute nützen müsse. Da habe ich's

denn in Gottes Namen und auf des Doctors Befehl gewagt und habe den Brief erbrochen. Gott weiß, wie ich mich gefreut habe. Aber lies den Brief selbst, er ist von dem Herrn Obristlieutenant von Leist auf Spankow, dem alten Dheim unsern Herrn Rittmeisters, lies, Tildchen, und nachher überlege dir, wie du die Freudenbotschaft dem armen Mann auf die beste Weise bebringst. Wahrhaftig, es ist doch gnädig von unserm Herrgott, daß er uns mitten in dieser Zeit des Kammers und der Trübsal, des Schreckens und der Noth eine solche Freude gegönnt hat!“

Frau Mathilde Rienäcker, geborne Kawald, hatte während dieser Zeit eine ziemlich umfängliche Brille aus ihrer Tasche geholt, dieselbe aufgesetzt und den Brief entfaltet.

„Ei, was schreibt der alte Herr Obristlieutenant noch für eine hübsche Hand!“ bemerkte die Dame.

„Daß sich Gott erbarm!“ lachte das kleine graue Männchen, „eine furchtbare Hand, ellenlange Buchstaben, aber freilich dick und deutlich!“ Wie alle Leute, die wenig lesen, las die gute kleine Frau nicht nur mit den Augen, sondern auch mit den Lippen; der Brief des alten Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf Spankow u. s. w. aber lautete: „Lieutenant, mein Junge, Hurrah! und noch mal hurrah, dreimal! der Fin! hat wieder Saamen; heute Mittag, Punkt zwei Uhr, hat Deine liebe Frau Dir und mir und Allen, die wir vom Hause Leist sind, einen starken, kräftigen und hübschen Jungen geboren. Der Junge ist munter wie ein Fisch, soll mir ähnlich sehen, sagen die Weibervölker, ist aber kein Wort wahr davon. Deine Frau soll nicht mehr ausgestanden haben bei der Affaire, als wie die Frauen gewöhnlich auszustehen haben dabei, ist hübscher als jemals, bin eben bei ihr gewesen, hat mir die Hand kräftig gedrückt, sah tapfer und stolz aus und flüsterte mir zu: „wenn nur mein Mann da wäre!“ Nun ja, wenn Du nur da wärest, Lieutenant, mein Junge, es wäre eine Freude! aber das kann ja nicht sein, und hab's auch Deiner lieben Frau, der hübschen neuen Mutter gesagt, und die sieht's auch ein, denn sie ist eine sehr verständige Person. Du wirst Deine Schuldigkeit thun als ein rechter Leist für Deinen

König, und der liebe Gott wird dann schon ein Einsehen haben und Dich heimsenden zu Weib und Kind und zu Deinem alten Oheim, wenn dann auch ein Arm oder ein Bein fehlen sollte; wir Leiste sind doch ganze Kerle, wenn auch die Gliedmaassen mitunter nicht ganz vollzählig sind. Einer von Plez hat uns geschrieben, daß Du eine derbe Schmarre über's Gesicht abgekriegt hättest; Lieutenant, mein Junge, so ein Ding ist ein Ehrenzeichen aus freier Faust, und die gnädige von Redow, deren Mann der Teufel nach Verdienst geholt hat, schrieb Deiner Frau, daß Du glücklich nach Polen gekommen bist, und endlich haben wir vorige Woche in der Königsberger Zeitung, die uns geschickt wurde, gelesen, daß du dich wacker gehalten, einen französischen General gefangen und den pour le mérite erlangt hast. Na, Lieutenant, mein Junge, wir haben alle mit einander geheult vor Vergnügen, und der alte Sternkieler ist ganz toll gewesen den ganzen Tag. Es freut mich nur, daß ihr euch tüchtig herumschlagt, so lange ihr das thut, ist Preußen noch nicht verloren, sondern kommt sicherlich wieder oben auf. Diesen Brief schicke ich an Einen von Jena, der insgeheim nach Königsberg geht, Gott wird diese frohe Nachricht schon in deine Hände gelangen lassen. Nun lebe wohl, Lieutenant, mein Junge, wenn du als Rittmeister heimkommst, wildes Wetter! ich schenke dir die letzten tausend Thaler, die ich noch habe. NB. Deiner Frau, der tapfern Mutter und dem allerjüngsten Leist habe ich eben jedem 100 Stück Friedrichsd'or als recompens gegeben, der alte Leist läßt sich nicht lumpen. Gott behüt' dich, Lieutenant, mein Junge, und nehme dich wie alle tapfern Kriegsleute des Königs in seinen heiligen und mächtigen Schutz. Dein alter Oheim von Leist, Obristlieutenant."

Frau Mathilde hatte den Brief langsam gelesen, dann legte sie ihn zusammen und sagte: „Das ist ein alter tapferer Herr!"

„Und wie willst du unserm Rittmeister die frohe Botschaft mittheilen, Tildchen?" fragte Herr Rienäcker.

„Das ist meine Sache!" versetzte Tildchen entschieden und lächelte so froh dazu, daß ihr Gemahl nicht weiter in

sie drang; er wußte die Angelegenheit jetzt in den besten Händen. Und das war ihm lieb, denn er hatte andere, minder angenehme Dinge im Kopf und mußte sofort wieder auf's Rathhaus, um seine Pflicht gegen Stadt und Gemeinwesen zu erfüllen als guter Bürger.

Frau Mathilde Rienäcker geborne Kawald aber begab sich gleich nach dem Weggange ihres Gemahls zunächst in die Küche, um der Köchin und der Magd die große Neuigkeit mitzutheilen.

15.

Französische Einquartierung.

Eine lange Nacht war vorüber, als am Morgen des 16. Juni 1807 die Sonne aufging über der preussischen Haupt- und Krönungsstadt Königsberg. — Der Morgen aber war nicht weniger angstvoll und peinlich als die Nacht, in der sich nur wenige Augen geschlossen haben mochten; freundlich spielte der goldene Frührothstrahl um die Kuppeln der Thürme, um die Firste der Häuser, aber ängstlich lauschende, fast odemlose Stille lag auf den Straßen und den Plätzen. Die Bürger, welche die Posten besetzt hielten, hielten sie schon für den Feind besetzt, und die, welche hinter den Fenstercheiben oder an den Hausthüren der kommenden Dinge harrten, fuhren entsetzt zusammen, wenn zuweilen ein einzelner Wagen, mit scharfem Getöse die Todtenstille unterbrechend, über das Pflaster hinraffelte.

Gegen fünf Uhr trat Herr Gustav Heinrich Nienäcker auf die Schwelle seines Hauses; das Männlein war sauber gekleidet, wie immer, obwohl er die ganze Nacht hindurch beinahe auf dem altstädtischen Rathhause mit andern Notabeln thätig gewesen für das Wohl und Heil gemeiner Stadt. Der wackere Bürger trug ein Stück unverwüsthlichen preussischen Bewusstseins unter dem blendend weißen hochaufgebauhten Busenstreifen, der dicht und voll hervorquoll aus dem schnupftabakfarbenen Leibrock mit goldbesponnenen Knöpfen. Herr Nienäcker wußte wohl, was er that, als er sich heute feier-

tägliche Kleidung anlegte, und er stand so sicher und selbstbewußt auf seinen dünnen Beinchen, die mit schwarzen seidnen Kniebeinkleidern und schwarzen seidnen Strümpfen bekleidet waren, wie mancher Krieger nicht in seinen hohen Spornstiefeln stand. Der alte Kaufmann hatte nichts ver-gessen an seinem Fuß, in dem Busenstreifen funkelte ein prächtiger Solitaire, er prunkte mit goldenen Knie- und Schuh-schnallen, an seinen Händen blitzten Ringe mit edlen Steinen. Den Dreimaster, das Sambucorohr mit goldenem Knopf und die dicken Handschuhe von gesteppter weißer Seide hielt er in der Hand. Der Morgenwind spielte mit dem dünnen grauen Haar und störte die sorgfältige Frisur, die schwarzen Augen aber leuchteten so ruhig und klar in dem alten Gesicht, daß Jeder, der darauf achtete, sagen mußte: „der Mann kennt keine Furcht.“

Zum großen Trost der Hausfrau konnte Herr Nienäcker zu Hause bleiben, seine Thätigkeit für die liebe Vaterstadt war beendet, was gethan werden konnte, war gethan, das Weitere stand in Gottes Hand. Auch Frau Mathilde hatte einen Feiertagsrock anlegen müssen von buntblumigem gros de Tours, sie hatte sich schmücken müssen mit altherthümlich prächtigen Kleinoden, die sonst nur an hohen Festtagen das Sonnenlicht sahen. Die kleine runde Frau war nicht ver-schönt durch die mächtige Haube, ihr kleidete Einfachheit besser als Fuß, und sie wußte das auch recht gut, aber jetzt war keine Zeit, das fühlte sie, zu einer Opposition gegen die be-stimmte Ordre des Hausherrn, der auch den Dienstboten in ihren besten Kleidern zu erscheinen befohlen.

Im rothen, blaubesetzten Spenzer wirthschaftete selbst die alte Köchin heute, und sie hatte es eilig, ein Frühstück zu rüsten, ganz als wenn Herr Nienäcker ein Fest feiere. Kurz, in dem Hause des Kaufmanns war's heute mal wieder ganz anders als in fast allen andern Häusern Königsbergs.

Das kleine tapfere Männlein stand auf der Schwelle seines Hauses und blickte nach dem Schloß hinüber, nach dem Preussischen Königsschloß, wo die Wiege des Königthums gestanden, aus dessen Fenstern der erste König von Preußen

mit stolzem Blick geschaut, als er sich die Krone selbst aufgesetzt hatte, und die Herolde mit dem schwarzen Adler sein neues Königthum allem Volk kund und zu wissen thaten unter hellem Trompetengeschmetter. Und jetzt? Aber der wackere Patriot verzagte nicht. Er sah im Geiste noch einmal die geliebte Landesmutter, die todtkranke Königin aus den Thoren dieses Schlosses tragen, erst wenige Wochen waren seitdem vergangen, und er war mit unter den Patrioten gewesen, die damals weinend die Wagen umstanden. Diese Erinnerung ergriff ihn tiefer, es wurde ihm plötzlich zu Muth, als stünde er an einem offenen Grabe, in das die Leiche einer geliebten Person gesenkt werden sollte; aber er ließ die unheimlich schmerzliche Erinnerung nicht Herr werden in seiner Seele und gedachte sich selbst ermutigend daran, daß er als junger Mensch auf dieser selben Stelle gestanden und gesehen, wie der Feind im siebenjährigen Kriege, der Russe, seine Fahnen und Wappen ausgehängt und Preußen in Besitz genommen hatte für die Russische Elisabeth, und wie der königliche schwarze Adler von Preußen dann endlich doch wieder siegreich heimgeführt zu seinem alten Königshorst. Der Kaufherr schwenkte den Hut, als wolle er den siegreich heimkehrenden Preussischen Adler begrüßen.

In diesem Augenblick kam ein großer starker Mann mit podennarbigem Gesicht um die Ecke und eilte mit langen Schritten dem Rienäcker'schen Hause zu.

„Guten Morgen, Doctor!“ rief der Kaufherr dem Kommanden entgegen. — „Guten Morgen, guten Morgen!“ entgegnete der hastig, blieb aber, indem er im Begriff war die Stufe hinaufzutreten, stehen, und fragte überrascht: „Was Rienäcker, so gepuzt stehen sie an dem Grabe Preußens?“

„So gepuzt harre ich der Auferstehung Preußens!“ antwortete das kleine Männlein mit hoher Zuversicht.

Der Doctor drückte dem Freunde die Hand, die Männer sahen sich in die Augen und verstanden sich. „Wie geht es unserm Rittmeister?“ fragte endlich der Arzt, „ich vermochte nicht früher zu kommen!“

„Sie hatten recht, Doctor,“ erwiderte Rienäcker, „die Vaterschaft hat Wunder gewirkt, die Apathie scheint gänzlich geschwunden, auch die Stimme ist so kräftig wieder geworden wie einst.“

„Ja ja, psychische Mittel der Art,“ meinte der Arzt, „ja, es wäre wohl mancher armen Seele zu helfen, wenn wir solche Mittel durch Recept vom Apotheker verschreiben könnten!“

Damit nickte er dem Kaufherrn zu und eilte in das Haus, um seinen Patienten zu besuchen. Herr Rienäcker stand wieder allein und lauschte mit einem gewissen Gefühl von Befriedigung und Behaglichkeit der hellen Stimme seiner Hausfrau, für die er eine Zärtlichkeit hegte, welche sonst selten bei Leuten seiner Art im vorgerückten Alter. Für einen Augenblick hatte er das allgemeine Unglück vergessen, die Stimme seiner Frau, die mit dem Arzt sprach, rief die Erinnerung vergangener schöner Stunden in ihm wach; er sah die erröthende Braut vor sich, er sah sie walten und schaffen im Hause, er sah die junge Mutter wieder, das Kindlein an der Brust haltend; der alternde Mann lächelte selig vor sich hin.

Plötzlich schreckte er auf, sein Antlitz nahm einen ganz andern Ausdruck an.

Horch! was war das?

Trommelschlag wirbelte durch die Straßen Königsbergs — das war aber nicht der dröhnende Schlag der Preussischen Trommel in gemessenem Takt — helle rasche Wirbel im Fünfviertel-Takt — französische Trommeln lärnten durch Königsberg, französische Truppen zogen siegreich ein in die Preussische Hauptstadt!

„Sie sind da!“ bebte es von tausend bleichen Lippen und aus tausend verzagten Seelen in diesem Augenblick.

„Gott schütze uns!“ klang hier das Gebet.

„Gott schütze uns und Preußen!“ tönte es dort.

„Sie sind da!“ sagte Herr Rienäcker, den tragenden Blick beantwortend, mit welchem der Arzt aus dem Hausflur zu ihm trat, sein Gesicht war ernst, aber seine Augen leuchteten und seine Stimme bebte nicht.

Der Trommelschlag kam näher, der Arzt horchte einen Augenblick: „Französische Trommeln in Königsberg!“ rief er im tiefsten Schmerz, den er nicht zu bemeistern vermochte, und Thränen brachen aus seinen Augen.

Der Kaufherr wendete sich auf einen Augenblick ab, er wußte, daß es Männern schmerzlich ist, wenn man sie weinen sieht, dann trat er zu dem Arzt, der ihm ein langjähriger Freund war, und sprach mit ernster Stimme: „Was meinen sie, Freund? wahrlich, ich sage ihnen, ehe zehn Jahre in's Land gegangen, dröhnt Preußischer Trommelschlag über das Pflaster von Paris!“

Die Männer trennten sich, der Arzt eilte zu seinem Hause in der nächsten Straße, und glaubte er auch der kühnen Weissagung seines Freundes nicht ganz, so gab ihm doch dessen felsenfeste Zuversicht auf die Zukunft Muth und Trost für den Augenblick.

Jetzt wurde es immer lauter in der Stadt, jauchzendes Trompetengeschmetter mischte sich in das unaufhörliche Trommeln, Herr Kienäcker trat in sein Haus zurück und schlug die Thür hinter sich zu; ein ächt Königsbergischer Fluch entfuhr ihm, denn das helle Trompetengeschmetter klang ihm wie herausfordernder Hohn.

Die Hausfrau kam ihm entgegen; mit einer Bewegung, die er zu verbergen sich nicht die Mühe gab, schloß der Kaufherr sein Weib innig in seine Arme und küßte ihre vollen Wangen, dann sagte er: „Keine Furcht, Tildchen, hast ja sonst ein unverzagtes Herz — jetzt Feder an seinen Posten!“

Die Hausfrau klorrte mit ihrem Schlüsselbunde die Treppe hinauf, gefolgt von der Hausmagd; oben im besten Zimmer, wo Frau Kienäcker ihre großen Kaffeegesellschaften zu geben pflegte, war eine lange Tafel gerüstet und stattlich mit feinen Speisen und Weinen besetzt. Ein junger Mann, der auf dem Kienäcker'schen Comptoir arbeitete und französisch sprach, befand sich hier, um, die Hausfrau unterstützend, den ungebeten Gästen die Honneurs zu machen. Der Kaufherr selbst ging mit dem Hausknecht in das große Wohnzimmer zu ebener Erde, auch hier stand ein französisch sprechender

Comptoirist an einer wohlbesetzten Tafel. So erwartete das Haus Gustav Heinrich Kienäcker die Ankunft der Franzosen.

Oben aber im Erkerzimmer bei dem verwundeten Wittmeister und glückseligen Vater saß als Wärterin ein altes buckliges Mädchen, das im Kienäcker'schen und andern guten Häusern vierzig Jahre lang schon als Nähterin gebient hatte und in der ganzen Stadt von Alt und Jung kurzweg „Pinchen“ genannt wurde, obwohl sie eigentlich Philippine Schmelzer hieß.

Herr Kienäcker trat an ein geöffnetes, aber von Außen mit starken eisernen Treillen verwahrtes Fenster und blickte hinaus.

Einzelne französische Reiter kamen im schärfsten Trabe, die Pistolen in der Faust, aus einer Seitenstraße, ritten quer über den Platz und verschwanden in der gegenüberliegenden. Kurz darauf kündete hallender Trommelschlag und schriller Pfeifenklang das Nahen bedeutender Truppenmassen, und wirklich quoll sofort eine dichte Colonne französischer Infanterie aus der Straße, aber auch sie ging im Geschwindschritt über den Platz, Bataillon folgte auf Bataillon, unaufhaltsam, keines hielt sich auf, kein Mann trat aus dem Glied.

Erst waren es Einzelne, dann wurden es kleine Trupps von Leuten, die sich sammelten, um die Franzosen vorüber marschiren zu sehen und sich ihre Bemerkungen mitzutheilen.

Es waren Truppen vom Corps des Marschalls Soult, Duc de Dalmatie, welche vorüber marschirten, ohne sich aufzuhalten; man sagte, dieselben seien nach Pillau bestimmt, dessen tapferer Commandant, der Obristlieutenant von Herrmann, ein 75jähriger Greis, schon am Tage zuvor aufgefordert worden war, die ihm anvertraute Festung zu übergeben, aber die Capitulation ausgeschlagen und erklärt hatte, er werde sich wehren bis zum letzten Mann. Die Franzosen hatten Pillau darauf eng eingeschlossen und Soult schickte den Belagerern Succurs.

So verging etwa eine halbe Stunde; Herr Kienäcker ersuhr von Vorübergehenden, daß die leichten Truppen der französischen Avantgarde in den Häusern am Paradeplatz und

in den anstoßenden Straßen plünderten, daß aber bereits ein starkes Commando der gefürchteten französischen Armee-Gensd'armie eingetroffen sei, welches Excesse verhindere.

Gleich darauf verhallte jedes, selbst das lauteste Wort unter gewaltigem Trompetengeschmetter; vier Mann hoch, die Glieder dicht aufgeschlossen, schwenkte ein prächtiges hohes Reiterregiment auf den Platz ein und stellte sich in langer Front auf; scharf funkelte die Sonne auf Panzerstück und Helm, sie blizte von den Waffen und der Morgenwind spielte mit den langen Roßhaarblischen, die vom Helmsaum niederhängen. Langsam ritt der Colonel vor die Front, die Trompeten schwiegen, plötzlich zerriß ein langer, schwer und furchtbar nachhallender Donner die Stille, ein zweites, noch stärkeres Krachen folgte unmittelbar, der Obrist schwenkte den Pallasch und die Panzerreiter brachen in ein wildes Jauchzen des „Vive l'empereur!“ aus, das sie dreimal wiederholten, während nun der ferne Donner laut krachend unaufhörlich über die Stadt hinrollte.

Entsetzt starrten die Königsberger vor sich hin, sie begriffen das nicht gleich; es war, als wäre die furchtbare Kanonade dicht vor den Thoren der Stadt, sie war aber sieben Meilen entfernt, die Franzosen hatten die Beschießung von Pillau begonnen.

Jetzt begann sich der Platz zu füllen, Soldaten mit Quartierbillets kamen von allen Seiten, Königsbergische Jugend, schon vom ersten Schreck zurückgekommen, leistete Führerdienste, es wurde laut in allen Häusern, nur im Rienäcker'schen Hause noch nicht, da war's noch still, obschon ringsum sich französische Flüche mischten mit dem Geschrei und den Bitten der Frauen und Mädchen, mit dem halb verzagten, halb grimmigen Drohen der Hausväter, da stand der Hausherr noch immer am Fenster, seiner Gäste harrend. Aber auch an ihn kam jetzt die Reihe — der Colonel drüben hatte seine Leute absetzen lassen, den Rossen wurden die Futtersäcke vorgelegt, er selbst aber kam mit zehn oder zwölf Officieren und Ordonnanzen quer über den Platz getrabt, hielt sein Roß vor dem Rienäcker'schen Hause und stieg ab.

Der Hausherr verließ jetzt den Platz am Fenster und ging mit Hut und Stock den Franzosen entgegen.

Laut lärmend und lachend hatte die Schaar das Haus betreten, es entstand aber eine augenblickliche Stille, als das kleine gepuzte Männlein im Hausflur plötzlich vor ihnen stand und sie in wohlgefügtem Französisch begrüßte, indem er ihnen sagte, daß er von den tapfern Kriegern einer so gebildeten Nation, wie die französische sei, Schutz für sein Eigenthum hoffe, in dieser Hoffnung werde er sie so gut bewirthen, wie wenn sie als Freunde und nicht als Feinde seines Königs und seines Vaterlandes in sein Haus gekommen wären.

Die Haltung des Kaufherrn war dabei so furchtlos, seine Sprache so würdig und höflich dabei, daß er den Franzosen ganz entschieden imponirte.

„Sie haben nichts zu fürchten für Person oder Eigenthum, mein Herr!“ entgegnete der Obrist freundlich, „und wenn sie uns als Freunde bewirthen wollen, obgleich wir im Kriege mit ihrem Könige sind, so wollen wir, da wir ungeladen kommen, uns einbilden, es sei Frieden zwischen Frankreich und Preußen und wir folgten einer freundschaftlichen Einladung in ihr Haus.“

Herr Rienäcker verbeugte sich und bat die Herren, ihm zum Frühstück zu folgen.

„Maient, sorgen sie für Ruhe und Ordnung!“ befahl der Obrist einem Wachtmeister, bevor er eintrat.

In dem Augenblick, wo sich die Reiterofficiere an der reich besetzten Tafel niederließen, wurde ein Posten aufgestellt vor der Wohnung des Kaufmanns, der in ernster Würde, beinahe feierlich, den Feinden die Honneurs bei Tafel machte.

Essend und schwazend, trinkend und lachend ließen sich's die Officiere wohl sein, und der Obrist fand an der ruhigen, ernstern und doch mit leisem Spott gewürzten Unterhaltung des Hausherrn ein solches Behagen, daß er ihm sagte: „So lange ich hier im Hause bin, soll ihnen und ihrem Hause gewiß keine Unbill geschehen, es ist aber wahrscheinlich, daß ich noch diesen Vormittag mit meinem Regiment die Stadt verlasse, für diesen Fall nehmen sie diese Sicherheitskarte.

Man wird solche Karten hier vielfach ausgeben, man wird sie für einiges Geld verkaufen, ich kenne das, sie werden aber dem Inhaber nichts nützen, wenn nicht ein Name darunter steht, vor dem man in der Armee Respekt hat. Vor meinem Namen hat man Respekt, denn ich pflege diejenigen Officiere, die meine Sicherheitskarten nicht respectiren, zum Duell zu fordern und todt zu schießen.“

Der Colonel strich sich den Schnauzbart und blickte nicht ohne eine gewisse Selbstgefälligkeit um sich; seine Officiere lachten.

Der Kaufmann las halb laut die Karte; sie enthielt die gewöhnliche Formel der Sicherheitskarten: „Il est expressément ordonné à tous militaires français de respecter les personnes et les propriétés de cette maison.“ Darunter aber stand geschrieben mit den flüchtigen Zügen einer zierlichen Handschrift: „Donné par le colonel Lafeuillade d'Aubusson.“

„Das ist die Hauptsache!“ rief ein Officier.

„Und ein sehr berühmter Name!“ setzte Herr Rienäcker hinzu, sich leicht vor dem Obersten neigend. Geschmeichelt erwiederte der eitle Franzose die Verbeugung, der schlaue Hausherr war gewaltig in seiner Achtung gestiegen.

Indessen rollte unaufhörlich der Donner der heftigen Beschießung von Pillau herüber; auf dem Plage vor dem Rienäcker'schen Hause tobten übermüthige Franzosen, jammernden gemißhandelte Leute, kreischten angstvolle Weiber; ein langer Zug Kanonen rasselte schwer und dröhnend über das Pflaster, daß die Scheiben in den Fenstern klirrten, die Reiter drüben begannen zu singen, — es war ein rechter Höllelärm.

Mitten in diesem Tumult kam ein Wagen vor das Haus, von einem Reitknecht, der ein paar Pferde führte, und einigen Ordonnanzen begleitet. Der Reiter, der an der Thür Posten stand, wies den Reitknecht mit majestätischer Gleichgültigkeit ab, obwohl derselbe, einen Zettel in der Hand, versicherte, sein General werde hier Quartier nehmen. Alle Demonstrationen hatten keinen Erfolg, der Panzerreiter schritt

an der Schwelle des Rienäcker'schen Hauses auf und ab, als habe er Gehör und Sprache völlig verloren. Endlich stellte der Reitknecht seine Versuche sich Einlaß zu verschaffen fluchend ein, blieb aber mit Wagen und Pferden vor der Thür. Eine halbe Viertelstunde später kam ein junger Officier an, er schien sehr verwundert, die Bagage noch vor der Thür zu finden, eilte dann aber mit raschen Schritten in das Haus. Den Officier ließ der Posten ungehindert passiren.

Etwas aufgeregt, wie es schien, trat der junge Officier durch die offene Thür in das Zimmer, wo die Cavallerieofficiere bei Tisch saßen.

„Entschuldigen sie, mein Obrist,“ wendete sich der junge Krieger mit hochrothem Antlitz an den Marquis von Lafeuillade d'Aubusson, „in diesem Hause ist das Quartier meines Generals, und ihre Posten verwehren den Leuten des Generals den Eintritt.“

„So lange ich in diesem Hause bin, ist hier mein Quartier, verstanden?“ versetzte der Reiterobrist hochmüthig.

Seine Officiere schlugen ein lautes Gelächter auf.

„Mein Obrist,“ rief der junge Mann, indem er bleich wurde, aber drohend einen Schritt näher trat, „haben sie die Absicht, mich zu insultiren?“

Einige der Cavallerie-Officiere mit wein- und zornrothen Gesichtern sprangen auf, aber Herr Rienäcker stand schon zwischen ihnen.

„Verzeihen sie, meine Herren,“ rief das kleine Männlein, „dieses ist mein Haus, und wenn meine Obrigkeit, der Magistrat dieser Stadt, den Herrn General zu mir ins Quartier gelegt hat, so muß ich den Anordnungen meiner Obrigkeit gehorchen. Ich bitte sie, mein Herr, sagen sie ihrem Herrn General, daß Alles für ihn in Bereitschaft ist. Schletter, forge er dafür, daß Wagen und Pferde, so wie die Leute, untergebracht werden, und sie, meine Herren, lassen sie sich nicht stören, für den Herrn General und seine Officiere werde ich oben eine Treppe hoch serviren lassen.“

Diese Zwischenprache beseitigte natürlich sofort jeden Conflict. Markthelfer Schletter verschwand, um die Bagage

des Generals unter Dach zu bringen, der Lieutenant verbeugte sich leicht vor dem Hausherrn, verließ aber sofort das Zimmer, die Reiterofficiere setzten sich wieder zur Flasche, der Obrist aber sagte artig: „Ich bewundere sie, mein Herr, ihre Vorsorge hat alle Schwierigkeiten im Voraus beseitigt!“ „Nun,“ meinte Herr Kienäcker lächelnd, „das war so schwer nicht voraus zu sehen; ich konnte mir denken, daß man mir einen höhern Officier in's Quartier geben würde, da mein Haus Stallung hat; zugleich aber mußte ich für die Bedürfnisse der durchmarschirenden Truppen sorgen, da der Weg an meinem Hause vorüber führt.“

„Ich glaube, dieser Herr würde nicht in Verlegenheit gerathen, wenn noch ein General bei ihm Quartier nehmen wollte!“ rief ein Lieutenant vom andern Ende des Tisches herüber.

„Das würde mir denn doch ein wenig zu viel werden!“ entgegnete der Kaufherr, „denn die ziemlich beschränkte Wohnung im zweiten Stock meines Hauses hat einer meiner Freunde inne, ein Officier von meines Königs Regiment Gardes du Corps, der vor länger als zwei Monaten schwer blessirt wurde und jetzt noch so leidend ist, daß er noch immer nicht allein gehen kann. Der arme Rittmeister, er wird nie mehr zu Pferde steigen können, sein rechter Fuß ist hin, das ist sein herbster Schmerz!“

Meisterhaft hatte der kluge Kaufmann seine Worte berechnet, die Theilnahme für den verwundeten Kameraden, für den Mann ihrer Waffe war bei allen Franzosen rege; aus manchem Munde hörte man wehmüthig: „Der Arme; ein Cavallerie-Officier, der nicht mehr zu Pferde steigen kann!“ Wie vielen von den tapferen jungen Reitern, die hier um den Tisch saßen in der Fülle der Kraft und Gesundheit, war ein gleiches Schicksal bestimmt?

„Ich werde mit dem General, der hier im Quartier liegt, reden, mein Herr,“ nahm der Obrist das Wort, „daß der arme Preussische Herr Kamerad so wenig als möglich gestört werde. Kannte einer von ihnen, meine Herren, das

junge Hähnchen? bei welchem General thut das Herrchen Dienst?“

„Wenn ich nicht irre,“ antwortete ein Escadronschef, „ist er bei dem General Pelet.“

„Ah, da gratulire ich,“ rief der Obrist sichtlich erfreut, „eine feindliche Einquartierung ist nicht sehr angenehm, mein Herr, und ein feindlicher General kann sehr un bequem werden, aber mit General Pelet werden sie wenig Mühe haben, und er ist der Mann, selbst in Feindes Land sich Freunde zu machen. General Pelet,“ setzte er dann leise hinzu, „ist ein Mann von feiner Erziehung, von guter Familie, wir sind Verwandte, weilläufig zwar, aber doch verwandt. Jetzt ist's mir doppelt lieb, daß sie vorher dem beginnenden Auftritt ein so schnelles Ende gemacht haben. Ich bin ihnen sehr dankbar dafür!“

„Erlauben sie, daß ich meine neuen Gäste empfangel!“ entgegnete Herr Kienäcker, indem er sich erhob, denn im nämlichen Augenblick wurde die Hausthür geöffnet und General Pelet trat, von einer ganzen Schaar von Officieren gefolgt, in den Flurgang. Auch die Reiterofficiere erhoben sich, General Pelet hatte einen Namen in der Armee und gehörte ihrer Waffe an, der Obrist folgte dem Hausherrn.

„Wie!“ rief General Pelet, dem Obristen lachend die Hand reichend, „sind sie es, lieber Marquis? sie wollen ihrem eigenen Cousin mit gewaffneter Hand sein Quartier abnehmen?“

„Daran ist nur ihr Adjutant schuld, lieber Chevalier,“ erwiderte der Obrist, die Hand des Generals drückend; „junger Herr Kamerad, konnten sie mir nicht gleich sagen, daß es sich um General Pelet handle? doch nichts für ungu!“

Dabei reichte der Obrist mit soldatischer Offenheit und doch seinem Anstand dem jungen Lieutenant die Hand, und dieser nahm mit einer großen Befriedigung die Hand zusammt der leichten Entschuldigung an; der Obrist Lafeuillade d'Abousson war ein berühmter Krieger und ein sehr vornehmer Herr.

Der General theilte dem Obristen in kurzem Gespräche noch mit, daß derselbe wahrscheinlich in der nächsten Stunde den Befehl erhalten werde, auszurücken, verabschiedete sich freundlich von ihm und folgte dem Herrn Rienäcker, der ihn und seine Officiere in den obern Stock geleitete, wo ihn die Hausfrau mit einem zierlichen Knix empfing und dann seinen Arm nahm, um ihn zur Tafel zu führen.

Bei Tische gestalteten sich dann leidliche Verhältnisse.

In den andern Häusern der Stadt gingen die Sachen aber lange nicht so glatt ab, da fehlten einerseits der Einquartierung die feine Sitte und die ritterliche Art des Generals Pelet oder des Obristen Lafeuillade d'Aubusson, andererseits den Bequartierten aber auch die Vorausicht, die Gewandtheit und, was man nicht vergessen darf, die reichen Mittel des Herrn Gustav Heinrich Rienäcker.

Von allen Seiten wurde die städtische Einquartierungscommission sowohl, wie der provisorische französische Commandant, General Estenbenrat, von Klagenben überlaufen, die Klagen nahmen immer mehr zu, und nicht immer waren die Franzosen allzu bereitwillig, die Bürger gegen ihrer Landsleute Uebermuth zu kräftig in Schutz zu nehmen. Es geschah wohl Einiges, aber ohne Schneid und Eifer. Auf dem Bureau des Commandanten wurden Sicherheitskarten, das Stück für einen Thaler, verkauft, aber sie wurden schlecht respectirt.

Unter solchen Umständen war's denn freilich nicht zu verwundern, daß Erbitterung, Grimm und Groll in den Herzen der Königsberger Bürger so rasch wuchsen, daß es gleich am ersten Tage zu blutigen Excessen kam. Ein Tischler erschlug, um seine Tochter zu retten, einen Voltigeur-Capitän auf der Stelle, es gelang dem armen Mann, mit Hilfe treuer Nachbarn, zu flüchten; ein Arbeitsmann verwundete einen Franzosen, tödtete seine treulose Braut und ersäufte sich. Es gab haarsträubende Scenen des Zammers und des Entsetzens, aber sie gingen unter spurlos oft in dem großen Strudel der Ereignisse, der in schwindelnder Eile Alles mit sich fortriß.

Wie zum Hohn mußte der Magistrat schon am Tage nach dem Einmarsch ein Publicandum erlassen, in welchem die Weisheit, Würde und Umsicht der französischen Militärbehörden glänzend gerühmt wurde. Aber vielleicht hatte Königsberg doch Ursache dazu, solchen Dank zu publiciren, denn allerdings hatte der Feind in den kleinen Städten Preußens weit wilder und härter noch gewirthschaflet. Auf dem platten Lande aber, wo der Uebermuth der Soldaten sich sicher vor der Nähe höherer Officiere wufte, fanden Vorfälle vandalischer Zerstörungswuth und kannibalischer Rohheit vielfach statt.

Das Landvolk aber hatte auch rascher und grimmiger und viel häufiger zur Selbsthilfe gegriffen. Eine ganze Anzahl von französischen Soldaten wurden erschlagen in jenen rothen Junistagen. Mit blutiger Energie machten die Franzosen indessen jenen Acten sehr erklärlicher und verzeihlicher Selbsthilfe ein Ende. Zuerst erschien eine Bekanntmachung, welche lautete: „Gemäß der Anordnung Sr. Excellenz des Kaiserl. französischen Herrn Reichsmarschall Soult wird hiermit bekannt gemacht, daß Jedermann, er sei weß Standes und Nation er wolle, der sich beigehehen lassen sollte, Gewaltthätigkeit gegen französische Militärpersonen auszuüben, sogleich verhaftet und auf Befehl der französischen Generalität mit dem Tode bestraft werden soll.“

Diese Anordnung war gewiß vom französischen Standpunkt gerechtfertigt, und der Schrecken, den sie verbreitete, war nützlich für die Franzosen, aber sie hielt doch nicht Alle ab, eine schnelle und blutige Rache an den übermüthigen Drängern und Treibern, an den Schändern der Weiber und Verfährern der Töchter zu nehmen, denn fast täglich wurden Todesurtheile der Militärcommission veröffentlicht; sie trafen meist Landleute, welche des Mordes an französischen Soldaten überführt, oder auch nur verdächtig waren.

Die französische Einquartierung lastete schwer auf Königsberg und Preußen.

16.

Reisende.

Wenige Tage nach dem Einmarsch der Franzosen in Königsberg bewegte sich ein leichter Wagen, der mit drei elenden Postpferden bespannt war, langsam und mühselig daher auf der ausgefahrenen Landstraße, die von Danzig nach Königsberg führt. Zwei Tage schon dauerte das Regenwetter, in der Atmosphäre herrschte jene ungesunde Naßkühle, welche die Mutter der Fieber ist; die verwahrloste und kothige Landstraße paßte ganz genau zu der Temperatur und Beide bildeten ein Ganzes mit der trostlosen Scenerie zu beiden Seiten des Weges. Es war der Pfad des Krieges, über diese Gefilde war er hingeschritten mit dem blutigen Fuß und dem eisernen Tritt, die Dörfer hatte er entvölkert, die Wohnungen sterblicher Menschen wurden zu wüsten Brandstätten, die Felder sind abfouragirt, die Cadaver von Rossen und Rindvieh im Straßengraben verflunden die Seuche, die hohlhängigen Bettler am Wege, die vor wenigen Wochen noch wohlhabende Landleute waren, die Herrschaft des Fiebers und des Hungers.

Es mag tief erschütternd sein, durch solche Gegenden zu reisen, bei jeder Raft immer wieder dieselben Zamaiergeschichten von Leuten zu hören, die im eigentlichsten Sinne nichts gerettet aus dem Schiffbruch als das nackte Leben, die nun mit Lumpen bekleidet, hungernd und elend durch die dachlosen Trümmer schleichen, die einst ihre Wohnung waren; tiefe Trauer liegt auch auf den Gesichtern der beiden Frauen, die

im Grund des leichten Gefährtes auf einem Sitzbündel von hartem Erbsenstroh Platz genommen haben. Zum Schutz gegen den leise, aber unaufhörlich niederrieselnden Regen dient ihnen ein großer Regenschirm, ein tragbares Wetterdach mit schadhafter Wachsleinwand bespannt, dessen Stoc die beiden Frauen abwechselnd halten müssen. Die zur Rechten sitzende ist eine noch junge Dame von schlankem, aber doch vollem Wuchse, ihr feines, etwas bleiches, aber mildernstes Antlitz ist belebt, und die schönen braunen Augen blicken mit einem halb kindlichen Ausdruck von Sehnsucht und Ungeduld unter dem Strohhut hervor, dessen breite Vorkrämpfe weit abstehend ein zierliches Köpschen zeigt, das von einem weißen mit blauem Band durchzogenen Häubchen bedeckt ist.

Diese anmuthige Dame, welche trotz des träufelnden Regens mit einer ungeduldigen Bewegung den Mantel zurückgeworfen hat und eifrig in der Richtung nach Königsberg ausschaut, ist Frau Elisabeth von Leist, die Gemahlin des tapferen Officiers, den wir im Verlauf unserer Erzählung oft begleitet und unter dem Dach des Kienäcker'schen Hauses als Reconvalescenten verlassen haben.

Frau Elisabeth von Leist war nicht so bald durch den Brief des Herrn Kienäcker an den alten Obristlieutenant, den Oheim ihres Gemahls, von des Letztern Verwundung und gefährlicher, fast hoffnungsloser Lage unterrichtet, als sie auch sofort ihren festen Entschluß kund gab, trotz des Krieges nach Königsberg zu reisen. Der wadere Oheim schüttelte den Kopf gewaltig, aber er hatte sich von jeher mehr darauf eingerichtet, die Feinde seines Königs mit dem Schwert, als hübsche Frauen mit Gründen zu bekämpfen, auch wußte er in der That nicht, was er sagen sollte, als Frau von Leist erklärte: es sei ihre Pflicht, nach Königsberg zu gehen, der Platz der Frau sei an dem Bette des verwundeten Mannes, sonst nirgend; mit solchen Sätzen, namentlich wenn sie mit Stellen aus der heiligen Schrift belegt wurden, was Frau Elisabeth, in Folge ihrer herrenhutischen Erziehung, zu thun nie unterließ, war der tapferere Obristlieutenant gewöhnlich schon aus dem Felde geschlagen, bevor er noch zum Angriff

gekommen. Zwar war anfänglich auch der Hausarzt nicht sehr entzückt von dem Project der jungen Mutter, die ihres Knaben kaum sechs Wochen vorher genesen, doch war er einsichtig genug, seine Zustimmung zu geben, er sah, daß Angst und Sorge um den Gemahl der zarten, ohnehin schon durch die Vorgänge der letzten Monde etwas erschütterten Constitution der edlen Dame noch schädlicher sein würden, als die Reise. Freilich hatte Frau von Leist zuerst auch die Absicht, ihren Knaben mitzunehmen; damit stieß sie aber bei dem alten Obristlieutenant auf einen unbefieglichen Widerstand, da trat der zärtliche Oheim ganz zurück hinter dem Edelmann, der seines Stammes Fortsetzung zu sichern die Pflicht fühlte. Weinahe grob erklärte der Erb-, Lehn- und Gerichtsherr: „daran solle die Frau Tochter nur gar nicht denken, auch habe sie über dieses Kind nicht allein und eigenmächtig zu disponiren, der Knabe sei ein Leist und der Stammhalter der Spankower Linie des Hauses Leist, der Lieutenant, sein lieber Junge, sei vielleicht schon todt, wenn die Frau Tochter nach Königsberg komme, und dann stünde es verdammt schwach mit den Spankow'schen Leisten; die ganze Familie stünde dann so zu sagen auf seinem Stelzfuß und das wäre doch eine hundsöttische Geschichte“ — der Alte wurde außerordentlich beredt, und endlich mußte sich Frau von Leist entschließen, ihren Knaben zu Haus zu lassen.

Als der alte Herr das durchgesetzt hatte, sah er die Gemahlin seines Lieblings verhältnißmäßig mit Gleichgültigkeit scheiden; er hatte sie recht herzlich lieb, aber sie hatte ihm zu deutlich bewiesen, daß ihre Stelle in Königsberg bei dem todtkranken Gemahl sei, und eigentlich so in tiefster Seele war dem alten Herrn der Sohn, sein Stammhalter, doch noch lieber, ihm mehr an's Herz gewachsen, als die Mutter. Uebrigens that er, was er konnte, der jungen Frau die Reise zu erleichtern, er trennte sich sogar von Sterntiefer, seinem Getreuen, obwohl der alte graue Dragoner anfänglich die Augen auf eine ganz verzweifelte Art aufriß, als er vernahm, daß er die gnädige Frau auf einer Reise begleiten sollte. Zuerst versuchte er auch verschiedene Einreden und berief sich

auf seine Unentbehrlichkeit für den Obristlieutenant, als der ihm aber kurz und gut die Marschordre gab und ihn überdem auch noch auslachte, da schwieg er etwas gekränkt still und war auch bald genug mit dem Reiseplan so ausgehört, daß er selbst zur Eile trieb.

Das war auch erklärlich genug, denn so sehr der Dragoner seinen Obristlieutenant liebte, so fürchtete er ihn doch noch mehr; den jungen Herrn, den Lieutenant, aber, den liebte er eben so sehr und fürchtete ihn gar nicht, weil ihm der niemals auch nur ein hartes Wort gesagt hatte, und für die gnädige Frau gar hatte er eine Zärtlichkeit ohne Gleichen. Mit solcher Zärtlichkeit hing übrigens Alles, was zum Hause Spankow gehörte, an der sanften Elisabeth, deren stille, freundliche Weise, die Niemandem entgegentrat, aller Herzen gewonnen hatte. Alle alten Weiber in Spankow bemutterten die junge Ehefrau, so zu sagen; die alten Bursche im Dorfe, namentlich die, welche mit dem Obristlieutenant zu Felde gewesen, blickten auf sie, wie auf ein Wesen, dem sie immer schützend und helfend zur Seite stehen mußten, und die Alten hielten die Zungen eifrig an, Alles so zu machen, daß die gnädige Frau nur keinen Kummer, keine Noth und keinen Verdruß habe. Frau von Leist führte kein Regiment im Hause, weder ein strenges, noch ein mildes, sondern gar keins; sie verstand wenig von der Wirthschaft und fühlte das, sie merkte auch bald, daß sie sich vergebens anstrenge, die Pflichten der Landebelfrau, die an die Spitze einer großen wirthschaftlichen Thätigkeit gestellt ist, zu erfüllen. Das war ihr oft ein tiefer Schmerz; ebenso vermochte sie nicht die Weichheit und Unselbstständigkeit, die in ihrem Wesen lag, was wohl einen heroischen Aufschwung, aber nicht einen tapfern Widerstand gegen die Mühen des täglichen Lebens zuließ, zu ändern und zu verkehren. Glücklicher Weise war zur Noth immer noch der alte Herr da, und sein Gesinde war groß geworden auf seinem Hofe, Frau von Leist aber war klug genug, die älteren Beamten des ländlichen Hofstaates gewähren zu lassen, sie nicht zu stören in der gewohnten Thätigkeit, und hatte sich so in ihnen eine Hülfe geschaffen, welche

den Mangel eigener energischer Thätigkeit in den meisten Fällen wenigstens gut genug ersetzte.

Ihr Hauptminister so zu sagen war Heinrich Sternkiewer, der ehemalige Dragoner und Officierbursche, sans reproche, bis auf eine geheime Neigung zu mehr oder minder schädlichen Schnäpsen, welcher Neigung er sich indessen doch nur selten und niemals zum Schaden seiner hohen Stellung auf dem Hofe zu Spantow hingab.

Sternkiewer betrachtete die Begleitung der gnädigen Frau alsbald im Lichte eines neuen Feldzuges, und als Frau von Leist ihren kleinen Knaben und den alten Oheim, der im letzten Moment sich vergeblich bemüht hatte, seine Thränen zu verbergen, zum letzten Male geküßt hatte und in den Wagen gestiegen war, da saß er in steifer Würde und in seinen alten Dragonermantel gehüllt neben dem Kutscher und nickte gnädig Einigen aus der versammelten Menge zu, denn das ganze Dorf war zusammen gelaufen, um die liebe gnädige Frau abreisen zu sehen.

Die Weiber und Kinder weinten alle.

„Sternkiewer!“ rief der Obristlieutenant, der seiner Frau Nichte in den Wagen geholfen, indem er sich in ganzer Länge kerzengerade aufrichtete, zürnend über die Thränen, die ihm über die Wange liefen.

„Herr Obristlieutenant!“ antwortete der alte Getreue, dem auch weich um's Herz wurde, obwohl er noch kurz zuvor eine Regung der Schadenfreude gespürt bei dem Gedanken an all' die „wilden Wetter“, die sein Herr morgen früh losbrennen würde, wenn der lahme Johann, der seine Stelle als Kammerdiener vertreten sollte, allerlei Dinge falsch machen werde, wie das, seiner Meinung nach, gar nicht anders sein konnte.

„Sternkiewer!“ rief der Obristlieutenant noch ein Mal.

„Herr Obristlieutenant!“ entgegnete der Dragoner mit etwas weinerlicher Stimme.

„Daß er mir Alles wieder ordentlich heim bringt, hört er!“ befahl der alte Mann barsch.

„Zu Befehl, Herr Obristlieutenant!“ replicirte Sternkiewer dienstmäßig.

Der Kutscher schwang die Peitsche, die Pferde zogen an, der Wagen rollte den Hof hinunter zwischen die Scheunen hinein, ein letzter Abschiedsruf klang hinter den Reisenden her und die Hühner flatterten schreiend bei Seite.

Fest und steif saß Sternkiewer, er wagte nicht sich umzusehen, denn er hörte die gnädige Frau hinter sich weinen und schluchzen.

Ohne Störung und Aufenthalt erreichte Frau von Leist am andern Tage Sernow, das Gut der Frau Kammerherrin von Redow, ihrer Freundin, welche dort den letzten Sommer zubrachte; denn das Gut war durch die Bemühungen des Herrn von Pleß auf Vestin verkauft worden. Frau von Leist hatte die Absicht gehabt, ihre Freundin zu bitten, sie nach Königsberg zu begleiten; die Freundin, deren Energie ihr schon öfter schützend und schirmend zur Seite gestanden im Leben, sollte auch jetzt die Stütze ihrer lebenswürdigen, aber hilflosen Schwäche werden, deren sie sich wohl bewußt war, von der sie aber kaum jemals ein stärkeres Gefühl gehabt, als seit sie von ihrem Kinde und dem Oym getrennt allein durch's Land fuhr, um den geliebten Gemahl zu suchen, der vielleicht, ja wahrscheinlich schon todt war. Angstvoll dachte die arme Frau daran, daß ihre Freundin vielleicht nicht anwesend auf dem Gute, daß sie vielleicht behindert sei, sie zu begleiten, kurz, Frau von Leist war in einem Fieber, als sie zu Sernow ankam, und beruhigte sich erst wieder, als Frau von Redow gleich nach den ersten Worten in ihrer bekannten raschen und energischen Weise sich bereit erklärte, die schwächere Freundin nach Königsberg zu begleiten. Frau von Redow wußte übrigens schon, daß der Rittmeister von Leist schwer verwundet in Königsberg läge, sie hatte es am Tage zuvor von einem benachbarten Edelmann erfahren, der in Königsberg eine verheirathete Tochter hatte; von der war ihm ein Brief zugekommen, in welchem auch des verwundeten Rittmeisters im Nienäcker'schen Hause, mit dem jene Dame befreundet war, gedacht wurde. Mit innigem Dank, mit fast

seliger Freude, die erst stumm waren, dann aber in Thränen, später in Worten sich aussprachen, bemerkte Frau von Leist, daß diese Nachricht über ihren Gemahl fast eine Woche jünger war, als die ihrige, und daß dieselbe durchaus nicht so hoffnungslos lautete.

Von diesem Moment an hielt sich Frau von Leist überzeugt, daß sie ihren Gemahl noch am Leben finden werde, ja, daß er ihr und ihrem Kinde erhalten bleiben müsse. Die Liebe ist stets zuversichtlich in ihren Hoffnungen!

Diese neue beruhigendere Nachricht über den Gemahl sendete Frau von Leist mit ihrem Wagen nach Spankow zurück, sie selbst aber fuhr mit der Kammerherrin von Nedow und dem getreuen Sternkieker am andern Morgen nach der nächsten Poststation auf der Straße von Berlin nach Königsberg und setzte von dort ihre Reise mit Extrapost fort.

Die Reise war beschwerlich, namentlich von Danzig aus, wo die Spuren des Krieges begannen, der diese Gefilde mit Brand und Verwüstung durchzogen so kurze Zeit zuvor erst. Strapazen und Beschwerden waren genug zu ertragen, auch an Fährlichkeiten und Anfechtungen verschiedener Art fehlte es nicht; Frau von Leist aber achtete dergleichen nur gering, denn so lange die schlante, bleiche Frau mit dem kühnen Herzen und dem unverzagten Muth neben ihr saß, kannte sie keine Furcht, auch sahen die beiden Frauen bald, wie nützlich ihnen der alte graue Sternkieker, der mit den groben Postillon sehr verständlich zu reden wußte und eine ungeheuer praktische Art des Benehmens gegen die oft noch größeren Postmeister und Posthalter an den Tag legte; die Postbeamten waren damals noch, man konnte fast sagen reglementmäßig, grob gegen die Reisenden.

Jemehr sich die Reisenden der Preussischen Hauptstadt näherten, desto zahlreicher und entsetzlicher wurden die Spuren des Krieges, ernster und immer ernster wurde die Kammerherrin von Nedow; auch an Frau von Leist ging all dieser Jammer, dieses Elend nicht spurlos vorüber, aber fast ausschließlich mit ihrem Gedanken an der Wiege ihres Söhnleins daheim, oder an dem Krankenbette des geliebten Mannes in

Königsberg, hatte sie nicht Muße genug, das Nächstliegende in seiner ganzen Furchtbarkeit auf sich wirken zu lassen, besonders seit sich mit ihrer Annäherung an Königsberg auch die Unruhe und Ungeduld in ihrer Seele steigerten und alle bangen Sorgen und Zweifel, die darin schlummerten, wieder aufweckten.

„Königsberg!“ sagte Sternkieker plötzlich, indem er sich nach den Damen halb umwandte und mit der Spitze seiner kleinen Reiterpfeife über die rechte Schulter des Postillons, der sein Sattelpferd ritt, in die Ferne deutete.

„Wo? Wo?“ fragte Frau von Leist, sich hastig erhebend.

Die liebende Frau hatte im Augenblick vergessen, daß der schwankende Boden eines Wagens unter ihr, sie fiel zurück und lag in dem Schooße ihrer Freundin, die sie mit ihrem Arm umschlang, sie zärtlich an sich drückte, und ihr so die in der Ferne auftauchenden Thürme Königsbergs zeigte.

Beide Frauen dankten wohl Gott in diesem Augenblicke, der sie gnädig bis hierher geführt hatte. Gerade in diesem Momente aber wandte sich der Postillon auf seinem Pferde um und sagte zu Sternkieker mit sehr ängstlichem Tone: „Da hat der Teufel französische Cavallerie!“

„Cavallerie!“ wiederholte Sternkieker und schaute scharf aus in der Richtung, welche ihm die Peitsche des Postillons andeutete.

Duer über das Feld kamen Reiter der Straße zugetraht.

„Sie haben uns gesehen, sie wollen uns den Weg abschneiden!“ murrte Sternkieker.

„Wir kommen nicht mehr vorbei!“ entgegnete der Postillon mit einem trostlosen Blick auf den entsetzlichen Weg und seine abgetriebenen Pferde; man sah's dem guten Burschen an, daß er sonst wohl gern den Versuch gemacht haben würde, vorüber zu jagen und die feindlichen Reiter hinter sich her zu hegen. In der Stadt oder in der nächsten Nähe der Stadt hatte er nichts zu fürchten, auf offenem Felde aber konnte er um seine Pferde kommen.

Die Damen hatten die Bemerkungen Sternkickers und des Postillons vernommen, sie sahen auch die Reiter, es waren

deren sieben, in einer schiefen Linie hintereinander rasch der Straße zutraben, und Frau von Nedow hatte Mühe genug, die sofort verzagende Freundin zu beruhigen, die, wie gewöhnlich die Art der Frauen ist, wenn sie von Angst ergriffen werden, das aller nutzloseste und verderblichste thun wollte, nämlich aussteigen und sich verstecken. Verstecken, wo kein Versteck war, das die französischen Reiter nicht im Augenblick entdeckt hätten.

„Sie sind von den verfluchten Chasseurs,“ meldete der Postillon wenig tröstlich, „haben in der vorigen Woche eine schöne Wirthschaft mit den Weibern bei uns gemacht!“

Der Kerl sagte aus Discretion nicht mehr, aber er warf einen bezeichnenden Blick auf die Damen und sah dann den alten Sternkiefen an. Dieser hatte ihn verstanden und nickte ihm zu.

Die Chasseurs kamen immer näher.

„Gnädige Frau,“ fragte der ehemalige Dragoner, plötzlich sich umwendend und ein riesiges Reiterpistol aus dem Mantel ziehend, „befehlen sie fertig zur Attaque oder sollen wir parlamentiren? da sie die Uebermacht haben, so können wir es unbeschadet unserer Ehre thun!“

Der alte Kerl war köstlich in diesem Moment, selbst Frau von Nedow mußte über ihn lächeln, trotz der ängstlichen Situation; es war nämlich nicht die Spur von Re-nommage in der unverwüsthlichen Dragonerseele, er war in That und Wahrheit wirklich bereit, sich für seine gnädige Frau mit den sieben französischen Chasseurs herum zu schlagen; freilich war's ihm vielleicht lieber zu parlamentiren, weil das seiner Ansicht nach ohne Schaden der Ehre solcher Uebermacht gegenüber geschehen konnte, inessen er hätte sich doch noch ziemlich eben so gern herum geschlagen.

„Wir müssen parlamentiren, Sternkiefen!“ bemerkte Frau von Nedow.

Die Pistole verschwand, Sternkiefen aber sagte: „Gute Bedingungen werden sie uns schon machen!“

Davon war er fest überzeugt, worauf sich aber diese seine feste Ueberzeugung stützte, das wäre schwer zu sagen;

vielleicht hatte der graue Kriegsknecht die eitle Meinung, daß sich die französischen Reiter vor ihm fürchteten. War das der Fall, so sollte er sofort eine empfindliche Lection erhalten.

Die Chasseurs sprengten auf den Wagen ein, Einer stellte sich quer vor das Gespann, so daß dieses stehen mußte, und schrie zugleich: „alte! alte! bougre de postillon!“

„Chapeau bas, ihr, und respect pour le grand Napoleon!“ schrie ein Anderer und warf mit seinem Säbel dem alten Sternkiefen den Hut vom Kopf, der ganz versteinert bald auf die Franzosen, bald auf den zu seinen Füßen liegenden Hut blickte, während ein paar andere Reiter sofort in enthusiastische Ausrufe über die Schönheit der beiden Damen ausbrachen, noch Andere aber mit flachen Säbelhieben den Postillon einluden, vom Pferde zu steigen.

Wir wissen, daß Frau von Leist in den Schooß der Kammerherrin von Nedow gesunken war, als sie sich erhoben hatte, um die Thürme von Königsberg zu sehen; sie hatte diese Stellung, die ihrer Furchtsamkeit am meisten zusagte, nicht verlassen, im Gegentheil hielt sie die Freundin mit beiden Armen fest umschlungen und blickte angstvoll auf die fremdländischen Reiter, in deren Augen die Angst vielleicht noch ihre Schönheit erhöhte.

Die laute und aufrichtige, wenn auch nicht ganz zarte Bewunderung, mit welcher die französischen Soldaten die verschiedenen Reize der beiden Damen priesen, verwirrte selbst die Kammerherrin von Nedow, als aber Einer der Reiter mit kühner Hand die zarte Wange der Frau von Leist lieblosend berührte, da erhob sich die hohe bleiche Frau in ihrer ganzen Größe, streckte die Hand schützend aus über die angstvolle Gefährtin und fragte mit höchstem Pathos: „Sind sie ein Franzose, mein Herr?“

Die eigenthümliche Erscheinung der Wittve in ihrer schwarzen Kleidung, ihr bedeutendes Gesicht, ihre pathetische Aarede, verblüfften den Chasseur, er zog sein Ross zurück und antwortete verwirrt: „Wie sie sehen, Madame!“

„Ich sehe es an ihrer Uniform, mein Herr,“ fuhr die Kammerherrin mit erhobener Stimme fort, „ja, aber nicht an

ihrem Betragen; die Franzosen rühmten sich, artig und edelmüthig gegen Damen zu sein, sie aber, mein Herr, sie ängstigen diese arme Dame, welche hundert Meilen weit hierher kommt, um ihren Mann zu pflegen, der schwer blestirt ist.“

Alle Franzosen hatten der Dame aufmerksam zugehört; ihr lebhaftes Wienenspiel verrieth, daß die Wittve Eindruck gemacht hatte, jetzt blickten sie auf denjenigen Reiter, dem die Anrede speciell gegolten, dieser aber warf seinen Säbel klirrend in die Scheide und rief: „Bravo, Madame, sie haben Recht und wir hatten Unrecht, fahr zu, Postillon, guten Abend, Madame!“

Der Chasseur salutirte militärisch und seine Kameraden thaten desgleichen, als der Wagen abfuhr, denn der Postillon ließ sich nicht weiter nöthigen, sondern hieb tüchtig auf seine Pferde.

„Bon soir, Madame, bon soir!“ schallte es noch lange hinter dem davonjagenden Wagen her.

Frau von Redow blickte doch mit einem gewissen Stolz auf die Freundin, die nun völlig beruhigt ihr dankend die Hand drückte und die Aufmerksamkeit wieder ganz auf die Thürmspitzen von Königsberg richtete, welche in immer bestimmteren Umrissen aus dem Gewöll hervortraten. Beide Damen aber mußten unwillkürlich lachen, als ihre Blicke zufällig auf den alten Sternkiefer fielen, denn der saß noch immer steif und gerade, als sei er fest gefroren in dem Augenblick, da ihm der Franzose den Hut vom Kopf schlug, auf seinem Eschenstrohbündel und blickte unverwandt auf seinen Hut, der vor ihm auf seinem Fuß lag.

„Sternkiefer!“ rief Frau von Leist.

„Zu Befehl, Herr Obristlieutenant!“ erwiderte der alte Bursche zusammenfahrend.

„Setzt doch euren Hut wieder auf!“ fuhr die Kammerherrin fort.

Der alte Kriegsknecht that es, und erst, als er den Hut wieder auf hatte, schien ihm die rechte Besinnung und das Bewußtsein dessen, was vorgegangen war, wieder zurück zu kehren.

„Haben gar keine Manieren nicht, die Französischen, die!“ Das sprach der Groll über den herunter geschlagenen Hut; gleich nachher aber fügte er triumphirend bei: „Sehr gute Bedingungen erhalten, freien Abzug mit Sack und Pack, mit allem Geschütz —“ er hob seine große Pistole hervor, „mit allen Kriegsehren; ich habe es gesehen, wie die Kerle salutirten, Grünshnäbel, erkannten den alten Dragoner in mir. Aber das muß man auch sagen, die gnädige Frau verstehen sich auf's Parlamentiren, alle Hagel, das ging ja wie geschmiert —“

Die alte Kriegsgurgel schwatzte nach seiner Art allerlei krauses Zeug durch einander, bald lauter, bald leiser sprechend; die Damen aber belustigten sich höchlich an der soldatischen Eitelkeit des ehemaligen Dragoners, der das Salutiren der Chasseurs ohne Weiteres seiner straffen militairischen Haltung zuschrieb.

Unterdessen kam man der Stadt immer näher trotz des Weges, der beinahe unfahrbar war; das Herz der Frau von Leist klopfte immer lauter und ängstlicher, und auch die Neigung der Frau von Redow zu dem Jugendfreunde, die vielleicht niemals ganz ohne eine zärtliche Beimischung gewesen, erwachte in voller Stärke, so daß beide Frauen sich in nicht geringer Aufregung befanden, als sie endlich das Thor von Königsberg passirten.

Nach dem regnerischen Tage hatte sich der Abend etwas aufgehell't, auf den Straßen wimmelte es von französischen Uniformen und Königsberger Mädchen, die sich eben so wenig wie ihre Schwestern an der Spree schämten und scheuten, öffentlich am Arme der Feinde des Vaterlandes einher zu stolziren. Auffallend mußte es dem schärfsten Beobachter erscheinen, daß es meist ganz blutjunge Geschöpfe waren, wahre Kinder noch, mit denen sich die französischen Soldaten führten. Nur im Nothfalle ließen sich die Franzosen mit den schon erwachsenen Mädchen ein, sie fanden dieselben schon zu tudesque, zu ernsthaft und zu befangen in Vorurtheilen, nur die halben Kinder schienen ihnen noch bildungsfähig und ließen

sich in ihrer Unbefangenheit hinreißen zu jenem tollen Gelächter und jener frivol-übermüthigen Ausgelassenheit, in welcher es kein Frauenzimmer auf der Welt dem Parisischen gleichthut.

Der Postillon war in Königsberg bekannt, er fuhr den nächsten Weg nach dem Rienäcker'schen Hause, aber es dauerte lange, ehe er's erreichte, denn die armen Kasse vermochten es fast nicht mehr, den leichten Wagen über das Pflaster zu schleppen. Dabei hatten die vorüberwandelnden französischen Militairs mit ihren Baccischen und deren nur allzu nachgiebigen Müttern Zeit und Muße genug, die beiden edlen Damen im Wagen zu mustern und sich unverschämte Bemerkungen über deren Reize zuzurufen, auch den wackern Sternkrieger durch Neckereien in Erstaunen zu setzen, die gewiß dessen vollsten Zorn erregt haben würden, wenn er französisch genug verstanden hätte.

Dieser letzte Theil ihrer Fahrt war eine harte Geduldsprobe für die beiden Damen, denn sie schützte keine Unkenntniß der französischen Sprache vor dem Hohn, dem Spott und der Schmutzigkeit der Fremden. Unglücklicher Weise bemühte sich der Postillon auch noch, den Leuten durch sein verstimmtes Horn zu imponiren, indem er an jeder Straßenecke sehr energische Versuche machte, die vorgeschriebenen und nach dem Generalpostmeister sogenannten schulenburgischen Signale zu blasen, und sich von dieser Thätigkeit durch kein Mißlingen abschrecken ließ.

Ein dichter Schwarm von Müßiggängern, der sich mit jedem Schritt vergrößerte, folgte und umgab den mühselig dahin rumpelnden Wagen, jeder Hornstoß erregte ein lang anhaltendes Gelächter, Bravorufen und Beifallklatschen — es war das so ein Vorfall, wie ihn müßiges Soldatenvolk sich zu seiner Unterhaltung nicht besser wünschen kann.

Endlich erreichte der Wagen den Platz, an welchem das Rienäcker'sche Haus gelegen war, und hier zerstreute sich die Menge etwas, weil in demselben Augenblick eine Musikkapelle vorüber marschirte und einen großen Theil des Publikums

nach sich zog. Indessen war es noch immer eine beträchtliche Versammlung, in Mitten welcher der Wagen endlich vor dem Rienäcker'schen Hause hielt, vor der Schwelle, auf welcher ein französischer Posten schilberte.

Da die Hausmagd unter der Thür stand und sich mit der Schildwache in zwei Sprachen, sie sprach nämlich deutsch und die Schildwache französisch, gewiß sehr anmuthig unterhielt, so wurde Madame Rienäcker auch rasch genug davon in Kenntniß gesetzt, daß eine Extrapost mit zwei Damen angekommen. Da die kleine runde Hausfrau keine Ahnung von diesem Besuche hatte, so kann man sich denken, mit welcher Neugierde sie den Hausflur zu erreichen bemüht war.

„Lebt mein Mann noch?“ fragte Frau von Leist, fast odemlos vor innerer Aufregung, indem sie die Hand der Madame Rienäcker ergriff.

„Es ist Frau von Leist!“ erklärte Frau von Redow der stuzenden Hausfrau.

„Frau von Leist!“ rief die kleine gute Frau im Tone der höchsten Freude ganz laut: „allbarmherziger Gott und Vater, wie wird sich unser Rittmeister freuen!“

„Er lebt! er lebt!“ sagte Frau von Leist leise und faltete ihre Hände.

„Gewiß, er lebt, beruhigen sie sich, kommen sie hier herein, ich sage ihnen, er lebt, und seit er erfahren, daß er einen Sohn hat, ist er ganz gesund geworden beinahe, kommen sie!“ also gutmüthig schwärend, tröstend und zurebend zog Madame Rienäcker ihre beiden Gäste in das Wohnzimmer, ließ dort Frau von Leist niedersetzen, band ihr Hut und Mantel ab und trippelte hin und her in gutmüthigster Beweglichkeit. Sie ruhte auch nicht, bis beide Damen einen Schluck Wein getrunken hatten zu ihrer Stärkung. Aber vorsorglich und Alles klar bedenkend, wie ihre hausmütterliche Art war, rief sie mit heller Stimme nach ihrem Factotum, dem alten Markthelfer Schletter, der mußte sofort eilen und den Doctor, den Hausarzt, holen.

„Unserm Rittmeister könnte doch eine so große Freude schädlich sein!“ sagte sie erklärend zu der Dame, „er muß darauf vorbereitet werden, darum lasse ich den Doctor holen.“

Die beiden Frauen waren noch immer stumm, sie waren eigentlich erstaunt, daß sie das so heiß ersehnte Ziel ihrer Reise so leicht erreicht hatten.

Unterdessen hatte Madame Kienäcker Licht angezündet, denn es war fast dunkel schon in dem großen und tiefen Parterrezimmer, dann erteilte sie ihre Befehle an die Hausmagd, ein Zimmer zurecht zu machen für den Besuch, war aber mit kaum erklärlicher Geschwindigkeit gleich wieder bei den Damen, denen sie hastig und abgebrochen, aber doch in vollkommener Verständlichkeit für das liebende Herz der Frau, die Krankheitsgeschichte des Rittmeisters mittheilte. Namentlich kam sie immer wieder darauf, daß die Nachricht von der Geburt seines Sohnes so segensreich auf den wunden Mann gewirkt und ihn beinahe allein gesund gemacht. Oh! die kleine runde Person verstand sich trefflich auf das Herz der Frau, denn als Gattin und Mutter zugleich stolz blickte Frau von Leist, und Madame Kienäcker sagte drei, vier Mal hinter einander: „ei, ei! was unser Rittmeister für eine hübsche Frau hat! und der kleine Junger befindet sich doch wohl?“ fragte sie dann gleich hinter her.

Frau von Redow, die sich bald faßte und die gewohnte ruhige Art wieder fand, stellte sich der Hausfrau selbst vor und hatte auch die Ehre, derselben Herrn Sternkiefer zu präsentiren, der es gar nicht begreifen konnte, daß man ihn nicht zu seinem Rittmeister lassen wollte. Er wurde sogar verdrößlich und sehr derb gegen die Hausfrau, erklärend: Das seien Thorheiten, er diene nun denen von Leist an die sechszig Jahr, und es habe noch Keinem nicht geschadet, wenn er ein altes Spankow'sches Gesicht gesehen, im Gegentheil.

„Der brave Mann hat Recht!“ sagte der Doctor, der im Eintreten die Erklärung des alten Kriegsknechtes mit angehört, „gehen sie mit Gott, lieber Alter, gehen sie hinauf zu dem Herrn Rittmeister und sagen sie ihm, daß sie ihm

Grüße brächten von Weib und Kind und von all' den Seinen in der Heimath.“

„Das ist noch ein Wort!“ jauchzte Sternkiefer und drückte dem Arzte so kräftig die Hand, daß dem die Gelenke knackten und er sie eilig mit einem leichten Schrei zurückzog. Lachend gab er dem Markthelfer seine Befehle und ließ dann durch denselben den alten Dragoner hinaufführen.

Der Arzt wandte sich zu den Damen, Sternkiefer aber stampfte hinter dem Markthelfer her tapfer die Treppe hinauf. Vor der Thür aber mußte er doch einen Augenblick warten, so unlieb ihm dies war, indessen, die Thür blieb auf und er hörte Alles.

„Herr Rittmeister,“ meldete der Markthelfer drinnen, „da draußen ist ein alter Soldat, er hat ein steifes Bein, er will zu ihnen und sagt, er hätte Bestellung zu machen von der gnädigen Frau und dem Herrn Obristlieutenant von Leist in Spankow.“

„Wie!“ rief der Rittmeister mit kräftiger Stimme, „alter Soldat, steifes Bein, von Spankow, das ist Sternkiefer, kein anderer als Sternkiefer, laßt ihn gleich herein, er kommt von Spankow — Sternkiefer, Sternkiefer!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ antwortete der alte Bursche in's Zimmer stampfend.

„Sternkiefer, mein alter Kerl!“ der Rittmeister war tief bewegt, als er die Hand des treuen Dieners hielt.

„Donnerwetter, der Herr Lieutenant sind schlimm zugerichtet!“ bemerkte der ehemalige Dragoner ungeschert, seinen jungen Herrn mit scharfen Blicken mustern.

„Und wie geht es in Spankow, alter Knabe?“ fragte der Rittmeister, „meine Frau, mein Junge, der Dheim?“

„Wohl und munter Alles, der Herr Obristlieutenant, die gnädige Frau, der kleine Junger,“ antwortete Sternkiefer; „aber ich kann mich nicht verstellen, hab's Zeug nicht zum Komödianten, die gnädige Frau ist ja unten, aber die Leute wollen sie nicht herauf lassen, hab's ihnen gesagt, die Leiste wären nicht von Kuchenmehl, wollen mir aber nicht glauben!“

„Wie? wie? meine Frau unten?“ fragte der Rittmeister und seine Stimme schwankte.

„Wildes Wetter, sie werden bleich, Herr Lieutenant!“ schrie Sterntiefer.

Der Offizier aber breitete die Arme aus und schloß sein Weib, das hinter dem alten Burschen eingetreten, an sein Herz.

„Die Leiste sind nicht von Kuchenteig!“ murrte der alte Dragoner und stampfte zur Thür hinaus, denn, daß er hier überflüssig war, das begriff er ohne Weiteres.

Sie hat dem Kaiser gefallen!

Am zehnten Juli war's 1807, und zwar zu Königsberg in Preußen; auf der neuen Sorge, so hieß die Straße, welche der Sieger von Tilsit passieren mußte, um das Schloß zu erreichen, waren junge Birken rechts und links von der Straße in's Pflaster gepflanzt, aber weß hingien die zarten grünen Blätter nieder, als weigerten sie sich stumm, den Einzug des Eroberers zu verschönen. Am Schlosse selbst standen vier hohe Tannen und zwischen den dunkeln Preussischen Nadeln leuchteten verschiedene kunstreiche Rosetten, von roth und weißem Taffet künstlich geformt, ein eigenthümlicher Zierrath! Napoleon hatte auch schwerlich auf diese halbwelke, halb gemachte und ganz ungeschickte Huldigung geachtet, vielleicht glaubte er gar, die Tannen trügen in Preußen solche Blüthen, wenn er sie überhaupt bemerkt hatte, denn er sah müde und verdrießlich aus, als er gegen fünf Uhr Morgens ankam, und sich sofort in die für ihn in Bereitschaft gesetzten innern Gemächer des Schlosses zurückzog.

Erst gegen sechs Uhr Nachmittags erschien er wieder öffentlich, indem er durch die Stadt nach den verschiedenen Lagern ritt, welche die Franzosen vor den Thoren Königsbergs aufgeschlagen. Da die Stunde dieses Ausritts vorher nicht bekannt gewesen, so waren die Straßen verhältnißmäßig menschenleer und die Haltung der Begegnenden war durchaus den Umständen angemessen und würdig. Kein Zeichen einer

entweder erlogenen oder verbrecherischen Freude wurde bemerkt, kein knechtischer Zuruf ertönte, der in andern deutschen Städten den hochmüthigen Sieger mit so tiefer Verachtung vor Deutschland erfüllte; ernst und still schaute die Bevölkerung Königsbergs auf den Gewaltigen, der Europa unter sein Joch gebeugt hatte; aber in den Preussischen Herzen brannte es heiß und schmerzlich, denn der Mann mit dem kleinen Hut über dem gelben Gesicht, er kam von Tilsit, von Tilsit, wo er der theuren Königin Härte gezeigt, wo er dem geliebten Könige einen Frieden abgedrungen, einen Frieden, wie ihn Preußen noch niemals geschlossen, seit sein Name in der Weltgeschichte gestanden, einen Frieden nicht voll Last und Verlust, Schmerz und Trennung, Jammer und Noth allein, sondern auch voll Hohn und Spott, Schmach und Schande!

Da ritt er hin, der Sieger von Tilsit — auf einem hochbeinigen, langschwänzigen braunen Engländer saß der kleine Mann, das Hütchen von bekannter Form tief in die Stirn gedrückt, die Augen funkelnd in dem bleichgelben Italiänergesicht. Er trug eine schlichte grüne Uniform, die seiner reitenden Garde-Chasseurs, mit weißen Unterkleidern. Ihm voraus trabte eine Schwadron schwere Garde-Cavallerie, riesige Gestalten mit vom Helmkamm abwehenden Roßschweifen, die Karabiner auf die Lenden gestemmt, ruhig, gleichgültig, ein Anblick, der einen militärischen Blick erfreuen mußte. Neben dem Kaiser ritt sein Großpalast-Marschall Duroc, dem er den Titel eines Duc de Frioul gegeben, hinter ihm kamen zu drei und drei die Unterseldherren und Lieutenants des großen Eroberers, alle in Gold eingenäht und mit Gold beblecht von oben bis unten. In erster Reihe ritten Joachim Murat, des Kaisers Schwager, der abenteuerlich-kecke Reiterfeldherr, gepuht wie ein Theaterprinz. Neben Murat ritt Marschall Soult, Duc de Dalmatie, mit dem Raubvogelangesicht, das durch seine Handlungen nicht Lügen gestraft wurde; neben Soult jener gefürchtete Savary, Duc de Novigo, auf dessen Seele das Blut des ritterlichen Herzogs von Enghien lasten soll, auf dessen Antlitz aber nichts geschrieben stand, als verbindliche Feinheit und glatte Lebensart,

wenn zuweilen auch ein unheimlicher Zug durchbrach für einen Augenblick. In zweiter Linie ritten die Generale Prinz von Hessen, Estenbenrat und Pelet, und so folgte Zug auf Zug in glänzendem Waffengeschmeid, und rasch durch die Straßen Königsbergs ringelte sich die schöne furchtbare Kriegsschlange.

Starr und regungslos saß der Kaiser auf seinem hohen Roß, der Umgebungen schien er nicht zu achten, und dennoch waren seine Blicke überall.

Eine leichte Handbewegung des Imperators, noch näher treibt der Großpalastmarschall sein Roß an das des Kaisers.

Napoleon spricht, ohne eine Miene zu verziehen.

Weit vorgebeugt auf die Mähne seines Rosses lauscht Duroc.

„Sehen sie die schöne Frau, rechts?“ fragt Napoleon.

„Die Einzige im hellen Kleid?“ gegenfragte der Palastmarschall sich versichernd.

„Wohl!“ antwortete der Kaiser, „sie hat so schöne braune Augen.“

„Herrlicher Wuchs!“ fährt der Großpalastmarschall fort, die Dame ohne den geringsten Zwang musternd, die in demselben Augenblick inne wird, daß sie der Gegenstand der Aufmerksamkeit des Kaisers und seines Großmarschalls geworden, und lebhaft erröthend sich abwendet.

Es ist aber schon zu spät, alle die glänzenden Reiter stieren im Vorüberreiten der schönen Frau in's Angesicht, welche die Aufmerksamkeit und die Begehrlichkeit des Imperators erregt hat; denn die Worte, die Napoleon an den Großpalastmarschall richtete, waren keine simple Bemerkung, sie waren ein Wink, ein Befehl.

In Scham erglühend hatte sich Frau Elisabeth von Leist abgewendet, sie vernahm manches seltsam andeutende französische Wort, das im Vorbeireiten wie verloren hinsiel; aber sie verstand es nicht, sie verstand kaum ein deutsches Wort; sie wußte nicht, wer es gesagt, aber sie hatte es deutlich vernommen, und es lautete: Gott schütze die arme Frau,

wenn sie tugendhaft ist, sie hat das Unglück gehabt, dem Kaiser zu gefallen!

Das Gefühl eines nahen großen Unglücks kam über Frau von Leist, und doch wußte sie nicht ganz klar, was sie fürchten sollte; jenes Gefühl raubte ihr fast den Odem, und mit beschleunigten Schritten eilte sie dem Rienäcker'schen Hause zu, in der Nähe des Gemahls Schutz zu suchen gegen eine Furcht, gegen eine Angst, die sich in ihrer Seele festkrallten und sie folterten, während ihre Lippen von Zeit zu Zeit halbblaut und ganz mechanisch das Wort wiederholten, das sie vernommen hatte beim Vorüberreiten des Kaisers: Gott schütze die arme Fran, wenn sie tugendhaft ist, sie hat das Unglück gehabt, dem Kaiser zu gefallen!

Athemlos kam Frau Elisabeth in ihrer Wohnung an, da sie aber gezwungen war, sich zusammenzunehmen, um den geliebten Mann, der nur langsam erst einen Theil der frühern Kraft wiederfand, nicht zu erschrecken oder aufzuregen, so erwähnte sie nur flüchtig, daß sie Napoleon habe vorüberreiten sehen, sagte von ihren Besorgnissen gar nichts und hatte dieselben eine halbe Stunde später völlig vergessen, da sie eine früher begonnene Lectüre fortsetzte. Sie saß auf einem Bänkchen, die schöne Frau, das neben dem Stuhl ihres Gemahls stand, und las mit ihrer wohl lautenden Stimme wohl lautende Verse, die Abendsonne aber schickte ihre letzten Strahlen herein durch das Fenster und vergoldete das reiche Haar Elisabeths so köstlich, daß Hans Dinnies nicht umhin konnte, das leichte Häubchen von dem Haar seiner Gemahlin zu entfernen und mit seiner noch schwachen Hand in dem Abendsonnengold zu wühlen, indem er sanft die weiche duftige Fülle des Haares streichelte. In seliger Duldung der Liebe litt Frau von Leist diese Liebkosung und unterbrach ihr Vorlesen nur zuweilen für einen Moment, um die Finger des Geliebten leicht und lieblich zu küssen, wenn dieselben tiefer streifend Hals und Wange berührten.

Während also liebliche Eintracht und holde Neckerei beieinander im Zimmer des wunden Mannes und der schönen Frau wohnten, war's eine Treppe tiefer desto ängstlicher und

unruhiger geworden; da stand nämlich die kleine, runde Madame Rienäcker vor der verwittweten Frau von Redow und verlangte halb ängstlich, halb trotzig Rath und Unterstützung.

„Lesen sie den Zettel noch ein Mal, liebe Madame,“ sagte Frau von Redow in ihrer bestimmten Weise, „vielleicht finden sie eine Andeutung, eine flüchtige, wer der Schreiber; es ist doch ganz undenkbar, daß derselbe hat glauben können, uns zu nützen, wenn er nicht überzeugt war, daß wir ihn, den Warner, in der Warnung erkennen würden? Das konnte und mußte sich Jeder sagen, daß auf eine anonyme Zuschrift hin nichts geschehen werde!“

„Wenn sie, Madame,“ las die kleine Madame Rienäcker noch ein Mal langsam und deutlich das französische Billet, „Frau von Leist vor einer großen ihr drohenden Gefahr bewahren wollen, so bringen sie dieselbe sofort, jedenfalls aber vor Einbruch der Dunkelheit aus der Stadt, oder doch wenigstens in einen Versteck außerhalb ihres Hauses.“

„Ich begreife nicht, was das soll und wer das geschrieben haben kann!“ sagte Madame Rienäcker kleinlaut, als sie das gelesen.

„Und ich begreife es noch weniger?“ meinte Frau von Redow, „welche Gefahr kann meiner Freundin hier unter diesem Dache drohen?“

„Und dennoch hätte ich fast Lust, Frau von Leist wenigstens zu meiner Schwester zu bringen, Schaden kann es ja nichts, und man kann doch nicht wissen. Warum ist aber Rienäcker auch gerade nicht zu Hause!“

Verdrießlich und beinahe weinerlich stampfte die kleine runde Frau mit dem Fuße.

Ernst mit einem fragenden Blick schaute Frau von Redow ihre freundliche Wirthin an, dann lächelte sie wehmüthig. Die stolze, strenge Frau, die so lange einsam und Andere bestimmend, dem eignen Willen folgend, durch's Leben gegangen war, vermochte es nicht, sich so leicht und gleich in die Gefühle einer Frau zu versetzen, die bei jeder Gelegenheit nach der Entscheidung des Mannes fragte, nach dem Willen eines Andern forschte. Es wurde der festen, sichern Wittwe ganz wehmüthig zu Sinnen, als sie eine Frau in schon reiferem

Alter so ungebärdig sah, weil sie selbst einen Entschluß fassen sollte ohne den Gemahl, und dennoch kam es ihr vor, als müsse es doch eine eigene Glückseligkeit sein, vertrauensvoll den Entschliefungen eines Mannes folgen zu können, ohne Verantwortung und Sorge zu übernehmen.

„Es ist keine Schande vorsichtig zu sein,“ meinte Frau von Redow, „und wenn sie denken, liebe Madame Kienäcker, so will ich hinaufgehen und Frau von Leist rufen, obgleich ich noch immer nicht begreife!“

„Begreife ich denn etwas?“ rief Madame Kienäcker, „wer soll der englisch sanften Frau etwas thun? Es ist Unfönn, und Kienäcker wird mich sehr auslachen, wird sagen, ich hätte mich in's Bockshorn jagen lassen, aber mag er, immerhin; bitte, meine Gnädige, sie wollten die Güte haben, Frau von Leist zu rufen!“

Frau von Redow wollte sich eben entfernen, als die Thür hastig geöffnet wurde und der General Pelet, offenbar in großer Aufregung, eintrat; er verbeugte sich zierlich, aber zugleich auch flüchtiger, als er sonst zu thun gewohnt war, vor der Wittwe, und redete dann des Hauses treffliche Wirthin mit eiligen Worten also an: „Sie haben mein Billet erhalten, nicht wahr, Madame, und diese sanfte Frau von Leist ist schon in Sicherheit?“

„Von ihnen also ist das Billet?“ rief Madame Kienäcker erfreut.

„Von ihnen, Herr General?“ fragte Frau von Redow näher tretend.

„Mein Gott, ja,“ versetzte General Pelet, „von wem sonst? kannten sie denn meine Handschrift nicht?“

„Ja, ja!“ meinte Madame Kienäcker hocheifreut und klatschte in die fleischigen Hände, denn vielleicht hatte ihr bis jetzt der Schreiber des Billets schwereres Kopfschrecken verursacht, als die in dem Billet angedeutete Gefahr.

„Aber welche Gefahr droht denn meiner Freundin?“ fragte Frau von Redow.

„Madame,“ entgegnete der General stockend, „es ist nicht leicht zu sagen, Frau von Leist hat das Unglück gehabt, dem Kaiser Napoleon zu begegnen und ihm zu gefallen!“

General Pelet sagte das so bedeutam und mit so wenig mißzuverstehendem Augenwink, daß die Wittve ganz erschrocken zurücktrat.

„Arme Elisabeth!“

„Nun, nun,“ meinte Madame Kienäcker tröstend, „das Unglück ist so groß doch nicht, selbst wenn der Kaiser Versuche machen sollte bei der achtbaren Ehefrau eines Preussischen Officiers, man kennt die leichten französischen Manieren! so kann er ganz in der Stille mit einem wohlgestochenen Körbchen abziehen. Darauf kenne ich diese liebe sanfte Frau von Leist; indessen, der Herr General hat Recht, besser ist über den Hof zu meiner Schwester führen.“

„Wie Madame,“ rief der General, „Frau von Leist ist noch hier?“

„Ja, mein General!“ entgegnete die Hausfrau mehr verwundert als erschreckt.

„In diesem Hause?“ fragte der General noch einmal.

„In diesem Hause, im Zimmer ihres Gemahls!“ wiederholte Madame Kienäcker staunend.

„So ist die arme sanfte Frau verloren!“ rief der General im Tone des tiefsten Schmerzes, „oh! warum sprengte ich nicht gleich selbst hierher? Warum verließ ich mich auf das unglückselige Billet?“

Starr und mit offenem Munde blickte die kleine runde Frau den General an, der mit raschen Schritten, sichtlich in tiefster Bewegung, auf- und abschnitt in dem Gemach.

„Mein Gott, sollte es zu spät sein, meine arme Freundin zu retten?“ fragte Frau von Redow, indem sie ihm in den Weg trat und ihre Hand auf seinen Arm legte.

„Es ist zu spät!“ entgegnete der General bestimmt, indem er stehen blieb, „ich habe, als ich kam, schon ein paar Quartiermeister der Elite-Gensd'armerie in der Nähe des

Hauses bemerkt. Oh! Duroc ist sehr vorsichtig in solchen Dingen!“

Der General lachte laut auf, Frau von Nedow trat todtbleich zurück.

„Jetzt aber wünsche ich endlich zu wissen, Herr General, was das Alles zu bedeuten hat?“ nahm die Hausfrau das Wort mit einer Energie, die halb die Frucht böser Ahnungen war.

„Ah! kleine Madame,“ erwiderte der General zornig, „hätten sie gethan, was ihnen mein Billet befahl, so wäre Frau von Leist jetzt in Sicherheit.“

„Sie ist es, so lange sie unter meinem Dach bleibt!“ rief Madame Nienäcker trotzig.

Der General zuckte die Achseln.

„Reden sie endlich, ich befehle es ihnen!“ commandirte die kleine Frau heftig.

„Bah! Da sie nicht verstehen wollen, so muß ich wohl gerade herausreden. Der Kaiser hat Frau von Leist gesehen, sie hat ihm gefallen, und er hat darum seinem Großmarschall einen Wink gegeben, und —“

„Und?“ fragte Madame Nienäcker eifrig, als der General einen Augenblick inne hielt.

„— und —“ fuhr der fort — „heut Abend wird der Großpalastmarschall einige Quartiermeister von der Elite-Gensd'armie senden und Frau von Leist abholen lassen. Bin ich nun deutlich genug, oder soll ich noch klarer reden, Madame?“

„Barmherziger Gott,“ rief die Kaufmannsfrau außer sich, „der ist ja schlimmer, wie der türkische Sultan, und der will ein christlicher Herrscher sein? der Held des Jahrhunderts? Doch gut, er soll seinen Willen nicht haben, mag er seine Gensd'armen und seine Quartiermeister senden; ich werde Frau von Leist begleiten, und ich will doch sehen, wer sie anrühren wird.“

Madame Nienäcker sah gewaltig tapfer aus in diesem Augenblick, der General aber sagte seufzend: „Was hilft ihnen das Alles, Madame, man würde sie im Vorzimmer doch mit

Gewalt von Frau von Leist trennen und diese allein zum Kaiser führen; doch ich, ich will etwas thun für diese edle schöne Frau, ja, bei Gott und bei meiner Ehre, ich will etwas thun, so war ich ein französischer Edelmann bin!“

Es mußte gewaltig schwer sein, das, was sich der General zu thun vorgenommen, denn er war ganz blaß geworden, als er schwur, und in schwerem Sinnen, das Haupt tief herab geneigt auf die Brust, schritt er auf und ab in dem Gemach.

„Es ist Tollheit,“ flüsterte er vor sich hin, „es ist die volle Tollheit, Duroc wird mich auslachen, aber ich muß, ich kann nicht anders. Er nahm mich gefangen, ich muß ihm zeigen, daß es noch französische Edelleute giebt; und sie, dieses sanfte, seelenvolle Geschöpf, ich glaube, ich könnte mein Lebtag nicht wieder einer Frau in's Gesicht sehen, wenn diese edle Frau das Opfer der kaiserlichen Brutalität würde, und ich hätte vermocht, es zu hindern.“

Es war völlig dunkel geworden indessen, Markthelfer Schletter brachte die brennenden Kerzen und stellte sie auf den Tisch. Kaum hatte er sich entfernt, als der General zu den beiden Frauen gewendet sprach: „Es ist die höchste Zeit, wir müssen einen raschen Entschluß fassen, wenn wir die unglückliche Frau nicht dem schrecklichsten Loose Preis geben wollen, die Boten des Palastmarschalls können jetzt in jedem Augenblick hier sein, und Widerstand ist unmöglich. Ich hoffe, daß ich noch ein Mittel der Rettung in meiner Gewalt habe, wenn sie sich unbedingt meinen Anordnungen unterwerfen wollen!“

Die beiden erschreckten Frauen, denn selbst die kluge Frau von Nedow war unter diesen Umständen völlig rathlos, verneigten sich zum Zeichen ihrer Zustimmung.

„Rufen sie Frau von Leist, wenn ich bitten darf,“ wendete sich der General an die Wittwe, „und bleiben sie oben bei Herrn von Leist, damit er nichts ahnet, denn hoffentlich handelt es sich nur um eine ganz kurze Abwesenheit.“

Frau von Nedow entfernte sich langsam, nachdem sie sich durch einen letzten forschenden Blick die Ueberzeugung von

den redlichen Absichten und der aufrichtigen Hilfsbereitschaft des Generals zu verschaffen gesucht hatte.

„Sie werden Madame und mich begleiten,“ wandte sich der General an Madame Kienäcker, „Toilette ist nicht nöthig.“

„Ich werde Alles thun, was sie fordern, mein General,“ entgegnete die gute kleine runde Frau weinerlich, „denn ich habe meine liebe Frau von Leist in diese Gefahr gestürzt, oh! hätte ich sie doch gleich fortgebracht, als ich das Billet bekam!“

„Das ist jetzt zu spät, meine liebe Madame,“ tröstete der General, „aber Gott wird uns helfen!“

In diesem Augenblick trat Frau von Leist ein, kindlich ahnungslos, lieblich wie immer; mit Bewunderung und Schmerz zugleich hingen die Blicke des Generals sowohl als der Dame vom Hause an der reizenden Erscheinung; denn doppelt schön war Elisabeth von Leist geworden, seit sie den geliebten Gemahl als einen Genesenden betrachten durfte, in herrlichster Fülle war ihre sanfte und weiche Schönheit aufgeblüht, und der leise Zug der Sehnsucht, welche die junge Mutter zu ihrem Sohne in weiter Ferne zog, gab dem holden Gesichtchen einen ganz unaussprechlichen süßen Reiz.

Hastig, verlegen, unklar erst, und endlich doch klar theilte der General der schönen Frau mit, was ihr bevorstand; schauernd wich Elisabeth von Leist zurück, wie eine vom Habicht gejagte Taube wollte sie flüchten und Schutz bei dem Gemahl suchen, mit Mühe wurde sie durch die Bitten des Generals und die Thränen der Hausfrau zurückgehalten. Weinend und zürnend rang sie sich los, nur mit großer Anstrengung, endlich, gelang es der Beredsamkeit des Generals, sie zu überreden, sich in seinen Plan zu fügen.

„Ich stehe ihnen mit meiner Ehre und meinem Leben dafür,“ schwor der General endlich in Elisabeth's Hand, „sie sollen die Wohnung des Kaisers unangetastet wieder verlassen.“

„So lange ich lebe wird man mich nicht von ihnen reißen, liebe gnädige Frau!“ betheuerte Madame Kienäcker mit feuriger Energie.

Elisabeth hatte sich ergeben, aber sie war nicht muthig, sondern zaghaft in ihrer Ergebung, sie weinte und klagte unaufhörlich, bis plötzlich Schletter eintrat, der Markthelfer, und meldete, es sei ein Quartiermeister von der Elite-Gensd'armerie draußen, welcher Frau von Leist zu sprechen wünsche.

Auf einen Wink des Generals ließ Schletter den Agenten des Großpalastmarschalls eintreten. Es erschien ein eisgrauer Quartiermeister, mit vielen Chebrons am Arm, der den General militärisch begrüßte, dann sich aber sofort an Frau von Leist wandte und sehr ehrerbietig sagte: „Der Großpalastmarschall Duc de Frioul wünscht sofort eine Unterredung mit Madame im Schloß zu haben, ein Wagen hält vor der Thür!“

„Haben sie etwas dagegen, wenn ich Madame begleite?“ wendete sich der General an den Agenten.

Dieser stugte etwas, verbeugte sich aber dann und erklärte, daß er darüber gar keine Instruction habe, daß er aber keine Einwendungen machen werde, da er sich erinnere, den Herrn General sehr oft bei dem Duc de Frioul gesehen zu haben.

Schweigend nahm der General den Hut und führte dann die Damen hinunter, indem er den rechten Arm Frau von Leist, den linken Madame Kienäcker gab. Mit einem faunischen Lächeln schritt der alte Quartiermeister hinterher.

Es war eine gut geschlossene Kutsche, welche der General mit den beiden Frauen bestieg; aus Respect vor dem General nahm der Agent des Palastmarschalls Platz neben dem Kutscher; man konnte bemerken, daß Elite-Gensd'armes zu Pferd und zu Fuß den Wagen nah und fern begleiteten. Jedes Entrinnen war eben unmöglich, sobald der Duc de Frioul in dieser Beziehung seine Befehle ertheilt hatte.

Auf dem kurzen Wege zum Schlosse bemühte sich der General, den weinenden Frauen Muth einzusprechen; er sprach vergeblich, denn die angstfüllte Frau, welche zum Opfer der Gelüste des fremden Eroberers bestimmt war, hörte ihn gar nicht, und Madame Mathilde Kienäcker fühlte sich

muthig und grimmig wie eine Löwin, der man ihr Junges rauben will.

Der General trug Frau von Leist mehr aus dem Wagen, als daß er sie führte, Madame Kienäcker faßte die Hand der armen Frau und schleuderte dem Kammerdiener des Großpalastmarschalls, der ihnen ein Zimmer öffnete, einen so zornigen Blick zu, daß der ganz erschrocken zurücktrat.

Als Frau von Leist auf einem Sopha saß, wollte sie die Hand des Generals, den sie als ihre letzte Hülfe betrachtete, nicht loslassen, und als es demselben endlich gelungen war, umschlang sie laut schluchzend die gute Madame Kienäcker. Fest in einander geschlungen saßen die beiden Frauen, das thränennasse Gesicht der Frau von Leist war verschleiert, sie hatte in der Eile einen der Wittwenschleier der Frau von Nedow ergriffen. Ein Armleuchter mit drei Kerzen, der in der Mitte eines großen Tisches stand, verbreitete nur eine geringe Helle in dem hohen, weiten, fast öden Gemach, ringsum tiefe Stille, man vernahm nur das krampfhafte Weinen der Frau von Leist.

Von peinlichster Ungebuld ergriffen harrete der General.

„Seine Excellenz der Herr Großpalastmarschall wünschen den Herrn General zu sprechen!“ meldete endlich ein eintretender Diener.

„Gott sei Dank, wir sind gerettet!“ seufzte der General erleichtert auf, denn das war seine größte Angst gewesen, daß sich Duroc nicht werde sprechen lassen. Er war entschlossen gewesen, für diesen Fall ein Gespräch zu erzwingen, aber das hätte doch seine großen Schwierigkeiten gehabt.

Die Frauen ließen ihn übrigens nur mit Mühe und nach langem Hin- und Herreden seinen Weg gehen.

Der General wurde durch eine Reihe von Zimmern geführt, die alle nur mäßig erhellt aber völlig einsam waren. Endlich kam ihm der Großpalastmarschall mit raschen Schritten entgegen.

„Das ist seltsam, General?“ fragte Duroc hastig, „in welcher Gesellschaft kommen sie hierher?“

„Mit der Gemahlin eines Freundes, Excellenz!“ versetzte der General.

„Bah!“ rief Duroc, wie's schien unangenehm überrascht, und trat einen Schritt zurück.

„Excellenz,“ sagte der General bittenden Tones und so demüthig, als es sein Stolz irgend zuließ, „Excellenz, retten sie mich, ich habe meine Ehre und mein Leben zum Pfand gesetzt, daß ich die Frau von Leist unangetastet wieder nach Hause brächte, retten sie mich!“

„Pelet, sie sind toll, rein toll!“ rief Duroc, „sie wissen, zu welchem Zweck die Frau hierhergeholt ist, und wagen sich so zu avanciren?“

„Ich weiß Alles, Excellenz,“ entgegnete Pelet hastig, „aber ich weiß auch, daß der Großpalastmarschall den Mann nicht zu Grunde gehen lassen wird, der —“

„Der ihn“ — unterbrach Duroc — „zwei Mal aus dem Feinde herausgehauen hat und bis jetzt stets zu stolz war, einen Gegendienst zu fordern. Lassen sie mich reden, Pelet, ich will ihnen helfen, fahren sie mit der hübschen Frau sofort wieder zu Hause, es ist ein glücklicher Zufall, daß ich ihnen helfen kann, aber um Gotteswillen lassen sie sich nie wieder in eine solche Angelegenheit ein. Sich zwischen Ihn und ein Frauenzimmer stellen, das Er haben will, ist unmöglich. Glücklicherweise hat Er beim Zurückreiten ein hübsches, aber noch blutjunges Mädchen bemerkt, man hat mir so eben gemeldet, daß dieselbe angekommen, das allein giebt mir die Möglichkeit, ihre Dame entlassen zu können. Leben sie wohl, General, nein, kein Dank, Jeder thut, was er kann, und noch eins, bringen sie die Frau morgen in aller Frühe fort, es wäre doch möglich, daß Er sich morgen nach ihr erkundigte, wenn ich's auch nicht glaube! Leben sie wohl, lieber General!“

Der Großpalastmarschall zog eine Schelle.

General Pelet eilte in fliegender Hast zu dem Zimmer zurück, in welchem er die Frauen verlassen, er fand sie noch in derselben Stellung, weinend und verzweifelt.

„Wir sind gerettet, kommen sie!“ rief er den noch Zweifelnden zu.

Frau von Leist ließ jetzt Madame Kienäcker aus der engen Umarmung, in der sie dieselbe angstvoll bis jetzt gehalten, ihre Arme sanken nieder, matt und erschöpft lehnte die Gerettete in den Kissen. Sie nahm sich indessen zusammen, sie faltete die Hände über dem Knie, ihre Lippen bewegten sich, sie sprach leise, sie wußte nicht, was sie redete, sie sprach von ihrem Gemahl und von ihrem Knaben, aber ihr Dankgebet lag in ihren schwimmenden, nach oben gerichteten Augen.

Der General meinte leise, daß er noch nie ein so schönes Weib gesehen, und Madame Kienäcker fluchte ganz ungeschont dem Bonaparte, der einen solchen Engel habe in's Verderben bringen wollen.

Doch das Alles war der Inhalt weniger Minuten, es war rascher geschehen als erzählt.

Der General ergriff den Arm der Frau von Leist, auf einem anderen Wege führte sie der Kammerdiener des Großpalastmarschalls zurück, hastig und in höchster Eile trieb er sie, so zu sagen, durch eine Reihe von Zimmern, in einem derselben sahen sie eine ältliche Dame sitzen, welche laut weinte; der General wußte, ohne daß es ihm Jemand sagte, daß es die Mutter des armen Mädchens*) war, welches heute das Opfer napoleonischer Brutalität wurde; er zog Frau von Leist rasch vorüber. Noch eine Treppe hinunter, eine enge Pforte öffnet sich, der kühle Nachtwind rauscht den Befreiten, den Geretteten entgegen. Sie legen den kurzen Weg zu Fuß zurück; in wortreichster Weise dankt Madame Kienäcker dem edlen General, Frau von Leist, die sich jetzt rasch erholt, dankt auch, aber sie spricht kein Wort, doch macht ein zarter und inniger Händedruck dem General ihre Dankbarkeit besser kund, als das eine lange Rede vermocht hätte.

In der Thür des Kienäcker'schen Hauses stehen vier Personen angstvoll harrend: Frau von Redow, der es glück-

*) Dieses Mädchen war die verlobte Braut des Lieutenants Alexander von Bronitowski, der sich später auch als Schriftsteller einen Namen gemacht hat. Das unglückliche Opfer napoleonischer Brutalität starb noch im selben Jahre.

lich gelungen ist, den tapferen Rittmeister durch Vorlesen in den Schlaf zu bringen, und Herr Kienäcker, der durch Frau von Redow weiß, warum es sich handelt; daneben aber Sternkieker, der alte Dragoner, und Schletter, der alte Markthelfer, die nur im Allgemeinen wissen, daß Frau von Leist bedroht ist. Mit einem lauten Freudenruf werden die Rückkehrenden empfangen, ihre schnelle Rückkehr allein ist schon Beweis und Bürge der gelungenen Rettung.

„Sie hatte dem Kaiser gefallen!“ flüsterte der General dem Hausherrn zu.

„Dem lieben Gott aber hat es gefallen, sie zu retten!“ entgegnete Herr Gustav Heinrich Kienäcker bewegt.

„Sie zu retten durch diesen edlen Mann!“ setzte Frau von Redow hinzu, dem General mit einem leuchtenden Dankblick ihre beiden Hände zugleich reichend.

Frau von Leist war schon die Treppe hinaufgeeilt, nach ihrem Gemahl zu sehen; Frau Mathilde Kienäcker schalt bereits tüchtig mit ihrer Hausmagd, daß sie ganz vergessen, für ein Abendessen zu sorgen, kurz, kaum eine Stunde nachdem der Großpalastmarschall Frau von Leist hatte abholen lassen, war im Kienäcker'schen Hause Alles wieder wie vorher.

Verwandlungen.

Den Rock des Königs trägt er wohl noch, am Halse hängt das schöne Kreuz pour le mérite militaire, und der graue Sternkiefer unterläßt nicht, auf jede Anrede pflichtschuldigst zu antworten: zu Befehl, Herr Obristwachtmeister! aber Soldat ist er doch nicht mehr, der gute ehrliche Hans Dinnies von Leist; er ist der verabschiedete Major von Leist, ein Invalide mit schußsteifem Arm und mit lahmem Fuß, ein Invalide von einigen dreißig Jahren! Schweres Schicksal, aber doch erträglich, wenn das Herz ganz und unverzagt geblieben wäre, so wie es die Freunde gehofft und erwartet hatten von dem tapferen Krieger. Es war anders gekommen; leiblich war der Major genesen von seinen schweren Wunden, geistig aber war er kränker als je; mit zunehmender Körperkraft hatte sich eine trübe Gleichgültigkeit der bis dahin unverzagten Seele bemächtigt. Er ging wieder aus, an der Krücke freilich, aber er ging doch wieder; gleichgültig und verbrossen begrüßte er die Freunde, die so viel Antheil an ihm genommen, die sich so herzlich freuten, ihn wieder auf den Füßen zu sehen; finster und mürrisch, ja zuweilen rauh zeigte sich der Mann, der früher durch sein theilnahmvolles Wesen die Herzen Aller, die sich ihm naheten, gewonnen; mit Hans Dinnies von Leist war eine große Verwandlung vorgegangen, eine Verwandlung, so groß, daß Elisabeth, seine Gemahlin, und die verwittwete Frau von Redow, die Jugendfreundin,

die ihn so lange Jahre als einen Andern gekannt, oft bitterlich zusammen weinten und dann Trost suchten bei der kleinen Madame Rienäcker, die ihnen zwar keinen Trost zu geben vermochte, aber doch treulich mit ihnen klagte und weinte, denn selbst dieser guten Frau war die Verwandlung im Wesen des Officiers, der ihr so lieb geworden, nicht entgangen.

Raum war der Major im Stande auszugehen, als er sich auch gleich rüstete, Königsberg zu verlassen und nach Spantow in die Heimath zurückzukehren; mürrisch und verbrießlich stand er davon ab, als ihm der Arzt die Reise ausdrücklich untersagte; dann wollte er in aller Hast das gastliche Rienäcker'sche Haus verlassen; Madame Mathilde war gekränkt, Herr Gustav Heinrich Rienäcker beinahe beleidigt, doch besann sich der Letztere, daß er es mit einem Kranken zu thun habe, und erzwang sein Verbleiben im Hause, was um so edler war, als er sich wahrlich keine Unnehmlichkeit dadurch machte und wenig Dank erfuhr von Seiten Leist's. Tief und ächt in den Herzen Aller mußte die Liebe sein, denn schier unerträglich wurde zuweilen die schroffe, gleichgültige oder höhnische Art, mit welcher der Major jede Annäherung zurückwies, mochte dieselbe nun von seinem sonst so geliebten Weibe, oder von der verehrten Jugendfreundin, oder von dem Rienäcker'schen Ehepaar ausgehen, selbst Sternkiefer stutzte oft vor der unholden Behandlung, die er jetzt fast täglich erfahren mußte. Stundenlang saß der Major allein auf seinem Zimmer und studirte die Zeitungen, und wenn ihn der Arzt dann hinaustrieb, dann stand er unbeweglich auf dem Königsgarten und sah den Exercitien der Truppen zu, denn seit dem 25. Juli waren die Franzosen abgezogen, und die Regimente Prinz Heinrich (ehemals von Schönning) und vacant von Nüchel, die vor dem Kriege schon zur Besatzung von Königsberg gehört hatten, garnisonirten wieder in der Preussischen Hauptstadt.

Die Frauen begriffen die Veränderung nicht, die mit dem einst so lebenswürdigen Manne vorgegangen, die Freunde schrieben sie lebiglich dem großen Unglück zu, das über das Vaterland gekommen, und wurden in dieser Meinung bestärkt,

da politische Gespräche allein noch im Stande waren, den Major aus seiner finstern Pethargie zu reissen.

An einem heißen Augusttage war der Major aus dem Königsgarten gekommen, zwei Stunden lang hatte er den Exercitien der Truppen zugesehen, erschöpft nahm er Platz in dem kühlen Kienäcker'schen Familienzimmer zu ebener Erde. Er nahm ein Journal, „Vesta“ genannt, welches damals in Königsberg erschien, und eine Beschreibung der Feier des 3. August enthielt. Königsberg hatte Königsgeburtstag feierlich begangen; bei der Illumination war wohl selbst in dem entferntesten Gäßchen kein Fenster unerleuchtet geblieben, und der Kammerpräsident Geheime Finanzrath von Auerwald hatte in seinen Zimmern einen patriotischen Actus veranstaltet, bei welchem Musik gemacht und Reden gehalten worden waren. Ganz besonders ausgezeichnet war die Rede des Barons von Schrötter, eines Sohnes des Ministers, und diese Rede studirte der invalide Major von Leist in der „Vesta“. Er hatte nicht Acht, daß sein wackerer Gastfreund, Herr Gustav Heinrich Kienäcker, eingetreten; eine ganze Weile stand das kleine Männlein an der Thür und blickte bekümmert auf den bleichen Mann mit den entstellenden Narben im Antlitz, der vor Kurzem noch ein so kühner Reiter gewesen war. Von all den Schönheiten und Vorzügen, die man einst rühmte an dem eleganten Gensd'armen-Lieutenant, war dem Invaliden nichts geblieben, als die schlanke, edle Gestalt, die sich selbst in dem blauen, bis an den Hals zugeknöpften Militär-Ueberrock nicht ganz verläugnete, denn sogar die hohe Stirn erschien in's Unnatürliche vergrößert durch die Kahlheit des Kopfes; das milde Feuer der braunen Augen war erloschen, und die Lippen, um die sonst freundlicher Mannesernst schwebte, waren dünn und blaß geworden, ließen die Zähne sehen und verliehen dem ohnehin entstellten Antlitz einen Ausdruck von Schärfe und Härte, der etwas unglaublich Abstoßendes hatte.

„Guten Tag, Herr Obristwachtmeister!“ sagte der Kaufherr endlich, indem er näher trat.

„Guten Tag!“ erwiderte der Major eifrig kalt, aber er erhob sich, so schwer ihm das wurde, von seinem Sitz und verbeugte sich, auf seine Krücke gestützt, vor dem Hausherrn.

„Ich habe eine wichtige Nachricht,“ bemerkte Herr Kienäcker, den unangenehmen Eindruck überwindend, den Leist's förmliche Begrüßung auf ihn gemacht, „Seine Majestät der König haben den Freiherrn von Stein als Principal-Minister zu sich berufen.“

„Und damit glaubt man Preußen gerettet, nicht wahr?“ entgegnete der Major höhnisch.

„Das nicht,“ erwiderte Herr Kienäcker, indem er seinem Gaste gegenüber Platz nahm, „aber es ist ein wichtiger Schritt zur Rettung, denn der Freiherr von Stein ist gerade der rechte Mann, um alle die Verbesserungen einzuführen und durchzusetzen, deren Preußen bedarf, um wieder in die Höhe zu kommen!“

„Der Freiherr von Stein,“ murkte Leist, „wäre ein Thor, wenn er sich bemühte, das Unmögliche möglich zu machen, er wird die Berufung nicht annehmen!“

„Er wird sie annehmen,“ beharrte Herr Kienäcker, „ich kenne ihn, je schwieriger die Aufgabe, desto mehr Ehre, und unmöglich ist's doch, Gott sei Dank! noch nicht, unser Preußen wieder in die Höhe zu bringen; wir haben Frieden und wir werden ihn nützen.“

„Frieden!“ rief der Major lebendiger, „ja, Frieden, Gott sei's geklagt! Der Tag von Tilsit hat einen äußern Frieden in die Welt, aber keinen Frieden in die Gemüther gebracht!“

Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er mit tiefer Bewegung in der Stimme fort: „Voll Jammer, mit tiefer Trauer blicke ich zurück in das Elend und Anglick der letzten Jahre, voll Angst und ohne Hoffnung schaue ich in die Zukunft. Wo mein Auge weilen mag, überall finde ich nur Ruinen einer früheren Größe, nur noch Trümmer des großen Staatenbau's, den Friedrichs gewaltige Hand einst gegründet. Im bürgerlichen Leben keine Spur mehr des alten Wohlstandes, überall gelähmte Kräfte, gebrochener Muth, durch

Armuth und Verlust verzagte Gemüther, dafür Laster und Leidenschaften, entfittlichte Seelen in Hütte und Haus!“

„Herr Obristwachtmeister!“ unterbrach Rienäcker mit bittender Stimme, denn er sah den jungen Invaliden in einer Aufregung, die ihn gewaltig überraschte und ihm Besorgnisse für dessen noch immer schwankende Gesundheit einflößte.

„Ja, Preußen hat Frieden,“ fuhr der Major hastig fort, „ihr denkt diesen Frieden zu benutzen, um Preußen wieder empor zu bringen; kurzichtiges Geschlecht! der Feind hat euch den Frieden gegeben, um euch durch denselben bequemer und sicherer zu Grunde zu richten, als er es durch Waffengewalt vermocht hätte. Er liegt noch immer mit gewaltiger Masse und mit unerhörtem Druck im Lande, und ihr redet von Frieden! Ist es der Frieden, der so unerhörte Opfer fordert? Frieden, ja, und die Großmuth eures Napoleon will sich mit hundertvierundfünfzig und einer halben Million begnügen. Gedemüthigt und erniedrigt hat uns dieser Frieden schon, nun wird er Preußen zu einem Staat von Bettlern machen.“

Athemlos beinahe schwieg der Major, der Hausherr aber nahm das Wort und sprach ernst: „Bei dieser Zertrümmerung aller materiellen Kraft und Macht des Staates, in diesem Ruin alles Wohlstandes und Glückes in allen Kreisen des bürgerlichen Lebens beruht die Hoffnung zu einer möglichen Rettung von völligem Untergange, die Hoffnung auf eine einstige Emporhebung zu der verlorenen Größe und dem vernichteten Glück nur noch in der Wiedererweckung der inneren sittlichen Kraft des Volkes, Auserweckung und Förderung vaterländischer Tugenden; Sittlichkeit und Intelligenz, neu gestählt und gestärkt, von Neuem in's lebendigste Bewußtsein der verzagten und trostlosen Gemüther gebracht, wirksam in's Leben und in alle Kreise der Gesellschaft eingeführt, sie sind im schweren Drucke der äußeren Verhältnisse die einzigen Hebel, durch deren Kraft der tiefgesunkene Staat wieder zu Glück, Macht, Ruhm und Ansehen emporsteigen kann. Nur durch eine geistige Wiedergeburt seines gesammten Staatslebens kann Preußen hoffen, einst wieder in seiner

alten Größe dazustehen, seinen alten Ruhm, sein altes Ansehen von Neuem zur Geltung zu bringen. Das ist meine feste Ueberzeugung, Herr Obristwachtmeister, das ist die Ueberzeugung aller Patrioten, und es ist auch die Ueberzeugung Seiner Majestät des Königs, dafür ist uns Bürge die Berufung des Freiherrn von Stein als Principalminister, und darum begrüßen wir dieselbe als eine glückliche Verheißung.“

Der Major hatte aufmerksam zugehört, jetzt erwiderte er ruhig: „Sie wissen, Herr Rienäcker, daß ich nicht der Vertheidiger alter Mißbräuche bin, daß mein Auge nicht verschlossen war für die Gebrechen des Staates, oh! schon lange vor Jena, aber — ich beneide sie um ihre festen Hoffnungen, die ich leider nicht theilen kann. Es hört sich schön an das Wort von der Wiedergeburt des gesammten Staatslebens, sie mögen auch wohl Recht haben, Sittlichkeit und Intelligenz sind die einzigen Hebel, aber, mein Herr, man wird ihnen nicht erlauben, diese Hebel anzusetzen, man wird ihnen keine Zeit lassen zur Wiedergeburt, sie vergessen immer, daß der Feind im Lande steht, ein Paar Meilen von hier, in Braunschweig schon commandirt ein französischer General, der ihnen mit Pulver und Blei auf Sittlichkeit und Intelligenz antwortet.“

„Ich wage es mit der Sittlichkeit und der Intelligenz gegen Pulver und Blei!“ versetzte der Kaufmann lebhaft.

„Sie haben Zeit, Herr Rienäcker!“ sagte der Major mit einem Anflug von Hohn.

„Ich bin fast siebenzig Jahre, und sie, Herr Obristwachtmeister, wenig über dreißig!“ erwiderte der Hausherr freundlich.

„Nah, reden sie nicht von mir,“ rief Herr von Leist heftig, „ich bin nichts, weniger als nichts, ich bin ein Krüppel, ein trauriger Krüppel, der an der Krücke dem Grabe zuwannt.“

„Herr Obristwachtmeister,“ bat der Kaufmann, tief gerührt von dem namenlosen Schmerz, der sich in den Worten des jungen Invaliden kundgab, „reden sie nicht so, Herr Obristwachtmeister, es sind Ehrenwunden, die sie empfangen im Kampf für das Vaterland, mit Ehrfurcht werden die jungen Geschlechter auf dieselben blicken —“

Mit einem höhnischen Gelächter unterbrach der Major den Sprechenden, der ganz erschrocken inne hielt. „Oh! guter Herr Kienäcker,“ spottete der Officier grimmig, „was denken sie? Die jungen Geschlechter werden mit Nichten voll Ehrfurcht auf uns blicken, sie haben jetzt schon das Herz voll Hohn und den Mund voll Spott für die Stelzbeine und die Invaliden. Wissen sie, was mir gestern Knaben von zehn und eifß Jahren in euren Königsberger Straßen nachgerufen haben? Ich will es ihnen sagen, mein guter Herr Kienäcker, die Knaben riefen: Seht da, der Officier mit dem lahmen Bein ist von Jena bis Königsberg in einem Zug gelaufen, dabei hat er sich den Fuß vertreten! Das ist das Urtheil ihrer jungen Geschlechter, Herr Kienäcker!“

„Mein Gott, Herr Obristwachtmeister,“ sagte der Kaufmann, „sie werden doch die Frechheit eines Straßenbuben —“
 „Es sind die jungen Geschlechter, Herr Kienäcker!“ unterbrach der Major hartnäckig.

Der Kaufmann schwieg, er fühlte, daß es ihm, für jetzt wenigstens, nicht möglich sein werde, gegen das tief erbitterte Gemüth seines Gastfreundes anzukämpfen, und darum war es ihm doppelt lieb, daß in diesem Augenblick die Damen eintraten.

Der Major erhob sich augenblicklich und ging ihnen entgegen, er verneigte sich sehr höflich vor seiner Gemahlin, und als ihm Elisabeth mit wehmüthiger Bitte im Antlitze treuherzig die Hand reichte, ergriff er dieselbe, küßte sie flüchtig und wendete sich zu Frau von Redow; wahrscheinlich würde er auch die Hand der Wittve geküßt haben, diese aber zog sich mit einer entschiedenen Bewegung zurück und warf dem Jugendfreunde einen großen vorwurfsvollen Blick zu. Der Major versuchte zu lächeln, suchte leicht mit der Achsel und kehrte dann zu seinem Sitze zurück.

„Haben sie schon die Beschreibung von Königs Geburtstag in der „Besta“ gelesen?“ fragte er, das Blatt, in dem er zuvor gelesen, aufnehmend, die Wittve.

„Du solltest uns ein wenig Musik schenken, liebe Elisabeth!“ wandte sich Frau von Redow an die betrübte Freundin,

indem sie eine stolze Miene annahm und die Frage des Majors geflüstert überhörte.

„Wenn es dir nicht unlieb wäre?“ fragte Elisabeth schüchtern ihren Gemahl.

„Bitte, bitte, im Gegentheil!“ entgegnete der höflich, indem er sich verneigte.

Der armen Frau standen die Thränen in den Augen, als sie langsam zu dem kleinen hübschen Klavier mit dem buntlackirten Deckel ging, das zwischen den Fenstern einen Platz hatte. Sie setzte sich, suchte eine Weile unter den Musikalien, die da auf einander geschichtet lagen, im Geiste aber erwog sie, welche Pièce ihrem Gemahl ganz besonders angenehm sein müßte gerade in seiner jetzigen traurigen Stimmung. Da entsann sie sich plötzlich einer Romanze, die Leist einst in bessern Tagen ihr oft vorgespielt und gesungen, und die er besonders liebte, weil sie sein liebster Kamerad, der Lieutenant von Rostig vom Regiment Gensd'armes, für ihn componirt hatte.

Frau von Leist sang diese Romanze, wie man solche Sachen singen muß, mit großer Freiheit und großer Einfachheit.

Die Musik machte sichtlich den tiefsten Eindruck auf den Major; anfänglich war er entschieden mißanthig und unruhig, er wollte die Musik nicht gern hören, er wollte nichts wissen von den Erinnerungen, welche die bekannten Töne in ihm weckten, aber schon im zweiten Verse vermochte er der Gewalt der Stimme und der Erinnerungen nicht mehr zu widerstehen; Frau von Redow beobachtete ihn scharf, ein schmerzlich-süßer Schauer durchlief den invaliden Mann, er zitterte heftig und vermochte das Blatt, das er in die Hand genommen, um seine Gleichgültigkeit zu zeigen, nicht mehr zu halten, er ließ es fallen und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück in den Stuhl. Ströme von wechselnden Empfindungen durchbrausten seine Seele und zeigten sich theilweise in dem unaufhörlich wechselnden Ausdruck seines Gesichtes; als aber Elisabeth mit leiser, fast versagender Stimme den Schlußvers gesungen, da erhob sich der Major

jäh von seinem Sessel, streckte die Rechte aus und rief:
„Ja, ja, er hat Recht:

Ich habe nicht zum Leben,
Zum Sterben nur noch Macht,
Nehmt ihr den Tag, die Sonne,
Mir laßt den Sturm, die Nacht!“

Die ganze Aufregung der gekränkten, verbitterten, verzagenden und doch trotzigem Seele des armen Mannes lag in diesen Worten, aber gleich darauf, als schäme er sich, diese Gefühle gezeigt zu haben, nahm der Major von Leist seinen Hut und sagte: „Wissen die Damen schon, daß der von Kostitz seinen Abschied genommen hat und in kaiserlich russische Dienste getreten ist?“

Nach dieser Mittheilung verneigte sich der arme Mann so elegant, als es ihm seine Invalidität gestattete, und wankte auf seine Krücke gestützt hinaus. Er verließ nicht nur das Zimmer, sondern auch das Haus; schweigend blickten ihm die Drei, die er verlassen, nach, sie sahen ihn über den kleinen Platz gehen, erst als er in der nächsten Straße verschwunden, wendete sich Frau von Medow an Herrn Kienäcker und fragte ihn, was er von dem Zustande des Majors halte.

„Gnädige Frau,“ erwiderte der Kaufmann ehrlich, „mir ist angst und bange um unsern lieben Major; das Unglück des Vaterlandes frißt ihm am Herzen, er verzweifelt an der Zukunft des Vaterlandes, und seine Verzweiflung ist eine doppelte, weil ihn seine Blessuren hindern, thätig helfend einzuschreiten; könnte er zu Pferde steigen, er würde glauben, als Mann und Officier seine Schuldigkeit thun zu müssen, und darin würde er Genugthuung und Heilung für sein verwundetes Gemüth finden, selbst bei der Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit aller Anstrengungen. Ich gestehe, daß ich nicht mehr weiß, was ich machen soll, er ist unzugänglich; ich habe mich mehrfach bemüht, ihn auf eine Thätigkeit für König und Vaterland hinzuweisen, bei der er nicht zu Pferde zu steigen braucht, aber er versteht mich nicht oder er will mich nicht verstehen. Doch soll es an mir wahrlich nicht liegen,“ setzte der Ehrenmann tröstend hinzu, „ich werde nicht

nachlassen in meinen Versuchen, und endlich findet sich dann doch wohl mal eine gute Stunde, in der ich ihm beisomme; habe ich ihn aber einmal zu einer bestimmten patriotischen Thätigkeit bewogen, dann, meine Gnädige, dann ist er gerettet, darauf kenne ich unsern lieben Major.“

Frau von Leist drückte dem wackeren Manne die Hand, sie hörte in seinen Worten nur die Hoffnung, und ihr liebendes Herz war innig dankbar für jeden Schimmer derselben. Frau von Medow dagegen wiegte sinnend das Haupt, sie hatte während des Gefanges tiefe Blicke in die Seele ihres Jugendfreundes gethan, sie war überzeugt, daß weder der Kummer um das Unglück des Vaterlandes, noch der Schmerz des Soldaten, der sich zur Unthätigkeit verdammt sah, diese Veränderung allein hervorgebracht habe, die untrügliche Ahnung einer liebenden Frauenseele führte sie auf die richtige Spur. Lange überlegte sie, was ihr zu thun obliege, nach den neuen Entdeckungen, die sie gemacht.

Während diese Drei sich in liebender Sorge um ihn ängsteten und kümmerten, war der Major, von einer gewaltigen Aufregung getrieben, so rasch fortgeschritten, als sein Zustand ihm gestattete, und bald genug befand er sich außerhalb der Thore Königsbergs. Er schlug ohne weitere Wahl einen Weg ein, der zwischen Gärten und Vorstadthäusern hinführte und im Augenblick noch etwas einsam war, obwohl derselbe zu späterer Stunde eine zahlreich besuchte Promenade bildete. Anfänglich war der Major ziemlich rasch gegangen, allgemach nöthigte ihn seine Schwäche, einen langsameren Schritt anzunehmen, und endlich stand er, mehr vor Ermüdung als aus Theilnahme, still vor einem eisgrauen Invaliden, der bei seiner Annäherung seine Drehorgel in Bewegung setzte und in Erwartung einer kleinen Gabe sein Stück ableierte. Herr von Leist zog seine Börse und reichte dem Kriegsmanne, der invalid war, wie er selbst, eine bei weitem größere Gabe, als der alte Mensch sonst wohl zu bekommen gewohnt war. Der Mann dankte nicht in Worten, sondern durch Thaten, denn da der Major vor ihm stehen blieb, so drehte er tapfer weiter und spielte alle Stücke, deren sein Leierkasten fähig

war. Nach einer ganzen Weile erst bemerkte das Herr von Leist, befann sich, reichte dem Invaliden ein zweites Geldstück und fügte einen guten Soldatenspruch hinzu, durch den die reiche Gabe für den alten Soldaten des großen Friedrich noch einen höhern Werth erhielt. Der Major aber ging langsam weiter. Etwa zwanzig Schritte mochte er von dem Invaliden entfernt sein, als ziemlich hastig ein Weib zu dem Leierkasten trat, eine Kupfermünze hinwarf und eilig fragte: „Kannte er den Herrn? was sagte er?“

„Kenne ihn nicht,“ entgegnete der Invalide gut gelaunt, „aber ein braver Herr, hat auch bei der Cavallerie gestanden, zerschossen wie ich, hat aber nicht nöthig die Orgel zu drehen, Gott lohne ihm seine Großmuth!“

Das Frauenzimmer, das den Invaliden eben so schnell verließ, als es denselben angetreten hatte, war mit einer Art von bettelhafter Eleganz gekleidet, ihr Anzug war von modischen Stoffen, aber schmutzig und verknittert, und zu dem Anzuge paßte auch ihr Gesicht vollkommen, auf das allerlei Laster und Leidenschaften ihre Zeichen tief eingegraben, das aber dennoch einen Ausdruck bewahrt hatte, der eine gewisse Vornehmheit zeigte; die starke Röthe dieses Gesichtes verrieth eine Neigung zu geistigen Getränken, und der scharfe dreiste Blick der mandelförmigen Augen von unbestimmter Farbe konnte noch immer durchdringend und imponierend sein, obwohl er in Folge des Trinkens stier geworden war. Um den Mund der Frau schwebte fortwährend ein süßliches Lächeln, das sonst vielleicht nicht unangenehm gewesen, jetzt aber schauerhaft erschien, weil der Mund in Folge der Zahnlosigkeit zusammengefallen war.

Dieses Frauenzimmer eilte ziemlich rasch auf einem Fußpfade dahin, der neben der Straße herlief, und man mußte zugeben, daß die Frau, obwohl ihre Figur klein und sehr stark war, in Gang und Bewegung Manieren zeigte, welche nur der guten Gesellschaft eigen zu sein pflegen.

„Er ist's, er ist's wahrhaftig!“ sagte diese Frau zu sich selbst, „das ist doch nochmal ein Glück, was ich mir wahrlich nicht träumen lassen konnte, ich bin gerettet! Ich glaube

nicht, daß seine Freude bei diesem Wiedersehen eben so groß sein wird, wie die meine ist, aber was geht das mich an? er wird mir geben, was ich haben will, um mich nur los zu werden, aber wahrlich billig soll er nicht fortkommen! Er ist reich!“

Unter diesen und ähnlichen Selbstgesprächen hatte die Frau auf einem Nebenwege den Major überholt, sie trat jetzt in die Hauptallee ein und kam dem armen Manne entgegen.

Nicht ohne eine gewisse Koketterie zog sie das verblasste blaueidene Tuch über die Schulter und stützte sich, langsam näher kommend, auf einen großen ziemlich unsauberen Regenschirm. Herr von Leist, der lediglich mit seinen Gedanken beschäftigt dahin schritt, hatte nicht Acht auf die Frau, und so kam es, daß er plötzlich dicht vor ihr stand und zerstreut in ein Antlitz starrete, das ihm ganz fremd zu sein schien, obwohl die Frau den Kopf in den Nacken warf, so daß die Krempe des dachartigen Modehutes ihn nicht hindern konnte, ihre Züge genau zu sehen.

„Verzeihen sie!“ sagte der Major, sich zerstreut entschuldigend, und wollte zur Seite treten.

„Mein Gott,“ rief die Frau, indem sie die Ueberraschte nicht ganz übel spielte, „täusche ich mich, oder sind sie es wirklich, Herr von Leist?“

„Ich bin allerdings der Major von Leist!“ antwortete der Officier wirklich überrascht und blickte jetzt aufmerksam in das Gesicht der Frau, die ganz dreist seine Hand ergriff und sehr zudringlich fragte: „und sie kennen mich nicht?“

„Nein, ich kenne sie nicht, Madame!“ erwiderte der Major, dessen Reizbarkeit durch die Begegnung erregt wurde, dem überdem aber der Duf von Branntwein, der ziemlich stark dem Munde der Frau entströmte, sehr lästig fiel.

„Sagt ihnen ihr Herz nichts, Undankbarer?“ fuhr die Person mit einem Anfluge von Sentimentalität, die sie dem Major nicht angenehmer machte, fort, „oh! sie kennen die nicht mehr, welche einst ihre beste Freundin war und es noch ist!“

Da es dem Major nicht gelang, seine Hand frei zu machen aus der Bestridung, in der sie von den feisten,

fleischigen, aber auch nervigen Fingern der Frau gehalten wurde, so ergab er sich in sein Schicksal und betrachtete die Person einen Augenblick etwas genauer als bisher.

„Ist das möglich!“ rief er plötzlich und prallte einen halben Schritt zurück, so jäh, daß seine Hand frei wurde, daß er aber auch beinahe umgesunken wäre, wenn nicht ein Baum in der Nähe gewesen. Schwer athmend und todtbleich lehnte der arme Mann an dem Stamme der Linde, er streckte seine Krücke der Frau wie eine Waffe entgegen und seine Augen funkelten so grimmig, daß die Person wohl sah, sie dürfte sich ihm nicht noch mehr nähern.

„Bist du denn des Teufels, Weib, hierher zu kommen!“ brach er zornig aus, rasch aber setzte er, seine Aufwallung verbessernd, hinzu: „unselige Frau, wie konnten sie wagen, hierher zu kommen?“

„Wirklich, der Herr Sohn haben einen recht artigen Empfang für die Schwiegermama!“ bemerkte die Frau höhnlisch lachend.

Der Major war keines Wortes mächtig, die unerhörte Frechheit der Frau machte ihn sprachlos; „und wie geht es meinem lieben Töchterchen,“ fuhr die Person fort, „was macht die schöne Frau Gemahlin, Herr Sohn? schon kleine Familie angekommen, he?“

Es lag jetzt ein solches Uebermaß von boshafter Gemeinheit in dem ganzen Auftreten der Frau, daß sich der Major schüttelte, wie man sich vor Ekel schüttelt, wenn man ein giftiges Gewürm entfernen will; die Frau bemerkte diese Bewegung und verstand sie sehr wohl, denn höhrend und spottend perorirte sie weiter: „Sie sind sehr zärtlich, mein Herr Sohn, aber das ist ja auch ganz natürlich, ich bin ja die Begründerin ihres Eheglücks, ohne mich hätten der Herr Sohn die schöne Elisabeth von Reinbach nie bekommen, sondern —“

Hier stockte die Frau, sie scheute sich, den Namen des Kammerherrn von Redow auszusprechen, und ihr Stocken gab dem Major die Besinnung wieder, er richtete sich stolz auf und sprach, die Krücke erhebend: „Geh' deines Weges,

Weib, du wirst deiner Strafe nicht entinnen, aber ich will dein Angeber nicht sein!“

Das Weib lachte frech.

„Geh,“ wiederholte der Major, „der Bluträcher ist hinter dir, die Wittve des Kammerherrn von Redow, den du gemordet, ist in dieser Stadt; die Beweise des teuflischen Verrathes, den du gesponnen einst zu Berlin, sind da; es ist bewiesen, daß du meines Weibes Mutter mit Gift gemordet, um dich an ihre Stelle zu setzen, das Maß deiner Verbrechen ist übervoll, geh!“

Der Major sagte das nicht heftig, sondern ruhig, ganz ruhig mit einem traurigen Ernste, der selbst dem elenden, unseligen Frauenzimmer auf einen Augenblick imponirte; die Stiefmutter der Frau von Leist schwankte wirklich einen Moment, bald aber fand sie wieder einen Halt in der gußeisernen Underschämtheit ihrer gemeinen Seele.

„Ein hübsches Register,“ sagte sie mit einer kurzen Lache, „und wahrlich, es würde sich nicht übel ausnehmen, wenn man zu lesen bekäme, daß an irgend einem schönen Morgen die Schwiegermutter des Herrn von Leist als Mörderin und Giftmischerin hingerichtet worden, he! was sagen der Herr Sohn dazu?“

Triumphirend that die Person diese Frage, aber sie hatte sich gänzlich verrechnet, der Erfolg war ein ganz anderer, als der, den sie sich versprochen, denn Herr von Leist betrachtete sie mit einer Art von wissenschaftlicher Neugier und begnügte sich endlich mit der einfachen Aeußerung: „Das Weib ist in der That noch frecher, als ich mir vorgestellt habe!“

Die verworfene Person war klug genug, um einzusehen, daß sie auf diesem Wege nicht fortfahren dürfe, wenn sie ihre Absicht auf den Geldbeutel des Majors erreichen wollte; sie änderte also sofort die Art ihres Angriffs und erzählte mit außerordentlicher Zungengeläufigkeit, daß sie durch einen Schurken um all ihr Hab und Gut betrogen worden sei, daß sie den Betrüger verfolgt habe und sich jetzt von allen Mitteln entblößt in der jämmerlichsten Lage befinde. Endlich schloß sie mit der Versicherung, daß es gar nicht ihre Absicht

sei, dem Herrn von Leist beschwerlich zu fallen, daß sie aber hoffe, derselbe werde ihr eine Unterstützung zur Rückreise nach Frankreich, wo sie noch Freunde und Mittel habe, nicht versagen.

Der Major hatte ruhig zugehört, aber mit unbeschreiblichem Ekel blickte er auf das Weib, das ihm bittend und kriechend noch viel scheußlicher erschien, als vorher spottend und höhrend.

Die Frau erneuete ihre Bitte um eine Unterstützung.

„Weib, unseliges Weib,“ entgegnete Herr von Leist nach kurzem Nachdenken, „ich kann dir nichts geben, gar nichts, ich kann den Vorwurf nicht auf mich laden, einer schweren Verbrecherin die Flucht erleichtert zu haben.“

Es war eine so eisige Härte in dem Ausspruch des Majors, daß die Verbrecherin erschrocken zurückbebt und ihr Todesurtheil zu vernehmen glaubte. Mühsam faßte sie sich noch einmal, sie spähetete scharf, aber sie vermochte auch nicht einen Zug von Nachgiebigkeit in dem bleichen Antlitz Leist's zu erspähen, und mit einem tiefen Seufzer sagte sie sich, daß hier jede Bitte, jedes Wort verschwendet sein würde. Dieser Fehlschlag aller ihrer Berechnungen und Hoffnungen bestürzte sie so, daß sie stumm und still stehen blieb, mit gespannter Erwartung den Ausgang einer Unterredung herbei wünschend, die ihr schrecklicher geworden war, als sie sich jemals hätte träumen lassen.

Der Major warf ihr noch einen kalten, gleichgültigen Blick zu, dann drehte er sich um und ging den Weg zurück, den er gekommen. Mit stieren Blicken schaute ihm die Verbrecherin nach; der Major hatte ungefähr vier Schritte gemacht, da fiel seine Börse klirrend zu Boden. Die unselige Frau fuhr zusammen, ihr Auge funkelte auf in neuem Glanze, mit einer katenglatten, raschen Bewegung schoß sie vorwärts, griff die Börse auf, wog sie in der Hand, und als sie Gold blitzen sah durch die seidnen Maschen, verbreitete sich eine häßliche Desfrieidigung über ihr rothes, gedunsenes Gesicht, und erleichtert aufseufzend sagte sie: „Das war ein hart Stück Arbeit, aber der Lohn ist gut!“

Herr von Leist hatte sich nicht umgesehen, er sah auch nicht, daß das unselige Weib hinter ihm drohend die Faust schüttelte, bevor sie in einen Nebenpfad eintrat.

Hans und Mariechen.

Es ist fast Winter geworden und noch immer ist Herr von Leist mit seiner Gemahlin ein Gast des Nienäder'schen Hauses, auch Frau von Redow weiß noch darin. Der arme Major war auf's Neue erkrankt, ein schweres Nervenfieber war über ihn gekommen, er hatte es überstanden, aber die Wuth dieser Krankheit schien für lange Zeit den besten Rest seiner Kräfte vernichtet zu haben. Gebrochen ruhete die noch kurz zuvor trotz aller Wunden stattliche Gestalt im Lehnstuhl, und greisenhaft waren die Züge des angehenden Dreißigers.

Niemand wußte, was den unglücklichen Mann so gewaltig erschüttert hatte, denn das Unheil war ganz plötzlich über ihn gekommen; in den wildesten Fieberphantasien rasend und laut tobend fand man ihn an einem Abend auf seinem Lager. Ganz in der Stille hatte der getreue Sternlieker dem Arzt, der ein scharfes Examen mit ihm anstellte, verrathen, daß er kurz zuvor seinem Herrn einen kleinen schmutzigen Brief gebracht, den ein unbekannter Mensch für ihn abgegeben. Der Arzt hatte eifrig nach diesem Briefe suchen lassen, er war nicht gefunden worden, der Arzt wußte natürlich nicht genau, ob die plötzliche Krankheit des Majors mit diesem Briefe im Zusammenhange stehe, aber er vermuthete es, und seine Vermuthung wurde zur Gewißheit, als er am dritten oder vierten Tage der Krankheit in der bis dahin fest geschlossenen Hand des Majors Papierreste entdeckte. Freilich

vermochten dieselben keinen Aufschluß zu geben, denn die mit Bleistift geschriebenen Zeilen waren völlig unlesbar geworden in dem langen und festen Druck der fieberglühenden Hand des Kranken. Der Arzt wußte seitdem, daß eine plötzliche tieferschütternde Botschaft den ohnehin noch schwachen Mann in diese neue Krankheit gestürzt hatte.

Der ärztlichen Kunst und der starken Natur war die Krankheit gewichen, und nach Wochen begann sich der Major wieder zu erholen, der Arzt gab die beste Hoffnung und versicherte sogar, der Kranke werde jetzt gesünder werden, als er vor diesem Nervenfieber hätte hoffen können, die Natur habe alles Krankhafte ausgestoßen aus dem Organismus, der zwar jetzt noch geschwächt, aber nur noch der Stärkung und der Zeit zur Erholung, aber keiner Heilung mehr bedürftig sei.

Auch in dem Wesen des unglücklichen Mannes gab sich bei seiner zweiten Genesung eine wesentliche Veränderung kund, er war ernst und traurig, aber mild und duldsam. Es war in ihm keine Spur mehr von jener Reizbarkeit, von jener Härte, Schärfe und Heftigkeit, von jenem Hohn und jener Bitterkeit, die er gezeigt in der Zeit zwischen seiner ersten und seiner zweiten Krankheit. Mit traurigem Ernste, aber mit einer weichen und wehmüthigen Herzlichkeit litt er die Bemühungen der freundlichen und liebenden Menschen, die ihn umgaben; er bedurfte ihrer Dienste, er nahm sie dankbar an, und Herr Gustav Heinrich Kienäcker, der täglich eine Stunde Piquet mit seinem Gaste spielte und sich dann noch länger mit ihm unterhielt, sagte zu seiner kleinen Frau oft: „Jetzt kommt der ganze Mann wieder zum Vorschein bei unserem armen Major, er hat sich entschlossen, sein herbes Geschick männlich zu ertragen, und er thut es; daß er das noch nicht mit Heiterkeit kann, ist natürlich, aber er kann es schon ohne Murren, und das ist gewaltig viel!“

Die Frauen liebten jetzt den Kranken mehr als je, Jede in ihrer Weise, und er wußte mit ihnen wieder zu reden, wie in alter Weise, wenn sich auch in Allem, was er that und sagte, ein tiefer Kummer kund gab, ein Schmerz, dessen leise, unwillkürliche Aeußerungen die weichen Frauengemüther oft

bis zu Thränen erschütterten. Elisabeth wich kaum von der Seite ihres Gemahls, der ihr mit einer Zartheit begegnete, welche zwar nicht die Zärtlichkeit von ehemals war, aber doch an diese erinnerte und von der liebenden Frau für diese genommen wurde. Auch die gute kleine Madame Kienäcker rieb sich vergnügt die runden fleischigen Finger und glaubte Alles auf dem besten Wege; versuchte doch der Genesende zuweilen einen Scherz mit ihr, ganz, oder doch fast ganz so wie in früheren Tagen. Nur das scharfe Auge seiner Jugendfreundin hatte der Major nicht zu täuschen vermocht, die Kammerherrin von Redow bemerkte wohl, daß der liebe Freund mit Madame Kienäcker nur scherze, um dieser guten Frau eine Freude zu machen; sie sah klar, daß die zarte Art und Weise, mit welcher der Major gegen seine Gemahlin sich benahm, himmelweit verschieden von jener innigen Zärtlichkeit früherer Tage war, und am genauesten wußte sie, daß die Vertraulichkeit, die Hans Dinnies von Leist jetzt gegen sie zeigte, nur die alte Form war, welcher der Inhalt, das Vertrauen selbst, völlig fehlte.

Geschäfte riefen Frau von Redow nach der Mark und nach Berlin dringend zurück, aber sie zögerte noch mit der Abreise, denn sie vermochte es nicht über sich, also zu scheiden von dem geliebten Jugendfreunde und von Elisabeth; sie wollte vor ihrer Abreise noch einen Schritt wagen zur Verständigung, zu diesem Schritt aber hatte sie die Einwilligung des Arztes nöthig. Als sie diese endlich hatte, als ihr der Arzt die blüdigste Versicherung gegeben, daß selbst ernste und erschütternde Gespräche dem Genesenden nichts mehr schaden würden, kündigte sie ihre nahe Abreise an.

Am einem Nachmittage, einige Tage vor ihrer Abreise, hatte Frau von Redow in ihrer stillen klugen Weise Frau von Leist und Madame Kienäcker zu einem Ausgange bewogen; sie trat in das Zimmer des Jugendfreundes, den sie allein fand.

In schwarzen Sammtstiefeln und im langen grauen Schlafrock, den Kopf mit einem Mützchen bedeckt, saß der Major bequem in seinem Lehnstuhl, der dicht an den ge-

waltigen Kachelofen gerückt war, und rauchte aus einer kurzen Pfeife mit einem gewaltigen Meer Schaumkopf, die ihm Herr Gustav Heinrich Kienäcker kürzlich zum Geschenk gemacht hatte.

Er nickte der Eintretenden mit jenem trüben Lächeln zu, welches der Kammerherrin immer wie das Gespenst jenes ernstfreundlichen Lächelns vorkam, das sie einst an dem Knaben und dem Bäumlinge so liebenswürdig gefunden.

„Störe ich dich, lieber Hans?“ fragte Frau von Nedow, auf einem Tabouret neben dem Lehnstuhl Platz nehmend, auf welchem Elisabeth gewöhnlich zu sitzen pflegte.

„Stören, gewiß nicht,“ entgegnete der Major, „aber helfen kannst du mir!“

Er deutete mit dem steifen Arm auf eine Doppelreihe von stattlichen Äpfeln, mit denen die Platte der Ofenröhre besetzt war.

Frau von Nedow sah ihn fragend an.

„Nun, weißt du nicht, Mariechen,“ erklärte der Invalide, „daß wir als Kinder immer die ersten Bratäpfel an dem Tage bekamen, an welchem der erste Schnee gefallen war. Ich habe das zufällig einmal erzählt, und als nun vorher die ersten Schneeflocken flogen, kam die gute Madame Kienäcker und brachte die Äpfel zum Braten, damit ich, wie ehedem, mit dem ersten Schnee die ersten Bratäpfel bekäme; du kannst mir helfen, sie umzudrehen, Mariechen!“

Frau von Nedow lächelte, denn Herr von Leist war in der Stimmung, in der sie ihn haben wollte; die kleine freundliche Aufmerksamkeit der Hausherrin hatte ihm wohlgethan.

„Weißt du noch, Hans,“ begann sie nach einer kleinen Weile, „wie oft wir in Mogreben als Kinder am Ofen gesessen haben, und wie ungeduldig wir waren, ehe die Äpfel gar wurden?“

„Gewiß,“ entgegnete der Major rasch, „ich sehe dich noch in deinem braunen Kleidchen und deinen dicken rothen Ärmchen vor mir, als sei's erst gestern gewesen, wir knieten dann am Ofen alle drei, du, mein Bruder und ich.“

„Und wir hatten Jedes,“ fuhr die Kammerherrin fort, „ein Stück Zuckerkant in der Hand, das steckten wir in den

gebratenen Apfel, und wenn es darin geschmolzen war, schmeckte er köstlich süß. Dein Bruder aber hatte stets das größte Stück.“

„Dafür war er der Majoratsherr!“ bemerkte Leist scherzend.

„Du aber,“ erzählte die Kammerherrin, die sich dieser Erinnerung zu freuen schien, „du aber stecktest mir stets deinen Zuckerkant in meinen Apfel und sagtest: du möchtest Äpfel nicht süß essen! Ich wußte es wohl besser, aber ich litt es gern, denn ich sah daran, daß du mich lieb hattest, und dann, ich darf's jetzt ja wohl gestehen? aß ich schon damals gern süß!“

Der Major blickte mit seinem wehmüthigen Lächeln in das bleiche, scharfe Angesicht der Wittwe, er suchte die unvergessenen Züge des Kindes von damals in der Physiognomie der selbstbewußten Frau.

„Ja, mein lieber Hans,“ versuchte die Wittwe zu scherzen, „ich habe mich doch wohl ein wenig verändert seit den heitern Tagen in Mogreben, da du mich im Spiel deine Braut nanntest?“

„Und warum bist du es nicht im Ernst, im Leben geworden?“ fragte der Major von Leist, nachdenklich vor sich hinblickend; er seufzte und wußte wohl kaum, was er gesagt hatte.

Die Wittwe schwieg einen Augenblick, dann sagte sie wehmüthig: „Das ist unrecht, Hans, so solltest du nicht sprechen, du thust Elisabeth und mir Unrecht; bin ich es nicht gewesen, die es hauptsächlich wenigstens möglich gemacht hat, daß Elisabeth deine Frau wurde? ist sie nicht viel schöner und viel besser als ich?“

Der Major blickte starr vor sich nieder, Frau von Nedow aber bemerkte wohl, daß dem Freunde die Hände zitterten und die Lippen bebten. Es entstand eine Pause, die etwas Peinliches hatte.

„Hans!“ sagte Frau von Nedow, indem sie ihre Hand auf den Arm des Majors legte.

„Mariechen!“ antwortete der zusammenzuckend bei dieser Berührung und blickte die Jugendfreundin an.

„Erinnerst du dich,“ begann die Wittwe, „eines regnerischen Abends in Berlin, es ist nur wenige Jahre her, ich kam zu dir in deine Wohnung, weist du, an der Ecke der Tauben- und Friedrichsstraße, wo die schmale, steile, häßliche Treppe bis an deines Zimmers Thür gerade führte —“

Die Kammerherrin sprach von diesen Aeußerlichkeiten länger, weil es ihr schwer wurde, die Sache selbst, die sie sagen wollte, zu berühren; der Major, der sie aufmerksam ansah, bemerkte es und sprach helfend: „Laß das gut sein, liebes Mariechen, ich erinnere mich jenes Abends ganz genau aus zwei Ursachen, denn erstlich gabst du mir an jenem Abende den höchsten Beweis deiner Freundschaft und deines Vertrauens zu mir —“

„Ich verrieth dir die Geheimnisse des armen Nedow!“ schob die Kammerherrin mit leiser Stimme ein und senkte die stolze Stirn, die sich mit heller Schamröthe färbte. Die hochgefinnte Frau konnte sich noch immer die Mittheilungen jenes Abends nicht vergeihen, obwohl sie dieselben damals für nothwendig gehalten und sie noch heut dafür hielt.

„Wie kannst du von Verrath sprechen, Mariechen,“ tabelte Peist milde, „dem armen Nedow konnten deine Mittheilungen nicht schaden und haben ihm nicht geschadet, mir aber gedachtest du zu helfen.“

„Und habe ich dir nicht geholfen?“ fragte die Wittwe, nun ihrerseits einen vorwurfsvollen Ton annehmend.

„Das ist die zweite Ursache, welche mir jenen Abend unvergeßlich macht,“ fuhr der Major nachdenklich und bewegt fort, „jener Abend entschied über mein Schicksal, an jenem Abend erst entschloß ich mich, Elisabeth von Reinbach zu heirathen.“

„Ich entschied dein Schicksal,“ erklärte Frau von Nedow stolz, „ich bestimmte dich, einen Schnellen Entschluß zu fassen und dem guten, schönen Mädchen, das du liebtest, das deine Liebe erwiederte, die Hand zu reichen!“

„Mir graute davor,“ sagte der Major langsam, indem er die Freundin seltsam ansah, „dem alten Geschlecht der

Leiste eine solche Verwandtschaft wie die Reinbach'sche zuzuführen!“

„Und ich,“ rief die Wittwe heftig, „ich weiß es noch genau, ich warnte dich vor dem Stolz auf dein reines Geschlecht; ich sagte dir, es könne ein Tag kommen, da die Leiste selbst schwere Schuld und Schmach häufen würden auf den edlen Namen; ich sagte dir, daß es dürre Zweige gäbe selbst an dem schönsten Baum, daß aber auch aus faulem Baum ein grünes Reis ausschlagen könne. Habe ich nicht Recht gehabt?“

„Du hast Recht gehabt,“ entgegnete der Major stöhnend, „oh, es ist entsetzlich; ich zittere jetzt, wenn Jemand meinen Namen begehrt, denn wenn ich ihn genannt habe, lese ich stets die weitere Frage in den Zügen des Forschenden: sind sie ein Verwandter des Generals von Peist? Manche sind auch wohl rücksichtslos genug, wirklich so zu fragen.“

Die Freundin drückte die Hand des armen Mannes, sie begriff diesen Schmerz, aber sie besann sich und begann jetzt in ihrer entschiedenen Weise: „Hans, ich habe dich an jenem Abend in Berlin mit Absicht erinnert, ich will offen mit dir reden; damals gab ich dir mein Vertrauen, heute fordere ich das deine, lieber, lieber Hans,“ die Stimme der Frau bebte unter dem Eindruck ihrer heftigen Bewegung, „ich könnte vor dir auf's Knie fallen und dich anflehen, mir dein Vertrauen, aber dein volles Vertrauen zu schenken.“

„Was willst du, sprich?“ fragte der Major mehr ängstlich als bewegt von dieser plötzlichen Wendung des Gesprächs.

„Hans,“ fuhr die Wittwe fort, und eine Thräne funkelte in ihrem leuchtenden Auge, „ich bin die Ursache gewesen, daß du Elisabeth von Reinbach geheirathet, euer Glück war mein Stolz, Elisabeth ist noch glücklich; ihre einfache liebende Seele, die Alles, was von dir kommt, mit Liebe aufnimmt, hat noch keine Ahnung davon, daß du ihr deine Liebe entzogen hast, ich aber habe es erkannt, daß dem so ist; ich sehe, daß du unglücklich darüber geworden bist, und ich weiß, daß meine arme Elisabeth noch unglücklicher sein wird an dem Tage, an welchem sie die Entdeckung machen muß,

daß du sie nicht mehr liebst, und nun soll ich von euch scheiden mit dem Bewußtsein, daß ich die beiden Menschen, die ich am meisten liebe auf Erden, daß ich die unglücklich gemacht habe, während ich mich bis jetzt stolz die Schöpferin dieses Liebesglücks nannte. Hans, habe Mitleid mit deiner armen Jugendfreundin, schenke mir dein Vertrauen wieder, sage mir, was ist geschehen, was hat dein Herz abgewendet von deiner edlen, liebenden Elisabeth?"

Tiefe Trauer lag auf dem bleichen Gesicht des wackeren Mannes, als er mit weicher Stimme antwortete: „Du hast einen vollgültigen Anspruch auf mein Vertrauen, liebes Mariechen, ich will es dir nicht vorenthalten, ich will männlich offen zu dir reden, so schwer mir das auch werden mag und so schmerzlich dich auch berühren, so tief dich auch erschüttern muß, was ich zu sagen habe. Höre mich an, Mariechen, aber unterbrich mich nicht, laß mich auf einmal sagen, was mich bedrückt, es wird mir dann leichter werden. Zuvor aber muß ich bemerken, daß ich Elisabeth noch liebe, und eben das, daß ich nicht ablassen kann, diese unglückliche Frau zu lieben, das ist es, was mich am schwersten drückt. Höre, als ihr hierher kamt, befand ich mich in langsamer Genesung begriffen, eure Liebe war eine mächtige Stärkung, ich schwelgte in dieser Liebe, je stärker ich aber wurde, desto häufiger kam mir der Gedanke, daß es doch entsetzlich sein müsse für ein junges, schönes Weib, einen Krüppel zum Manne zu haben, einen Mann mit lahmem Fuß, mit steifem Arm, mit furchtbar entstelltem Gesicht —“

„Das war meine Ahnung,“ rief Frau von Redow unwillkürlich, „ich wußte, daß ich mich nicht täuschte.“

„Anfänglich,“ fuhr der Major fort, „wies ich diesen Gedanken zurück, ich sagte mir, daß die Liebe Elisabeth's zu mir nicht eine Liebe sei, die an einen raschen Arm oder Fuß, oder an die Glätte meines Gesichts gefesselt sei, aber der böse Gedanke kam immer wieder, und unter dem Einfluß der niederdrückenden politischen Nachrichten gewann er nach und nach Gewalt über mich. Ich sah das Vaterland in tiefster Noth und sah zugleich mich unfähig, thätig zu helfen; als

Patriot mußte ich verzweifeln an der Zukunft, als Soldat war ich ein Invalide, der nicht mehr zu Pferde steigen konnte, als Edelmann war ich beschimpft durch das, was Männer gethan, die meinen Namen trugen, da fühlte ich mich denn auch tief unglücklich als Gemahl einer schönen und geliebten Frau, denn was sollte ihr, der Jungblüthen, der Krüppel? Hatte ich so unrecht?"

„Ja, unrecht überall,“ versetzte die Kammerherrin rasch, „der Gemahl Elisabeth's durfte sich nicht unglücklich fühlen, er mußte sich freuen, daß sich die Liebe der Edlen im Unglück verdoppelte; der Edelmann war nicht beschimpft durch das, was andere seines Namens gethan, schmerzlich berührt durfte er sich fühlen, aber nicht beschimpft; der Soldat durfte trauern, daß er nicht mehr streiten konnte für König und Vaterland, aber er mußte stolz sein, daß er mit Auszeichnung gestritten und Ehrenwunden davongetragen hatte; der Patriot endlich brauchte nicht an der Zukunft des Vaterlandes zu verzweifeln, und der Christ, Hans, hörst du? der Christ durfte es nicht. Also unrecht überall!“

Die Wittve hatte das so schnell gesprochen, daß sie der Major nicht hätte unterbrechen können, auch wenn er es gewollt hätte, aber er lächelte nur trübe und sagte, als die Kammerherrin schwieg, einfach: „Ich hatte unrecht, jetzt weiß ich das wohl, in den Wochen, die ich auf jenem Lager lag, habe ich's hundertmal überdacht und bin mir klar darüber geworden, damals aber war ich mir noch nicht klar, und so gerieth ich in eine Stimmung oder vielmehr in eine Verstimmung hinein, in welcher ich euch Allen wohl recht viel Noth und Kummer gemacht habe. Ich schäme mich der Schwäche, die ich damals zeigte, wenn ich heute daran denke; statt muthig und ergeben zu sein wie ein Mann, war ich trotzig und mürrisch wie ein Knabe, und wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn es Gott nicht gefallen hätte in seiner Allweisheit, mich durch einen schweren Schlag niederzuwerfen; ich dachte diesen Schlag nicht zu überleben, ich habe ich überlebt, auf meinem Krankenlager habe ich mich wieder-gesunden, Gott hat eine schwere Last mir aufgelegt, er aber

wird mir auch weiter Kraft geben, daß ich sie tragen kann als Mann und als Christ!"

Der Major schwieg stille und blickte wehmüthig auf die Freundin, deren Augen in Thränen schwammen; die männliche Resignation des bleichen Mannes erschütterte sie tief.

"Hans!" bat sie endlich mit dem weichsten Tone ihrer Stimme.

"Was willst du noch, Mariechen?" fragte der Major, der aus der Anrede wohl die Aufforderung anhörte fortzufahren.

"Welcher Schlag traf dich? rede, ich bitte dich um Gotteswillen?" rief die Wittwe angstvoll.

"Du mußt es ja wissen, Mariechen!" entgegnete Leist langsam.

"Ich glaube es zu wissen, ich weiß es," drängte die Kammerherrin, "aber du mußt es sagen, mußt es aussprechen, ich muß erfahren, wie weit der Irrthum geht."

"Irrthum?" fragte der Major mit einem ungläubigen Lächeln.

"Sprich, Hans, rede, Gott im Himmel habe Erbarmen mit uns!" rief die Wittwe in höchster Aufregung.

"Ich will reden," sagte der Major plötzlich, sich zusammennehmend, indem er sich mit einem Ruck aufrichtete, "ich erhielt einen anonymen Brief, der mich benachrichtigte, daß der große Tyrann meines Vaterlandes mit frevelnder Hand auch in das Heiligthum meiner Familie gefaßt, kurz, daß er, gereizt durch die Schönheit meines Weibes, seine Schergen gesendet, kurz, daß er zur Bückung seiner Gelüste mein Weib mit Gewalt habe auf's Schloß holen lassen —"

Der Major brach ab, er flüsterte einige abgebrochene Sylben, dann sank er laut stöhnend zurück, er hielt die gesunde linke Hand vor die Augen, und Frau von Redow sah die hellen Thränen des Mannes durch die Finger rinnen.

Mit einer unglaublich zarten Bewegung zog die Freundin die Hand von dem Gesicht des Mannes, strich mit ihrer Hand sanft über die nassen Augen und fragte mild tadelnd: "Und das glaubtest du Alles einem anonymen Briefe?"

"Nein," fuhr Leist auf, "nein, ich glaubte es nicht im ersten Moment, denn ich wußte, wer mir den schändlichen Brief geschrieben, ich kannte die Bosheit des verruchten Weibes, da aber fielen mir schwer wie Gewichte einzelne Worte des alten Sternkiefer in's Gedächtniß, Worte, die ich kaum beachtet und gar nicht verstanden hatte, die mir nun aber volle Gewißheit gaben; oder ist es etwa nicht wahr, was ich sagte?"

"Es ist Alles wahr, was du sagtest!" entgegnete die Kammerherrin einfach, "und dennoch ist Elisabeth schuldlos."

"Gewiß," versetzte der Major eifrig, "gewiß ist sie schuldlos, oh! das ist mir alles klar genug geworden, was vermochte das unglückliche, das arme, schwache Weib gegen die Gewalt? darum eben vermag ich ja nicht aufzuhören, sie zu lieben, das Unglück ist aber doch entsetzlich!"

"Hans!" rief jetzt die Wittwe mit leuchtenden Augen, "du quälst dich ohne Grund, allerdings hat der französische Kaiser dein Weib mit Gewalt aus diesem Hause in das Schloß holen lassen, aber sie ist aus diesem Schlosse eben so rein und schuldlos zurückgekehrt, als sie dahin gegangen, durch die Hilfe edler Menschen und durch die große Barmherzigkeit Gottes!"

"Mariechen!" bat der Major leise und ein ungläubiges Lächeln schwebte um seine Lippen, "deine Freundschaft erfindet ein Märchen!"

"Ich würde dir die Wahrheit dessen, was ich sage, beschwören," entgegnete Frau von Redow ernst, "aber es bedarf hier keines Schwurs, höre, der General Pelet, den du im Kriege zum Gefangenen gemacht hattest, lag damals hier im Hause in Quartier. Dieser edle Mann war empört, er begleitete Elisabeth auf's Schloß, er sprach mit dem Palastmarschall des Kaisers, seinen Bemühungen gelang es, dein Weib vor der Schmach zu schützen, der sie verfallen schien."

Der Major seufzte, aber er vermochte nicht zu glauben, so freudig ihm die Erlösung vom entsetzlichen Weh entgegenleuchtete aus den blitzenden Augen der Kammerherrin.

"Den General kannst du nicht fragen, ungläubiger Mensch," fuhr Frau von Redow fort, "aber da du deiner

Freundin nicht glauben willst, so frage die gute Madame Kienäcker, sie hat Elisabeth in's Schloß begleitet, sie ist während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit auch nicht einen Augenblick von ihrer Seite gewichen, ja, sie hat Elisabeth nicht aus ihren Armen gelassen; frage sie, Hans, sie wird dir das bezeugen und sie kann einen Eid leisten, wenn du es verlangst!“

„Noch ein Mal,“ bat jetzt der Major und seine Stimme erklopfte fast, „ist das Alles so wahr, wie du mir sagst, sage laut: Ja! Mariechen, und ich will nicht mehr fragen und nicht mehr zweifeln!“

„Ja!“ entgegnete die Kammerherrin voll und feierlich, „es ist so wahr, als ich hoffe, daß mir Gott hilft durch seine Gnade zur ewigen Seligkeit!“

Da sank das Haupt des Majors, dessen Augen bis dahin starr auf die Sprechende gerichtet gewesen, nieder auf die Brust, die Hände legten sich zitternd in einander und es entstand eine tiefe Stille in dem Gemach.

Mit einem ganz eigenen Ausdruck sah die schlankte ernste Frau auf den tief erschütterten Mann, man konnte in ihrem Antlitz lesen, daß sie den Jugendfreund einst geliebt hatte, ja leidenschaftlich geliebt haben mußte, es war in den funkelnden Augen auch noch ein Strahl der alten Leidenschaft, aber er war vergeistigt und verklärt in einer so schönen Weise durch die Freude, daß er den scharfen Zügen und dem bleichen Antlitz einen rosigen Schimmer und einen idealen Anflug verlieh.

Die Kammerherrin hätte jetzt gern das Zimmer verlassen, und fast fragend schaute sie der Major an, als er sein Haupt erhob und die Freundin neben sich sitzen sah, aber der fragende Ausdruck schwand rasch, um dem des innigsten Dankes Platz zu machen, und die schönen braunen Leist-Augen leuchteten zum ersten Male wieder seit vielen Wochen im Strahl warmer Freude: „Ich kann nicht vor dir knien, Mariechen,“ brach er endlich in der Ueberschwänglichkeit seines Dankgefühls Worte findend aus, ich kann nicht knien mit meinem steifen Knie, „ich kann nicht einmal aufstehen, denn

die Freude hat mich schwächer gemacht in einer Stunde als es die Krankheit in Wochen vermochte, ich kann dich nicht umfassen und an's Herz drücken mit meinen lahmen Armen —“

„Nun wenn du's nicht kannst, Hans,“ unterbrach die Wittwe und erglüdete, „so kann ich's doch!“ Sie umschlang den bleichen Mann, sie drückte ihre Lippen an seinen Mund, und dahin war die Fassung der stolzen, selbstbewußten Frau, die so sicher durch's Leben zu gehen gewohnt war; sie brach in ein heftiges Weinen aus und schluchzend barg sie ihr Gesicht in beiden Händen. Doch die Herrschaft, die Frau von Redow über sich selbst übte, war zu groß, als daß sie auf längere Zeit hätte gestört werden können, sie hatte der Schwäche ihren Tribut bezahlt, und nun saß sie dem Freunde wieder gegenüber mit ruhiger Haltung äußerlich, wenn auch in der Seele die Fluth der aufgeregten Leidenschaften noch nicht ganz verströmt war, sondern noch gewaltig genug wogte.

Jetzt begann nun ein leises eifriges Gespräch, Erklärungen mannigfacher Art wurden gegeben herüber und hinüber; hätte der Major noch einen Zweifel gehegt an der Wahrheit der Erzählung, die ihm die Wittwe von dem verhängnißvollen Ereigniß gemacht, er hätte nun schwinden müssen. Der Freund und die Freundin trafen ihre Verabredungen; Elisabeth sollte nichts erfahren, daß Leist von dem brutalen französischen Attentat etwas wußte, bis sie, wie sich vorher sehen ließ, ihren Gemahl selbst davon unterrichten würde, was sie bis jetzt gewiß lediglich aus Rücksicht auf dessen Gesundheit unterlassen. Leist erfuhr nun auch, daß Elisabeth nach seiner ersten Genesung der Sehnsucht nach ihrem Kinde fast erlegen sei, daß sie die Gefühle der Mutter aber muthig bekämpft habe, um der Liebe willen zu dem Gemahl, deren Erfüllung damals ganz besonders schwer war, weil Leist von Wahn befangen glaubte, das schöne junge Weib habe ihm, dem Krüppel, ihre Liebe entzogen und erfülle nur aus Pflicht noch ihre Aufgabe bei ihm. Es war dieser vermeintlich kalten Pflüchterfüllung, der er seine kalte Höflichkeit entgegen setzen zu müssen glaubte.

Nach und nach wurde das Gespräch ruhiger, Leist ergab sich darein, den Winter über noch in Königsberg zu bleiben, denn sein Zustand machte eine Winterreise geradezu unmöglich, aber er konnte sich nicht entschließen, jetzt seine Gemahlin zu entlassen, ihre Rückkehr nach Spankow zu dem Kinde zu gestatten; er erklärte der Freundin, es sei ihm zu Sinne, als habe er noch ein Mal sich mit Elisabeth vermählt. Obgleich nun die Nachrichten aus Spankow über das Befinden des Kindes sowohl als auch des alten Oheims höchst zufriedenstellend lauteten, so versprach die Kammerherrin doch auf der Reise von Danzig nach Berlin einen Umweg über Spankow zu nehmen und selbst nach dem Knaben zu sehen.

So weit waren die Beiden, als Elisabeth von Leist eintrat; ihr Gesichtchen war von der Winterluft lebhafter geröthet als sonst, unbefangen und glücklich, wie sie sich fühlte, seit Leist wieder mild und zärtlich war, lächelte sie dem Manne zu, entzückt schmiegte sie sich dicht an seine Seite, als dessen Augen offen und klar die alte liebe Sprache der innigsten Zuneigung zu ihr redeten. Sie gab sich keine Rechenschaft über die Veränderung, ja, dieselbe fiel ihr gar nicht auf, sie fühlte sich beglückt dadurch, und das war dieser reinen sanften Seele vollkommen genügend.

Leise hatte sich Frau von Redow entfernt, die Gatten waren allein, aber sie sprachen nicht, selig litt Elisabeth wieder jene kleinen Liebesungen und Zärtlichkeiten, die sie sonst von ihrem Gemahl empfangen, und sie wußte in ihrem Glück nicht ein Mal mehr, daß Wochen vergangen waren, seit diese liebe Hand nicht auf ihrem Haupt geruht, seit diese lieben Finger nicht schmeichelnd ihre zarte Wange berührt.

Es dauerte lange, bevor ein Gespräch begann, als es aber einmal begonnen war, da wurde es lebhaft geführt von beiden Seiten, denn Vater und Mutter sprachen von ihrem Kinde, von ihrem geliebten Knäblein.

Draußen war es allgemach Abend geworden und tiefes Dunkel herrschte in dem Gemach, Elisabeth, dicht und zärtlich angeschmiegt an die Seite ihres Gemahls, bemerkte es nicht, vor all dem Licht in ihrer Seele; da wurde leise an die

Thür geklopft, sie hörte es nicht, und der Major, der es wohl hörte, wollte es nicht hören, da das Klopfen aber jedesmal verstärkt mehrere Male wiederholt wurde, fuhr Elisabeth endlich auf und öffnete die Thür.

Jetzt marschirte der alte Sternkieker ein, gravitatisch die halbgeblendete Schirmlampe in der Hand.

„Was giebt's Neues, alter Sternkieker, mein guter Bursche?“ fragte der Major, der in seiner Herzensseligkeit das Bedürfniß fühlte mit Jedem freundlich zu sein.

„Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister!“ antwortete der graue Dragoner.

„Sternkieker,“ fuhr der Major fort, „die Frau Kammerherrin von Redow reist nächsten Sonnabend nach Spankow, er reist mit ihr, sieht sich in Spankow gehörig und genau um, ob Alles noch in Ordnung ist mit meinem Oheim und mit meinem kleinen Junker, dann kehrt er auf der Stelle um, hört er, kommt wieder hierher und macht mir seinen Rapport, hört er?“

„Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister!“ rief der Dragoner jetzt mit Donnerstimme und brach dann in ein dumpfes Lachen aus, das eben nicht anmuthig zu hören war, das er auch ganz plötzlich unterbrach, weil er fühlte, dasselbe sei nicht ganz vorchriftsmäßig. Der alte Kerl war nämlich fast gestorben vor Sehnsucht nach dem Obristlieutenant, nach seinem alten Herrn, und nach dem alten Hund, kurz, nach ganz Spankow; jetzt sollte er nun dahin zurückkehren, seinen alten Herrn sehen, einen Auftrag erfüllen, rapportiren, das machte ihn ungeheuer stolz, und jenes dumpfe Lachen bezeichnete bei ihm den höchsten Grad des Vergnügens.

„Ist die Frau Kammerherrin unten?“ fragte Elisabeth.

„Gnädige Frau,“ entgegnete der Dragoner, „die Frau Kammerherrin haben Besuch, ein Herr und eine mächtig schöne Dame sind unten!“

Sternkieker ging jetzt, Leist und seine Gemahlin aber scherzten über den Ausdruck „mächtig schöne Dame“ und waren einigermaßen neugierig, Sternkieker's Geschmack kennen

zu lernen und zu erfahren, welche Dame der alte Kerl für „mächtig schön“ halte.

Sie sollten darauf nicht lange warten, denn die Kammerherrin fragte bald darauf mit einem Armleuchter in's Zimmer tretend: „Fühlst du dich wohl genug, lieber Hans, einen alten Freund, der sich nach dir sehnt, und eine schöne Dame zu empfangen?“

„Gewiß, gewiß,“ versetzte Leist, „wer ist's?“

„Mariechen und Sternkiefer haben einen Geschmack!“ flüsterte Elisabeth scherzend ihrem Gemahl zu.

„Treten sie ein, bitte!“ rief die Kammerherrin, die Thür öffnend.

Mit festem Schritt trat ein kaum mittelgroßer Herr über die Schwelle, sein Antlitz war finster, scharf spähend lugten die dunkeln Augen unter den buschigen Wimpern hervor; als er den Kranken erschaut, näherte er sich rasch, streckte seine Hand aus und fragte: „Kennen sie mich noch, lieber Herr von Leist?“

„Der edle Plez von Bessin!“ rief der Major sich rasch aufrichtend und die Hand des märkischen Edelmannes ergreifend.

„Guten Abend, Herr von Leist!“ sagte eine klare Frauenstimme.

Nun erst bemerkte der Major, daß Frau von Plez ihrem Gemahl gefolgt war.

Vorstellungen und kurze Erklärungen folgten nun, und einige Minuten später hatte der Major das Vergnügen, drei Frauen um den kleinen Tisch vor seinem Lehnstuhl sitzen zu sehen. Die schlante, jugendlich schöne Elisabeth mit ihren weichen, noch mädchenhaften Zügen, mit dem schwärmerischen Anflug in den milden braunen Augen, erschien fast noch schöner neben der hohen Gestalt und gesunden Fülle der Frau von Plez, die mit ihren heiteren blauen Augen eben so fest und verständig drein blickte, wie Elisabeth mit ihren braunen weich und schwärmerisch; und wie verschieden von der behäbigen und doch anmuthig-klugen Schloßfrau von Bessin war wieder die bleiche Marie von Redow, deren Augen,

zwar ebenfalls blau, bald scharf hervorblitzen unter den langen Wimpern, bald sich wie Räthsel der Lösung entziehen. Der Major hatte seine Freude an diesen Vergleichen, das leicht gelockte braune Haar Elisabeths gefiel ihm doch viel besser als das schlichte ganz hellblonde seiner Jugendfreundin und die starke Fülle röthlichen Haars der Frau von Plez, kurz, der Major fand, daß seine Elisabeth doch die hübscheste unter diesen drei anmuthigen Frauen, und das interessirte ihn gerade heute mehr als die Mittheilungen des edlen Plez von Bessin, der ihm auseinandersetzte, warum er sich mitten im Winter in Königsberg eingefunden.

Der wackere märkische Edelmann befand sich hier auf Einladung Sr. Majestät des Königs; der gewissenhafte Monarch wollte über verschiedene neue Gesetze und wichtige Veränderungen, die getroffen werden sollten, zuvor das freimüthige Urtheil von Männern hören, zu deren Einsicht er Vertrauen hegte, deren Treue er sicher war. Einer von diesen zu solch ehrenvollem Endzweck nach Königsberg berufenen Edelenten war der edle Plez von Bessin. Willig war er dem Ruf seines Königs gefolgt, er hatte sich mit seiner ganzen Familie nach Königsberg begeben, um hier den Winter zuzubringen. Da er, wie wir wissen, in Geschäftsverbindung stand mit Frau von Redow und stets in Briefwechsel mit ihr geblieben war, so kannte er die harten Schicksale des Majors, den er im Oktober 1806 aus französischer Gefangenschaft gerettet, und sein erster Gang in Königsberg galt darum dem Kienäcker'schen Hause.

Zwei edle Frauen.

Eines Abends saßen zwei Frauen neben einander im Niendörfer'schen Hause, in dem zierlichen Stübchen der Frau von Leist, zwei edle Frauen, die sich in kurzer Zeit in innigster Freundschaft an einander geschlossen hatten, Elisabeth von Leist und Hedwig von Plez. Die Abreise der Kammerherrin von Redow hatte dieses innige Aneinanderschließen begünstigt, Frau von Plez schien nach Königsberg gekommen zu sein, um Maria bei der sanften Elisabeth zu ersetzen, die in ihrer liebenswürdigen Weichheit immer eines Wesens zu bedürfen schien, an das sie sich lehnen und stützen konnte. Gewiß war der Gemahl Elisabeths Hauptstütze, aber sie bedurfte neben ihm noch einer andern; die fast männlich starke Seele der Kammerherrin hatte sie verwöhnt und sie konnte einer mitsühlenden weiblichen Seele nicht entbehren, der sie ihre unendliche Sehnsucht nach ihrem kleinen Knaben anvertrauen und aussprechen durfte, denn dem Major verschwieg sie ihre Muttersehnsucht, ihre Angst und Sorge um das ferne geliebte Kind, um dessen Sehnsucht und Besorgniß, die ohnehin schon groß genug waren, nicht noch mehr zu steigern. Seit der Rückkehr des alten Sternkieser, der wirklich wiedergekommen war und erwünschteste Botschaft von Spankow gebracht hatte, zählte der Major schon jeden Tag bis zur Abreise in die Heimath, die ihm der Arzt gestattet hatte für den Zeitpunkt der ersten milden Witterung.

Elisabeth fühlte sich zu der edlen Plegin von Bessin noch viel mehr hingezogen, als zu der Kammerherrin; Frau Hedwig war milder, sanfter, nicht so fest und gebieterisch wie die Wittwe, auch freundlicher in ihrem Urtheil bei aller Klugheit, und stand darum in ihrem Wesen diesem Herzen voll schwärmerischer Hingebung näher. Ueberdem aber war sie auch Mutter und Hausfrau, zwei Eigenschaften, die edle Frauenherzen immer an sich schon mächtig an einander fesseln. Elisabeth lernte eifrig und gern bei der Hausfrau von Bessin, sie hatte in Spankow klar genug erkannt, was ihr fehle, um eine rechte Landedelfrau zu sein; sie hatte sich zwar leidlich zu helfen gewußt, aber eigentlich war es ihr ein tiefer Schmerz gewesen, daß sie nicht im Stande war, die Stelle ganz auszufüllen, auf welche sie Gott gestellt, und darum benutzte sie eifrig die Aufschlüsse, Lehren und praktischen Winke, welche ihr die Schlossfrau von Bessin gab, deren Wirthschaft ja für ein Muster gelten konnte in der ganzen Mark Brandenburg. War nun Elisabeth eine eifrige Schülerin, so war Hedwig eine fast noch eifrigere Lehrerin, denn die Schlossfrau sehnte sich lebhaft nach der gewohnten Thätigkeit in Haus und Hof, Garten und Feld, ja, es ging so weit, daß sie zuweilen klagte: es sei ihr schmerzlich, keinen Fuchs hegen zu können, denn das Wetter sei doch gar zu schön dazu. Sie konnte mit wirklichem Entzücken von ihren Fuchshegen erzählen, bei denen sie die Hunde in ihren leichten mit zwei muntern Pferden bespannten Wagen nahm und sie von da aus auf den Fuchs los ließ. Freilich hörte ihr Elisabeth staunend zu, aber bald begriff sie, daß auch solche Dinge einer rechten Landedelfrau nicht übel ständen, und nahm sich vor, künftig in Spankow Alles zu machen, was Frau von Plez in Bessin machte. Wie die es aber machte, das erfuhr sie gründlich, denn da Frau von Plez in Königsberg nicht wirthschaften konnte, wie in Bessin, so war ihr's eine wirkliche Freude und Genugthuung, eine wahre Erleichterung, der jüngeren Freundin immer und immer wieder zu erzählen von ihrer Wirthschaft. Zahllose Recepte schrieb sich Elisabeth auf, und Frau von Plez theilte ihr sogar ihr Verfahren mit, Seife zu kochen. Die Schloss-

frau von Bessin war immer stolz auf ihre Seife gewesen, und Elisabeth freute sich schon im Voraus auf die großen Augen, welche die Weiber in Spankow machen würden, wenn sie plötzlich mit solcher Weisheit von Bessin ausgerüstet mit-ten unter sie treten werde.

Auch an diesem Abend hatten die beiden Mütter und Hausfrauen viel zu verhandeln gehabt, waren aber in ihrem Gespräche durch die gute kleine Madame Kienäcker unterbrochen worden, welche in ihrer rastlosen Weise drei oder vier Mal zu kommen und zu gehen pflegte, aber niemals länger verweilte, als nöthig war, um die neuesten Ereignisse der Nachbarschaft mitzuthemen, für welche die gute Frau immer ein besonderes Interesse zeigte. Auf beinahe wunderbare Weise wurde Madame Kienäcker auch von Allem sofort in Kenntniß gesetzt, was sich in der näheren oder in der entfernteren Nachbarschaft ereignete. Die Diensteute kannten die Schwäche ihrer Hausfrau und sie kamen nie von einem Gange zurück, ohne eine kleine Geschichte mitzubringen.

Am heutigen Abend hatte die kleine Frau mit höchster Entrüstung und in wirklicher Aufregung den Damen mitgetheilt, daß die Frau des Kriegsraths, der nur um die Ecke wohnte, flüchtig geworden und einem französischen Officier nachgezogen sei, der längere Zeit sein Quartier im Hause des Kriegsraths gehabt. In den stärksten Ausdrücken hatte Madame Kienäcker ihren Zorn und ihre Verachtung gegen die ungetreue Ehefrau und gewissenlose Mutter ausgesprochen, und ihre Energie dabei war so gewaltig gewesen, daß die beiden Damen ihr beinahe bestürzt nachsahen, als sie mit einem kräftigen Trumpe das Zimmer verließ.

Die beiden Freundinnen saßen noch einige Minuten schweigend einander gegenüber, als Madame Kienäcker das Zimmer verlassen hatte, und blickten vor sich nieder, dann sagte Frau von Plez im Tone tiefster Theilnahme: „die arme unglückliche Frau!“

Elisabeth fuhr zusammen, vor dem Tone mehr, in welchem diese Bemerkung gemacht wurde, als vor dem Inhalt derselben. Ihre empfängliche Seele hatte sich von dem Un-

willen, den Madame Kienäcker aussprach, sofort hinreißen lassen, und war ihr auch die Form, in welcher die Verdammung der ungetreuen Ehefrau ausgesprochen wurde, zu herbe, zu heftig, so hatte sie doch in dieselbe, ohne sich weiter Rücksicht zu geben, eingestimmt.

Sie sah Frau von Plez verwundert an und fragte leise: „ist die Untreue nicht entsetzlich, abscheulich?“

„Die Untreue ist verabscheuungswürdig,“ entgegnete ernst Frau von Plez, welche den Blick und die Frage Elisabeths sofort verstand, „aber ist die Frau, welche zur Untreue verführt wurde, darum nicht um so beklagenswerther?“

Eine feine Röthe färbte Elisabeths Antlitz, sie machte sich einen bittern Vorwurf daraus, daß sie eine Unglückliche einen Augenblick lieblos verdammt hatte.

„Ja, meine theure Elisabeth,“ fuhr nach kurzem Besinnen die Schloßfrau von Bessin fort, „ich vermag es nicht, so hart zu schmähen über eine Frau; sonst, ja noch vor wenigen Monden, urtheilte ich fast wie unsere liebe Kienäcker. Jetzt weiß ich, daß diese gute Frau in ihrer Treue niemals auf die Probe gestellt worden ist, daß ihr nie der Verführer genaht, Frauen aber, denen die Versuchung nahe getreten ist, deren Tugend auf die Probe gestellt wurde, die urtheilen nie hart über diejenigen Mitschwestern, die der Verführung erlegen sind, denn sie wissen es, wie nothwendig es ist, daß sie täglich beten: Herr, führe uns nicht in Versuchung!“

Befremdet, mit großen Augen und ängstlichen Blicken, sah Elisabeth der Freundin, die fast feierlich sprach, in's Gesicht, sie hätte gerne gesprochen, aber sie vermochte nicht auszusprechen, was sie kaum zu denken wagte; aber was sie dachte, stand auf ihrem Gesicht geschrieben, und mild lächelnd antwortete Frau von Plez auf die stumme Frage: „Ich urtheile nicht milder über die Schuldigen, weil ich mich selbst schuldig fühle, nein, Gott sei Dank! ich bin nicht schuldig der Untreue, aber der Versucher ist auch mir nahe getreten, und ich weiß, daß es nicht meine eigene Kraft war, durch welche ich gerettet wurde, darum urtheile ich milde. Sie schauen mich so ungläubig an, liebe Freundin, in ihrer liebenden Seele

kann auch nicht der Gedanke an die Möglichkeit einer Untreue aufkommen, ich begreife es wohl, denn so wie sie habe auch ich gedacht, ich liebte meinen theuern Herrn, so wie sie den ihrigen lieben, und dennochichert auch solche Liebe nicht vor der Versuchung.“

Elisabeth ergriff die Hand der Freundin und führte sie an ihre Lippen, es regte sich in ihrer Seele etwas, was ihr sagte, daß diese starke, kluge, klare und muthige Frau ganz bestimmt Recht haben müsse, wenn sie also spräche; das erfüllte sie mit banger Besorgniß, aber ganz mit ihr übereinstimmen konnte sie doch nicht, denn ihre schwärmerische Liebe zu ihrem Gemahl schloß die Möglichkeit einer Untreue ganz aus.

Frau von Plez schien dem Gedankengang der jüngeren Freundin gefolgt zu sein, denn plötzlich richtete sie sich auf, legte ihren Arm um Elisabeths Nacken und zog sie innig an sich, zugleich aber flüsterte sie: „Kommen sie, meine theure Elisabeth, ich will ihnen eine Geschichte erzählen, eine Geschichte, die mir viel Thränen gekostet hat, ich will sie ihnen erzählen, weil sie ihnen nützlich werden kann. Hören sie, im Herbst vorigen Jahres hatten wir französische Einquartierung in Bessin, den General Pelet —“

Elisabeth zuckte zusammen und blickte auf.

„Oh! nein,“ fuhr Frau von Plez fort, „ich weiß, daß sie den General kennen, aber um ihn handelt es sich nicht; General Pelet hatte einen Adjutanten, einen jungen Chasseur-officier, der, von einem wilden Haß gegen Preußen gestachelt, sich meinem lieben Herrn verhaßt machte durch Uebermuth und Anmaßung, mir aber durch eine übermüthige, fast freche Huldbigung, wenn man so sagen kann, höchst lästig fiel. Sie können denken, liebe Elisabeth, daß ich für diesen Mann keine Gefühle hegte, über die ich mir irgend Vorwürfe zu machen gehabt hätte, dennoch bemerkte ich, daß mein lieber Herr unruhig, ja, daß er eifersüchtig wurde. Damals lächelte ich darüber, jetzt weiß ich, daß der Mann, der eine Frau liebt, Ahnungen hat, die selten täuschen. Dener Lieutenant that einige Zeit später mehrere Schritte, die ihn mir noch verhaßter und widerwärtiger machen mußten, als er es schon

war. Mein Oheim, der General von der Carniz, war es, der einst im Kriege den Vater des Lieutenants als Spion hatte erschließen lassen, mit wildem Haß verfolgte er ihn dafür, um Rache zu nehmen; endlich denuncirte er sogar meinen lieben Herrn. Plez wurde gefänglich eingezogen und kam nur durch die Großmuth des Generals Pelet frei. Während Plez noch gefangen saß, erschien der Lieutenant wieder bei mir, er wagte seine Werbung also fortzusetzen, gewiß eine abscheuliche Beleidigung nach Allem, was geschehen; ich wies ihn zurück, wie er's verdiente, ich ließ ihn meine Verachtung fühlen. Wie ein Unsinniger sprengte er vom Hofe, kurz darauf fanden sie ihn mit zerschelltem Kopf und zerschmetterten Gliedmaßen unfern des Thores. Wie meine Pflicht war, nahm ich den entsetzlich gerichteten Feind auf in mein Haus und ließ ihm möglichste Pflege angedeihen; bis hierher war Alles gut. Nun aber nahete der Verführer; ja, oft sind es unsere besseren Eigenschaften, unsere sogenannten Tugenden, deren sich der Verführer bedient, um uns zu Falle zu bringen. Liebe Elisabeth, ich konnte die furchtbaren Qualen und Leiden des jungen Mannes nicht mit ansehen, ohne gerührt zu werden, ich konnte den unüberwindlichen Muth und die geistige Stärke, die der Verwundete wochenlang, mondenlang allen diesen Schmerzen und Leiden entgegensetzte, nicht sehen, ohne sie zu bewundern. Es ist eine lobenswerthe Eigenschaft der Frau, daß sie mitfühlend und leicht bewegt Anderer Leid zu lindern sucht, es steht der Frau wohl an, bewundernd aufzublicken zu der Stärke des Mannes; wohlan denn, ich hatte schon nicht den Feind, sondern nur einen schwer verwundeten Unglücklichen aufgenommen in mein Haus, jetzt beklagte ich die Leiden dieses Mannes und bewunderte seine Seelenstärke. Mitleiden und Bewunderung zogen mich zu ihm hin, schon mehr als recht war, ehe ich mir noch eigentlich Rechenschaft gegeben hatte. Nach und nach trat ein Zustand langsamer Genesung ein, mein Mitleiden und meine Bewunderung stiegen, denn muthig und unerschüttert schaute der junge Mann in die Zukunft, obwohl das für ihn eine Zukunft kaum noch war, denn an eine Fortsetzung seiner kriegerischen Laufbahn

war gar nicht zu denken. Dabei zeigte er mir eine rührende Dankbarkeit; sein Unglück, sein Muth endlich nahmen mich so ein, daß ich der Vergangenheit ganz vergaß, daß ich in ihm nur noch mein Geschöpf sah, ein Wesen, das ganz allein durch mich dem Tode entrißen und dem Leben erhalten worden; der Stolz, diesen muthigen Mann gerettet zu haben, riß mich vollends hin. Zwar war ich mir des Abweges noch gar nicht bewußt, auf den ich gerathen, aber ich fühlte Sehnsucht nach ihm, ich sehnte mich nach meinem Platz an seinem Bette, wo ich ihm vorzulesen pflegte, und wie eine Flamme durchzuckte es mich, wenn er leise meine Hand küßte. Ich war wie blind, mit Mitleiden und Bewunderung, mit frauenhafter Theilnahme hatte mich der Versucher gefangen. Mein lieber Herr hatte auch keine Ahnung von meinem Zustande, auch er bewunderte nur meine rastlosen Bemühungen für den Unglücklichen; in aufrichtiger Anerkennung, nicht im Spott nannte er mich öfter eine barmherzige Schwester, oh! ich hatte die Barmherzigkeit niemals so nöthig, als damals, und sie wurde mir zu Theil, einen Schritt vielleicht noch vor dem Untergang. Ich weiß jetzt deutlich, daß ich verloren gewesen wäre, wenn mich nicht eines Tages zu ungewöhnlicher Stunde meine Sehnsucht zu dem Unglücklichen getrieben hätte — ich kam leise an sein Zimmer und ich lauschte, als ich lachen und lachend meinen Namen nennen hörte. Der Kranke ging bereits wieder, wenn auch auf Krücken, und konnte einen Theil des Tages außer Bett sein, er unterhielt sich mit seinem französischen Diener. Was ich vernahm, war meine tiefe Schmach, aber zugleich eine bittere, rettende Arznei. Sie erlassen mir, zu wiederholen, was der Elende seinem Bedienten, hören sie, seinem Bedienten! über mich sagte, kurz, er hatte meine erwachende Leidenschaft früher bemerkt! als ich selbst, er spottete darüber, er wollte sich, um mich völlig zu verderben, noch eine Weile kränker stellen als er war, und meine Schande sollte seine Rache sein an dem Hause Carniz. Das ist meine Geschichte, liebe Elisabeth, die Augen waren mir geöffnet, ich danke Gott für diese Rettung, und seitdem erst weiß ich, was es heißen soll: führe uns nicht in Ver-

suchung! seitdem aber vermag ich's auch nicht, eine unglückliche Frau zu verdammen, die der Versuchung unterliegt, ich weiß, daß es nur Gottes Barmherzigkeit ist, wenn die Frau nicht erliegt. Ich gewann damals Stärke genug, dem Elenden, der mich verderben wollte, auch den Schatten von Triumph, den er bereits gewonnen zu haben glaubte, wieder zu zerstören; ich betrachtete es als eine gerechte Buße, ihn zu besuchen wie vorher, ihm alle Hülfe zu leisten, die er bedurfte; ich las ihm vor, wie bis dahin, ja, ich war vielleicht noch aufmerksamer und dienstbereiter, kurz, für den Kranken wurde Alles gethan, so blutsauer es mir oft wurde, so gewaltig ich auch oft ringen mußte mit meinem sich steigenden Widerwillen. Zugleich aber zeigte ich ihm nach und nach, daß er sonst nichts zu hoffen hatte von mir, weder für Liebe, noch für Rache, und ich hatte wenigstens die Genugthuung, mich zu überzeugen, daß er sich getäuscht zu haben glaubte, und ich hörte ihn sogar einst mit Bewunderung von diesen ihm unbegreiflichen deutschen Frauen reden, die einen todkranken Mann mit einer Hingebung ohne Gleichen pflegen und sich von dem genesenen spröde zurückzuziehen vermöchten. Da haben sie mein Geheimniß, theure Elisabeth; eben so offen und ehrlich, wie ich's ihnen jetzt erzählt habe, habe ich's auch meinem lieben Herrn mitgetheilt, jedoch erst als der Franzose unser Haus verlassen hatte, erst da hatte ich Muth dazu; und wie seltsam diese Männer doch sind! denken sie, Pletz lächelte zu meinem Bekenntniß und meinte, ich hätte mir viel Sorge ohne Noth gemacht, er wollte die Gefahr gar nicht zugeben, in der ich mich befunden, erst als ich fast ärgerlich wurde und ihm betheuerte, daß die Gefahr wirklich groß gewesen, schwieg er still und versuchte nicht weiter, mir das auszureden. Sie lächeln, liebe Elisabeth?"

„Oh,“ erwiderte die liebliche junge Frau, „ich lächle, weil ich glaube, daß ich hier Herrn von Pletz besser verstehe, liebe Hedwig, als sie ihn verstanden haben, Herr von Pletz ist eben ganz einverstanden mit ihnen gewesen über die Gefahr, in der sie geschwebt; wenn aber ein Mann eine Frau liebt, so wird er sie immer entschuldigen, wenn sie sich selbst

anklagt, ich weiß das, darum klage ich mich so oft selbst bei Leist an, er entschuldigt mich dann sofort sehr eifrig vor mir selbst.“

Elisabeth blickte verlegen zur Seite, das letzte naive Bekennniß war ihr wider Willen entschlüpft; Frau Hedwig aber küßte die Freundin zärtlich auf die Stirn und sprach: „sie sagen, sie hätten so viel von mir gelernt, liebe Elisabeth, ich sehe aber, daß ich auch noch mancherlei von ihnen lernen kann —“

„Oh! was die Liebe betrifft“ — fuhr Frau von Leist heraus, aber sie schwieg noch glücklich still, bemerkend, daß sie im Begriff war, eine neue Indiscretion gegen sich selbst zu begehen.

Jetzt lachte Frau von Pleß, denn das plötzliche ängstliche Schweigen der jungen Frau war wirklich komisch, und lachend huschte im selben Augenblicke die kleine runde Madame Menäcker in's Zimmer und rief: „Denken sie sich, meine Damen, da haben hier die Frauen und Mädchen einen Bund gestiftet, daß keine von ihnen ein Verhältniß, auf gut deutsch eine Liebchaft, mit einem Franzosen haben will, das muß jede beschwören, die in den Bund eintritt. Diese albernen Närrinnen haben gut Bund stiften und schwören, jetzt, wo keine Franzosen mehr hier sind, warum aber haben sie den Bund nicht gestiftet, ehe die Franzosen herkamen? oder da sie noch hier waren? saubere Gesellschaft das, und die schöne Frau Kriegs-räthin von der Ede hier, die dem elenden Franzosen nachgelaufen ist, die ihren Mann und vier Kinder im Stiche gelassen hat, die war auch mit in dem Bunde. Nein, meine Damen, was man in diesem Königsberg Alles erleben muß, sie glauben's gar nicht! Doch kommen sie, kommen sie, mein Alter macht schon ihren Punsch, meine liebe Frau von Leist, und die Herren warten auf sie!“

Rasch erhoben sich die beiden Damen und folgten der freundlichen Wirthin, die vorangehen wollte, aber kaum die Thür geöffnet hatte, als sie blitzschnell verschwand und halb klagend und halb zornig rief: „Ach, da läßt das dumme

Thier wieder die Brodschnitten zu braun werden, ich rieche es schon, und unser Major will sie nicht braun haben!“

Die Schnelligkeit, mit welcher Madame Menäcker die Treppe hinabflog und in der Küche verschwand, war ein völliges Räthsel für die beiden Damen, die lachend folgten. Als sie in das Zimmer traten, in welchem der trauliche, winterlich-nordische Theetisch aufgestellt war, hörten sie den edlen Pleß noch sagen: „mein letztes Wort: ich will die Strebungen dieses Vereins ehren, wenn ich Wirkungen sehe, Mitglied werde ich nicht, erstens, weil ich keine geheimen oder auch nur halbgeheimen Gesellschaften leiden kann, und zweitens, weil ich alles Das, was die Gesellschaft von ihren Mitgliedern verlangt, ohne sie ganz allein thun kann, oder vielmehr allein zu thun schon längst gewohnt bin — doch da sind unsere liebenswürdigen Damen!“

Herr von Leist ging sofort den Damen entgegen, der edle Pleß machte Frau von Leist sein tiefes Compliment und nickte seiner Gemahlin freundlich zu, Herr Gustav Heinrich Menäcker aber rief: „Ihr gehorsamster Diener, meine gnädige Frau, bin schon für sie beschäftigt, wie sie sehen!“ dabei hob er das Punschglas auf, in das er eben etwas Erdbierfaß tröpfelte.

„Hier ist ihr geröstetes Brod, lieber Major! beinahe hätte mir's die Köchin zu braun werden lassen, aber ich kam noch glücklich in der letzten Secunde an!“

Damit überreichte die gute Frau Menäcker keuchend und mit hochrothem, aber glücklichem Antlitz dem Major, der ihr enschiebener Liebling war, einen Teller, auf welchem ein tüchtiger Vorrath von Brodschnitten aufgehäuft lag.

In dem Augenblick fiel Elisabeth ein, daß ihr Gemahl auch verwundet und krank in der Pfllege der guten Madame Menäcker gelegen, ähnlich wie der französische Officier im Herrenhause zu Bessin, sie konnte nicht unterlassen, lächelnd zu ihrer Freundin hinüber zu blicken, die aber mußte zu gleicher Zeit denselben Gedanken gehabt haben, denn sie erwiderte Elisabeths Lächeln mit einem wehmüthigen Blick.

Solchem Blick konnte die junge Frau nicht widerstehen, mit zwei leichten Schritten war sie der Freundin zur Seite, drückte ihr verstohlen die Hand, was eine stumme, aber liebevolle Bitte um eine Verzeihung war, die ihr schon gewährt worden, noch ehe die Bitte gethan. Nun erst nahm Elisabeth Platz neben dem wackern Hausherrn, welcher der schönen Frau Majorin eben so väterlich zugethan war, wie die gute kleine Frau Mathilde Kienäcker ihren lahmen Major mit wahrer Mutterliebe und Sorge umgab.

Unerwarteter Besuch.

Ein ganz eigenthümliches Leben herrschte damals in Königsberg, ein Leben, welches sich in kurzen Worten schwer charakterisiren läßt, das aber Jedem unvergesslich sein muß, der einen Eindruck davon empfangen hat. Zunächst trat ein großer Ernst hervor, der ging, dem treibenden Saureteig zu vergleichen, durch alle Schichten der Bevölkerung, von den Hofkreisen an bis zu den geringsten Handwerkern, und stach grell ab gegen manche Unsitte und Leichtfertigkeit, die entweder als schlechter Rest einer bösen Vergangenheit übrig geblieben waren, oder als Geschenke der französischen Einquartierung Eingang gefunden hatten und mit zäher Hartnäckigkeit sich behaupteten gegen bessere Einflüsse. Die Heuchelei ist die Huldigung, welche das Laster der Tugend unwillkürlich darbringt; solcher Huldigungen wurden der Tugend damals viele zu Theil, es wurde viel Tugend geheuchelt, weil eben auch viel wirkliche Tugend vorhanden war, welche diese Huldigung erzwang. Der königliche Hof, an dessen Spitze um den König damals drei edle und ausgezeichnete Frauen standen, die Königin Louise, die Prinzess Wilhelm und die Prinzess Louise, vermählte Fürstin Radziwill, lebte in einer fast bürgerlichen Schlichtheit und Zurückgezogenheit, aber er ließ nichts Unreines in seiner Nähe aufkommen; der Adel, der im Drangesale des Krieges unermesslich gelitten hatte und von den Folgen noch schwerer leiden sollte, nahm sich mit großer

Energie auf und fand rasch die rechte Stellung sowohl zum Könige, als auch zu den andern Ständen, namentlich zu dem Landvolke, indem er klar erkannte, wie viele Interessen dem Edelmann und dem Bauer gemeinsam. Die großen Familien des Landes, namentlich die Dohna, die Dönhof, die Finkensteine, die Auerwalde, die Rahserlinge, die Groeben und viele Andere waren von einem edlen Geiste opferfreudiger Hingebung an Staat und Zukunft befeelt. Bei Hofe und in der Gesellschaft fanden diese Geschlechter eine rechte und vollkommene Repräsentantin in jener edlen Gräfin Dohna, welcher die Königin Louise, ihrer vier trefflichen Söhne wegen, den Ehrennamen der „spartanischen Mutter“ beigelegt. Auch die Städte hatten unendliche Last zu tragen nach großem Verlust, und mit Ernst und Fleiß strebten Kaufleute und Handwerker um die Wette, geschlagene Wunden zu heilen, Verluste zu ersetzen. Es war ein neues Band gewoben in der Nacht des Unglücks, welches den König und die Stände seines Volkes umschlang und sie zusammenhielt in einer Eintracht, die allein im Stande war, Preußen zu retten. Dieses neue Band wechselseitiger Liebe und Hingebung fand seinen äußeren Ausdruck bei der Taufe der Prinzess Louise im Februar 1808; da standen die Edelleute, die Bürger und die Landleute, die Vertreter der Stände Preußens, unter den Prinzen und Prinzessinnen am Taufstein, sie legten ihre Hände auf das junge Kind ihres Königs und beteten für ihn und sein Haus. Das war die Weihe der Erneuerung des Bundes zwischen dem Könige und den verschiedenen Ständen seines Volkes.

Nun galt es, Preußen wieder aufzurichten, aber die Noth der Zeit lastete schwer, und ward auch mit Gottes Hülfe ein Wunderwerk geschaffen, so trug dieses doch den breiten Stempel der Noth an sich.

Es war für den edlen Plesz, der zu vielen Berathungen zugezogen wurde, eine schwere Zeit, er sah klar manchen großen Uebelstand voraus, dennoch litt die feste patriotische Zuversicht auf die Erhebung Preußens in ihm keinen Schaden, denn er wußte, daß die kernhafte Unverwüstlichkeit, die in ihm selbst lebte, auch in den Herzen des Volkes in den

alten Brandenburgisch-Preussischen Landen war, und er sah vor Augen, schon in den ersten Anfängen, was diese Unverwüstlichkeit vermochte.

Der ernste und feste Mann schloß sich im Laufe dieses Winters auf's engste und innigste an den Major von Leist, der für ihn so recht ein Bild jener Preussischen Unverwüstlichkeit war, welcher seiner Ueberzeugung nach die Zukunft gehörte. Ernst, zurückhaltend, verschlossen selbst einer Frau gegenüber, die er mit der ganzen Manneskraft seines Wesens liebte, oft bis zur Unfreundlichkeit herbe gegen Alles, was von Außen an ihn kam, meist abweisend und abwehrend, zuweilen sogar zurückstoßend im Verkehr mit Andern, suchte dieser Mann in auffallender Weise den Major, bemühte sich um dessen Vertrauen, warb so zu sagen um dessen Freundschaft. Da er Leist nicht in der Zeit gesehen, wo derselbe dem Verzagen und Verzweifeln nahe war, so bewunderte er dessen männliche Fassung, und der Eifer patriotischer Begeisterung, der sich auch bei Leist oft in schwungvoller, an Schiller'schen Pathos streifender Rede kund gab, entzückte den in Worten und Werken immer schlichten und nüchternen Sohn der Mark, der sonst alles, was an Phrase erinnerte, um so mißtrauischer betrachtete, je volltönender es klang. Außerdem fesselte den märkischen Edelmann auch das wunderbare Clavier-spiel des Majors, das vielleicht auf ihn um so mächtiger wirkte, weil Leist wegen des steifgeschossenen linken Armes mit der linken Hand etwas unbehüllich geworden war. Der edle Plesz war nämlich ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, aber nicht, wie sich bei seiner Eigenart beinahe von selbst versteht, in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern in einer ganz andern. Sonntags Morgens saß er meist lange schon, bevor er sich zum Gottesdienste begab, am offenen Fenster und hörte, wie die Kirchenglocken in der Ferne gingen, deren Schall der Morgenwind über den Bessiner See trieb, und am Abend liebte er's, sich mit einem Trunk Wein in eine dunkle Ecke zu setzen und dem Spiel seiner Frau zu lauschen, obgleich deren Fertigkeit außerordentlich gering war und sich auf ein Paar Choräle und einige andere ganz ein-

fache volksthümliche Melodieen beschränkte. Unermüdet spielte Frau Hedwig alle ihre Melodieen, sobald sie bemerkte, daß sich ihr Gemahl in seine Ecke zurückgezogen, und wenn sie ihren Vorrath erschöpft hatte, so fing sie geduldig wieder von vorn an und fuhr unermüdet fort, bis Herr von Plez hinter ihren Stuhl trat, sich über ihre Schulter neigte und ihre Wange küßte, dann aber fühlte sie oft, daß die Augen des harten festen Mannes naß waren. Ein solcher Musikliebhaber war der Gutsherr von Bessin; als er nun in Königsberg Herrn von Leist spielen hörte und Elisabeths Gesänge lauschte, hörte er eigentlich zum ersten Male das, was Kenner Musik nennen, und wie ein Zauber wirkten die meisterhaften Phantasien des Majors auf ihn; er verstand eigentlich nichts von der Musik, die er nun vernahm, und verstand sie doch wieder ganz, sie wirkte auf ihn ähnlich, wie das Brausen des Sturmes, wenn er über den Bessiner See fuhr und sich an der Ecke des Herrenhauses brach. Er hörte es gern, wenn Elisabeth sang, der Schmelz ihrer Stimme, der glodenreine Klang ihrer Töne rührte ihn, aber fesselte ihn doch lange nicht so, wie das geheimnißvolle, räthselreiche Clavierspiel des Majors, das ihn mit zauberischer Gewalt gefangen nahm und seine Seele vollauf beschäftigte.

Zu diesen Banden, welche den eigenthümlichen Mann an Leist knüpften, kam noch etwas; er fühlte sich dem Major in politischen Dingen überlegen, er sah den Einfluß, den er auf den jüngeren Mann übte, und so hatte er das Bewußtsein, daß er in diesem Verhältniß nicht der allein Empfangende war, sondern daß er Gegengaben zu bieten habe; das aber ist zwischen rechten Männern die wahre Grundlage dauernder Freundschaft.

Das war auch die Grundlage der Freundschaft zwischen Leist und Kostitz gewesen, und Herr von Plez begann in Leist's Leben und Herzen nach und nach die Stelle des fernern Kostitz in ähnlicher Weise einzunehmen, wie Frau Hedwig bei Elisabeth an die Stelle der Kammerherrin von Redow trat. Dadurch wurde Kostitz aus dem Herzen des Majors eben so wenig verdrängt, wie Marie aus dem Herzen Elisa-

beths, im Gegentheil behielt Kostitz seinen Platz so fest, daß Leist, wenn er erregt war, sehr oft den Gutsherrn von Bessin Kostitz nannte. Das gab denn wohl zu manchem heitern Scherz Veranlassung und Plez meinte, er müsse sich nun auch, um Herrn von Kostitz ganz ähnlich zu werden, dessen charakteristischen Cavalleriespruch: Der Schwarze soll mich reiten! angewöhnen. Diese Angewöhnung des fernern Freundes kannte er aus den Erzählungen des Majors.

Ueber einen Punkt nur war der Major nicht einverstanden mit dem edeln Plez, das war die Stiftung jenes Vereins patriotisch gesinnter Männer zur Erweckung deutschen Sinnes, zur Beförderung reiner Sitten und wissenschaftlichen Geistes, jenes wissenschaftlich-sittlichen Vereins, wie er sich selbst, des Tugendbundes, wie ihn bald Andere nannten.

Herr von Leist war begeistert für den Gedanken dieser Stiftung, der märkische Edelmann verhielt sich von vorn herein abwehrend gegen denselben, und je mehr der Gedanke des Oberstfeldmarschalls Mosqua Leben und Fortgang gewann, je fester und bestimmter sich der beabsichtigte Verein wirklich gestaltete, desto höher stieg einerseits die Begeisterung des Majors, andererseits aber auch die Abneigung des Herrn von Plez. Charakteristisch war es dabei für beide Männer, daß Herr von Leist fortwährend bemüht war, seinen ältern Freund von der Wichtigkeit der neuen Stiftung, von der Bedeutung, welche dieselbe für die Zukunft haben werde, zu überzeugen und ihn zum Anschluß an den Verein zu bewegen suchte, während Herr von Plez niemals den Versuch machte, den jüngern Freund der Stiftung zu entfremden. Freundlich hörte er die begeisterten Reden, die Leist für den Verein hielt, mit an, aber sie machten keinen Eindruck auf ihn, er blieb dabei, daß er nun ein Mal eine tiefe Abneigung gegen alle Vereine habe, die sich mit einem ganzen oder halben Geheimniß umhüllten, daß er aber auf eigene Hand für die Zwecke des Vereins thätig sein werde, auch in der Zukunft, wie er es schon immer gewesen. Der alte Herr Nienäcker, der anfänglich auch sehr begeistert für den Verein gewesen, wurde durch diese Haltung des edeln Plez so stutzig gemacht, daß er

immer mehr erkaltete und sich endlich ganz zurückzog, während der Major mit vollem Feuer sich an der Constatuirung des Vereines betheiligte.

Es gehörte aber auch großer Enthusiasmus zur Stiftung des Tugendbundes, wie wir den sittlich-wissenschaftlichen Verein der Kürze wegen nennen wollen, denn es fand derselbe in den höhern Regierungskreisen keineswegs die freundliche Aufnahme und den Anklang, auf den die Stifter gerechnet hatten. Es gelang keiner Bemühung, den Staatsminister von Stein zu einer Aeußerung zu bewegen, und eigentlich verhielten sich bis auf Wenige alle höhern Staatsdiener kalt und ablehnend. Mehr Anklang fand der Tugendbund in den militärischen Kreisen, der feurige Major von Boyen hatte Scharnhorst gewonnen, und das gab den Stiftern endlich auch den Muth, die Verfassung des Bundes und die Statuten auszuarbeiten, um dieselben Sr. Majestät dem Könige zu überreichen und um Anerkennung zu bitten. Eine Anerkennung, die dann auch schließlich dem Tugendbunde nicht versagt wurde, ihn aber doch nur wenig förderte.

Obgleich nun Herr von Pletz sich hartnäckig weigerte, Theil an den Arbeiten für den Tugendbund zu nehmen, so sah er es doch beinahe gern, daß der Major so begeistert für diese Sache war; der wackre Mann fühlte, daß eben nicht alle Menschen dazu gemacht sind, einfach das zu thun, was ihre Schuldigkeit ist, sondern daß es für Viele des Anstoßes und des Beispiels bedarf, und daß namentlich Militairs auch im Leben gern in Reihe und Glied stehen, weil sie von Jugend auf zum Kampfe „Schulter an Schulter“ mit treuen Genossen erzogen werden. Ganz klar war sich der gute Edelmann darüber vielleicht nicht, aber er fühlte richtig und ließ immerhin den jüngern Freund gern gewähren. Darum war es der Major allein, der immer wieder Discussionen oder wenigstens sehr lebhaftes Gespräch veranlaßte, weil er den Gedanken nicht aufgeben wollte oder konnte, seinen theuern Pletz zum Mitglied des Bundes zu machen.

Eines Morgens wurde eine solche sehr lebhaftes Unterhaltung zwischen den beiden Freunden durch Sternkieker's

unvermutheten Eintritt unterbrochen; Beide schwiegen und sahen den alten Dragoner fragend an, der sich seiner Gewohnheit nach steif und würdevoll einen halben Schritt rechts von der Thür aufstellte.

„Was giebt's, Sternkieker?“ fragte der Major, dem noch die Wangen glühten von dem eifrig geführten Gespräch.

„Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister!“ antwortete der Getreue derer von Leist, „der Herr Graf sind unten und wünschen dem Herrn Obristwachtmeister aufzuwarten!“

„Der Herr Graf?“ Welcher Graf?“ fragte der Major.

„Der Herr Graf,“ entgegnete Sternkieker ohne eine Miene zu verziehen, „der damals bei uns in Spankow gelegen hat, mit einer Kugel in den Knochen, der keinen Rheinwein nicht trinken wollte, der Herr Obristwachtmeister konnten ihn gar nicht leiden!“

„Graf Marcolini?“ fragte Leist erstaunt, nach kurzem Bestimmen.

„Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister,“ rief der Dragoner, „so einen Namen hat er.“

„Führe den Herrn Grafen herauf!“ befahl der Major, „das ist ein sehr unerwarteter und sehr seltsamer Besuch!“ sagte er, als Sternkieker das Zimmer verlassen hatte, zu Herrn von Pletz.

„Ein sächsischer Legationsrath Graf Marcolini,“ erwiderte Pletz, „ist seit einigen Tagen hier, um wegen der ehemaligen Preussischen Beamten im neuen Herzogthum Warschau zu verhandeln. Sachsen will die Beamten nicht übernehmen, auch nichts thun, das Loos dieser unglücklichen Männer zu erleichtern, kann auch vielleicht nicht, weil alle schlechten Leidenschaften des Polnischen Charakters sich jetzt in Groll und Haß überbieten gegen die deutschen Beamten. Der König, unser Herr, ist sehr bekümmert über das harte Geschick, das diesen armen Menschen zu Theil wird, aber leider sind wir noch weniger als Sachsen im Stande, etwas zu thun.“

„Die neue Regierung in Warschau entfernt also alle ehemaligen Preussischen Beamten, den Polen zu Liebe?“ fragte Leist bekümmert.

„Den Polen zu Liebe und auch aus Furcht vor den Franzosen, welche die Entfernung verlangen, lediglich weil sie wissen, daß sie uns eine neue Verlegenheit bereiten, wenn sie uns eine neue Armee von brodlosen Beamten zuschicken. Auf Wiedersehen, lieber Major!“

Leist war eben im Begriff, den Freund zum Bleiben zu nöthigen, doch ließ ihm dessen rasche Entfernung keine Zeit dazu, auch fiel ihm ein, daß derselbe vielleicht absichtlich ein Zusammentreffen mit dem sächsischen Diplomaten vermeiden wollte, deshalb drehte er sich rasch um und ging der Thür zu, durch welche Graf Marcolini eintrat.

Beide Männer blieben einen Schritt Einer vor dem Andern stehen und schauten sich mit unverhehltem Erstaunen an, der Diplomat faßte sich zuerst und rief: „Mein verehrtester Freund, ich habe so eben die Ehre gehabt, Frau von Leist mein Compliment zu machen, welche ich auf der Stelle wieder erkannte, welche sich gar nicht verändert hat —“

„Und nun,“ unterbrach Leist lächelnd, „verwundern sie sich, lieber Graf, daß ich mich so verändert habe; feindliche Waffen sind mir etwas stark in meine glatte Haut gerathen, das ist Alles, sonst bin auch ich unverändert, ganz der Alte, seien sie mir willkommen, lieber Graf!“

Der Major streckte die Hand aus und führte den Diplomaten zu einem Sessel. Graf Marcolini hatte sich im Laufe der letzten Jahre ebenfalls sehr verändert, aber nicht zu seinem Nachtheil; die kleine, einst hagere und edige Figur hatte Rundung und Fülle gewonnen, der dunkle Teint hatte sich geklärt, das wohlgenährte Gesicht hatte die gelbliche Blässe des Marmors angenommen, die zu dem festen Gesichtsschnitt sehr gut paßte, und die dunkeln Augen, die sonst in tiefen Höhlen funkeln, hatten jetzt in ihrem gedämpften Feuer einen vorzugsweise behaglichen Ausdruck. Wirklich, der Major hatte seinerseits auch Ursache genug, sich über die Veränderung zu wundern, die mit dem maßlos leidenschaftlichen, unruhigen, lebhaften Marcolini vorgegangen war, der nun neben ihm saß, das vollendete Bild leiblicher und geistiger Behäbigkeit, und ihm bald freundlich lächelnd in's Gesicht sah, bald nicht

minder freundlich auf die rothigen Nägel seiner sorgfältig gepflegten Hände blickte.

„Die ganze Welt hat sich verändert,“ lieber Herr von Leist, „seit wir in Berlin von einander schieden, warum sollten wir uns wundern, daß auch wir uns verändert haben!“

Damit eröffnete der Diplomat zum zweiten Male das Gespräch.

„Es scheint, als ob sie, mein lieber Graf, ganz zufrieden wären mit den stattgehabten Veränderungen!“ meinte der Major gutmüthig lächelnd.

„Sie haben recht,“ bemerkte Marcolini, „was die politischen Veränderungen betrifft, so ist es mein Metier, vor der vollbrachten Thatfache Respekt zu haben, und meine geliebte Person befindet sich recht wohl, seit ich faul und egoistisch geworden bin; das Fieber der Leidenschaften hat mich verlassen, ich habe gelernt zu genießen, enfin, sie sind ein Kriegsheld geworden und ich ein Philosoph.“

Leist staunte immer mehr; in diesem leicht plaudernden, gleichmüthigen Epicuräer war allerdings keine Spur mehr von dem leidenschaftlichen jungen Manne von ehemals, selbst der Ton der Stimme hatte sich geändert, die scharfen Accente und Kehllaute hatten sich ganz verloren, weich und glatt floß die Rede dahin.

Nachdem alle jene Neben und Fragen erschöpft waren, welche Männer, die sich Jahre lang nicht gesehen haben, an einander zu richten und mit einander zu wechseln pflegen, zog Graf Marcolini ein kleines Portefeuille hervor und sagte, indem er sich zurücklehnte: „Ich freue mich auch noch aus einem andern Grunde, daß ich sie hier gefunden habe, mein ritterlicher Freund; ich habe mir nämlich einen Auftrag an sie aufbürden lassen, den ich nicht übernommen hätte, das gestehe ich offen, wenn er nicht zum Theil wenigstens Angenehmes für sie enthielte. Ich übernehme fast niemals Aufträge, man hat selten Dank davon, wissen sie, aber oft Verdrießlichkeiten und immer Mühe; es versteht sich aber von selbst, daß ich mit Vergnügen eine Ausnahme machte, weil der Auftrag ihnen galt.“

Der Graf öffnete sein Portefeuille und nahm einige Papiere heraus, dann fuhr er, immer freundlich und ruhig, fort: „Sie verzeihen, lieber Herr von Leist, wenn ich etwas weit aushole bei meinem Vortrage, es ist nöthig, um ihnen das rechte Verständniß zu verschaffen, und sollte ich dabei einige Saiten berühren, deren Klang ihnen nicht angenehm, so bitte ich im Voraus, mich mit meiner wohlwollenden Absicht zu entschuldigen.“

Leist verbeugte sich lächelnd.

„In Paris, ich war vier Monate dort in besonderer Mission,“ begann der Diplomat, „hatte ich die Bekanntschaft des Commandanten Téliou, eines sehr unterrichteten Officiers, gemacht. Gleiche Neigungen führten uns öfter zusammen, er machte meinen Führer bei verschiedenen Vergnügungspartien und gab mir einige vorzügliche Diners im Palais-Royal. Im vorigen Sommer traf ich diesen Mann in Dresden wieder, er war zwar Obrist geworden, war aber kein Schatten mehr von sich selbst, krank, unheilbar krank. Der arme Téliou war nämlich in einer eiskalten Winternacht von den Preußen überfallen worden; zwar war es ihm gelungen, in bloßen Füßen zu flüchten und sich so der Gefangenschaft zu entziehen, in der Aufregung und der Nacht aber hatten darmstädtische Truppen, die unter seinem eigenen Befehl standen, auf ihn geschossen und ihn schwer blessirt. Der bessern Heilung wegen hatte er sich nach Dresden bringen lassen, aber die Kunst konnte für ihn kein Wunder thun.“

„Erlauben sie einen Augenblick, Graf Marcolini,“ unterbrach hier der Major den Sprechenden, „ich weiß nicht, ob das Einfluß auf ihre Mittheilungen haben kann, aber ich halte mich für verpflichtet, sie zuvor davon in Kenntniß zu setzen, daß ich es war, der im Januar des vorigen Jahres den Ueberfall ausführte, der für diesen Téliou so verhängnißvoll geworden ist; ferner muß ich ihnen sagen, daß bei diesem Ueberfall Papiere in meine Hände gefallen sind, welche mir deutlich beweisen, daß dieser Téliou bei der schmachvollen Espionage betheiligte war, mit welcher mein Vaterland um-

garnt wurde, schon lange vor der Katastrophe von Jena. Entschuldigen sie meine Unterbrechung.“

„Oh!“ entgegnete der Graf milde lächelnd, „sie werden von diesem Herrn Téliou noch mehr hören und werden erstaunt sein, aber sie können nicht mehr erstaunen, als ich damals. Doch zur Sache! Colonel Téliou ließ mich bitten, ihn zu besuchen, und ich fand ihn, den Genossen mancher wild durchschwärmten Pariser Nacht, hoffnungslos darniederliegend; er selbst wußte, daß er nur noch wenige Tage zu leben hatte, und obgleich ich sonst Krankenbesuche hatte und nicht gern mit sterbenden Menschen verkehre, so konnte ich doch nicht umhin, den armen Mann öfter zu besuchen, der ganz verlassen war. Sie sehen, ich habe auch meine Anwandlungen von gutmüthiger Schwäche. Eines Morgens nun sagte mir Téliou, ich müsse, wenn er sich recht erinnere, unter meinen Berliner Bekannten einen Herrn von Leist haben, Officier im Regiment Gensd'armen. Ich bejahte das und wunderte mich nur, daß er so genau über meine Berliner Bekanntschaften unterrichtet sei, zumal da er mir in Paris nie etwas davon gesagt hatte. Darauf erfolgte denn ein Bekenntniß, das mit ziemlich viel Cynismus abgelegt wurde und mir verrieth, daß ich in dem Herrn Téliou mit einer ziemlich unreinlichen Art von Menschen verkehrt hatte. Der Herr war nämlich, um es kurz zu sagen, einer von den militairischen Spionen des Kaisers der Franzosen, die dieser überall zu halten pflegt, um immer genau über die militairischen Verhältnisse in anderer Herren Ländern unterrichtet zu sein. Als solcher hatte sich Téliou längere Zeit in Berlin aufgehalten, unter falschem Namen natürlich, und in Berlin gerade hatte er dem Kaiser außerordentlich gute Dienste leisten können, weil er dort das Terrain ganz genau kannte. Der Herr Téliou war nämlich nicht nur ein geborener Berliner, seine Familie gehörte zur französischen Colonie in Berlin, sondern er hatte auch dort eine Schwester, die mit einem hochgestellten Manne verheirathet war.“

„Dieser Téliou,“ nahm der Major ernst und gefaßt das Wort, als der Graf einen Augenblick schwieg, „war also der

Bruder jener elenden Frau, die mein unglücklicher Schwiegervater nach dem Tode seiner Gemahlin heirathete? Ich entsinne mich jetzt des Mannes vollkommen; er war im Reinbach'schen Hause und nannte sich Verrier?"

„Sie werden sich schwerlich täuschen,“ meinte Marcolini lächelnd, „obwohl ich mich des Namens nicht entsinne; der Herr Tésieu hat deren zu viele geführt, als daß man dieselben alle behalten könnte; der Name thut indessen auch nichts zur Sache. Die Geschichte ist nun einfach die folgende: als sich Tésieu aus Berlin entfernte, nahm er seine Schwester mit, welche, wenn ich recht verstanden habe, Ursache genug hatte, Berlin zu verlassen, um einer gefährlichen Untersuchung zu entgehen. Nicht Tésieu, so verständigte er wenigstens, sondern diese liebenswürdige Schwester bemächtigte sich vor ihrer Flucht des ganzen Vermögens, das heißt die flüchtige Gattin bestahl ihren Gemahl und ließ ihn als Bettler zurück. Ihrer Frau Gemahlin sind dadurch große Summen verloren gegangen, Tésieu und seine Schwester vergendeten dieselben in Amsterdam und Paris, zum großen Theil mögen dieselben auch verspielt worden sein. Uebrigens betrog der Bruder die eigene Schwester, sie hat es nicht besser verdient. Unter den Geld- und Werthpapieren aber aus dem Vermögen des Geheimen Finanzraths von Reinbach, welche die Schwester des Herrn Tésieu geraubt, befanden sich auch mehrere, welche in der Ferne nicht zu Geld gemacht werden konnten, Tésieu behielt sie, er dachte vielleicht an die Möglichkeit, sie einst in Berlin selbst anzubringen. Als er aber auf dem Sterbebette lag, als er die Ueberzeugung hatte, daß er sie nicht mehr nützen könne, sagte er in einer Anwandlung von Reue vielleicht den Entschluß, diese Papiere der rechtmäßigen Erbin des Finanzrathes von Reinbach wieder zuzustellen. Er bat mich um diesen Dienst, übergab mir die Papiere, und ich bin jetzt so glücklich, mein lieber Herr von Leist, ihnen dieselben, die immer noch eine respectable Summe bilden, zu übergeben.“

Mit zierlicher Handbewegung und mit verbindlichem Lächeln überreichte der Diplomat dem Major das Packet, das er aus seinem Portefeuille genommen; Herr von Leist nahm

die Papiere ruhig, legte sie achtlos neben sich und sah sinnend vor sich nieder. Graf Marcolini blickte einen Augenblick befremdet, daß die Sache anscheinend einen so geringen Eindruck auf den Major machte, dann lächelte er fein und legte sein Portefeuille wieder zusammen. Der kluge Epicuräer glaubte in diesem Augenblick den armen invaliden Kriegsmann ganz durchschaut zu haben und hatte sich doch in seinem ganzen Leben vielleicht noch niemals so gewaltig geirrt.

Nachdem der Diplomat seinen Auftrag erfüllt hatte, der ihm doch etwas peinlich gewesen sein mochte, obwohl er ihn gewiß nur in der freundlichen Absicht übernommen hatte, der Frau von Leist einen Theil ihres väterlichen Erbes zu retten, begann er eine heitere Conversation über die letzten Hoffeste, denen er beigewohnt, und fesselte den Major durch den eigenthümlichen Reiz, den er durch seine pikante Darstellung auch den unbedeutendsten und nichtigsten Dingen zu verleihen wußte. Als er sich nach einer halben Stunde etwa empfahl, bat er um Erlaubniß, an einem der nächsten Tage Frau von Leist aufwarten zu dürfen.

Der Major war wieder allein und er fühlte sich erheitert, beinahe wider Willen; die glänzende Conversation des Diplomaten hatte seine Gedanken abgelenkt von den Gegenständen, mit denen sie sich sonst unaufhörlich beschäftigten, Marcolini hatte ihn wieder einen Blick thun lassen in eine Welt unbekanntem Lebensgenusses, und lächelnd sagte sich der ernste eifrige Patriot, daß er nicht abgestumpft sei gegen den verführerischen Reiz eines glänzenden Salonlebens, aber fest und streng setzte das Mitglied des Tugendbundes hinzu, daß dem Patrioten Entsaugung zieme in dieser Zeit des Unglücks.

Von ungefähr fiel sein Blick auf das Packet der Werthpapiere, das ihm der Graf gegeben, er nahm es und ging damit nach dem Ofen, denn er hatte geschworen, daß von dem unrechtmäßig erworbenen, oder doch nicht auf anständige Weise zusammen gebrachten Vermögen des unglücklichen Finanzrathes kein Groschen in sein Haus kommen sollte. Er öffnete schon die Thür und die Flamme leuchtete ihm entgegen, da trat er plötzlich zurück, ging zum Fenster, öffnete das Packet

und sah die Papiere einzeln und genau an, er rechnete und zählte zusammen.

„Es sind über zwanzigtausend Thaler dabei,“ sagte er endlich, und helle Freude leuchtete aus seinen Augen, „über zwanzigtausend Thaler, die sich flüssig machen lassen werden. Nun, mein Herr Graf Marcolini, sie sind hierher gekommen, um uns zu sagen, daß ihre Regierung mehrere Hundert Preussische Beamte brodblos macht, sie haben uns aber glücklicher Weise auch die Mittel mitgebracht, den hilfsbedürftigsten Theil dieser Beamten wenigstens vorläufig vor Hunger zu schützen!“

Rasch und gefaßt in allen seinen Entschlüssen schob der Major die Papiere in seine Brusttasche, nahm Mütze und Stock und hinkte hinüber, um sogleich mit seinem Freunde, dem alten Herrn Nienäcker, Rücksprache über sein Vorhaben zu nehmen und dessen Rath zu hören, wie sich dasselbe am besten ins Werk setzen lasse, ohne daß sein Name dabei genannt werde.

Eine Stunde später war die ganze Angelegenheit auf's Beste eingeleitet, und Leist fühlte eine süße Genugthuung in dem Gedanken, daß das Geld des unglücklichen Finanzrathes nun doch zum Theil wenigstens eine edle und dem Vaterlande Nutzen bringende Verwendung finde. Es war ihm, als werde dadurch das Andenken des Mannes, der doch immer der Vater seiner geliebten Elisabeth war, von dem Vorwurf befreit, der auf demselben lastet. Frau von Leist aber war es eine große Ueberraschung und rechte Herzensfreude, als sie ihren Gemahl bei Tische plötzlich sagen hörte: „Nehmen sie ein Glas Rheinwein zum Fisch, lieber Herr von Plez, mein seliger Schwiegervater trank zum Fisch nur Rheinwein, und auf solche Dinge verstand er sich trefflich!“

Elisabeth hatte ihren Gemahl bis dahin nie von ihrem Vater sprechen hören, Leist hatte es vermieden, so ängstlich vermieden, und die Tochter liebte ihren Vater doch, freilich hatte sie auch keine Ahnung von den tiefen Schattenseiten in dessen Leben. Der Major aber hatte an diesem Tage des Finanzraths in freundlicher Weise gedenken müssen, dazu

hatte ihn sein Herz getrieben, aber vielleicht hatte es ihn darum so stark getrieben, weil er wußte, welche Freude er der Tochter des armen Mannes damit machen werde.

Den Lohn für die freundliche Erwähnung des Vaters konnte er ohne Mühe in den dankleuchtenden Augen der Tochter lesen.

Das sind wohl Kleinigkeiten und scheinbar unbedeutende Dinge, aber solche Kleinigkeiten sind es eben, von denen die Liebe lebt.

Hoffiscal Müller an Plez von Bessin.

Sie werden meine geschäftlichen Auseinandersetzungen dieses Mal länger als sonst gefunden haben, mein hochverehrter Gönner und Freund, sie werden sich darüber gewundert haben, denn sie kennen seit Jahren mein Bestreben, in allen Geschäftsfachen so kurz und bündig als möglich zu sein, aber sie sind heute selbst Schuld an meiner Weitschweifigkeit, so wahr ich August Müller heiße! Ich fürchtete mich nämlich vor dem zweiten Theile meines Briefes, weil ich fühle, daß sie mir da eine Aufgabe gestellt haben, die weit über meine Kräfte geht. Sie verlangen von mir einen eingehenden Bericht über die Lage der Dinge hier, über die jetzige Haltung der Berliner, über ihr Verhältniß zu den Franzosen, kurz, über das gesammte Leben und Treiben in dieser Stadt. Ist das eine Aufgabe für einen königlich Preussischen Justiz-Commissarius, der überdem Hoffiscal ist und seinen Schreibtisch nur verläßt, um vor Gericht zu treten, oder sich bei einer Partie Domino in der Ressource bei Theerbusch zu erholen? Wahrlich, ein Anderer als der von mir so hochverehrte Herr von Plez hätte ein solches Begehren gar nicht stellen dürfen! Sie wissen aber, mein hochverehrter Gönner und Freund, daß ich ihnen nichts abschlagen kann, daß ich Alles thun muß, was sie verlangen, und darum bitte ich sie herzlich, wünschen sie nicht etwa noch, daß ich Flöte blase, oder auf den Ball

gehe, denn — so wahr ich Müller heiße! ich würde auch das thun, aber es wäre doch schrecklich! Doch zur Sache! Im Allgemeinen muß ich zugeben, daß sich im hiesigen Leben eine Wendung zum Bessern zeigt, die Noth hat nicht nur Einige, sondern Viele beten gelehrt, die sonst nicht daran dachten. Eine ernstere Richtung macht sich in allen Kreisen der Bevölkerung bemerklich. Preussische und patriotische Gesinnung verbergen sich nicht mehr, sind nicht mehr Ausnahmen, wie das bis zum Tilsiter Frieden der Fall war, sie geben sich öffentlich und sehr ernst kund, es ist kein Zweifel, daß die Guten an Muth und Zuversicht gewonnen haben, sie wagen dem Hohn und dem Spott entgegen zu treten und ihn derb zurück zu weisen, wenn er sich, wie im vorigen Jahre, über den theuren König, die Königin und die Armee ergießen will. Freilich ist auch dabei nicht Alles Gold, was glänzt, aber es ist immerhin doch besser geworden, und die Franzosen haben durch ihre schweren Forderungen mächtig zur Sinnesänderung mitgewirkt. Die gemeinsame Noth hat die Leute nicht nur einander genähert, um eine Erleichterung zu finden im gemeinsamen Tragen der Lasten, sondern sie hat auch zu Vergleichen des Jetzt mit dem Einst aufgefodert, und da ist denn manches wieder lebendig geworden, was lange schon schlief in den Herzen und vielleicht niemals erwacht wäre ohne das große Unglück. Das ist die gute Seite, die Kehrseite zeigt dagegen auch eine tiefe Zerrüttung nicht allein der Vermögensverhältnisse, diese ist Manchem sogar zum Heil geworden, sondern der Familienverhältnisse. Französische Sitten oder besser Unsitten haben namentlich in dem sogenannten bessern Bürgerstande, so wie in den Beamtenkreisen gewaltig Platz gegriffen und werden sich schwer, sehr schwer, wieder beseitigen lassen. Der eigentliche Handwerkerstand ist weniger dem ausgesetzt gewesen, er hat sich in der Mehrtheit viel reiner erhalten und seine altwäterische Sitte trotzig gewahrt gegen den Eindrang des Fremden, das die Thüren der sogenannten Gebildeten meist schon geöffnet fand, bevor es noch anklopfte. Es war ein Unglück, daß man hier schon lange, ehe noch die Franzosen hierher kamen, so

großen Werth auf französische Sprache, französische Sitten und französische Bücher legte, mit einem Wort, daß man sich seit Menschengedenken daran gewöhnt, Alles für vornehm zu halten, was französisch war. Das ist ein Stück der Erbschaft des großen Friedrieh, das uns keinen Segen gebracht hat. Es kann eben nicht Jeder französische Verse machen und die Franzosen doch bei Noßbach schlagen!

Die Franzosen hier haben ihr Benehmen nicht geändert, es ist die alte Verachtung in ihnen gegen die linkischen, steifen, tölpelhaften Deutschen, sie fühlen sich immer noch nur als Sieger den Besiegten gegenüber, sind voller Uebermuth und Geringschätzung und kommen sich selbst ungemein erhaben vor, wenn sie diese Gefühle unter glatten Manieren etwas verstecken. In Gegenwart preussischer Officiere werden französische sehr selten von ihren Heldenthaten sprechen, sie sehen sich ungern unter preussischen Uniformen, aber sie werden auch selten spotten, wie das so viele nichtswürdige Deutsche seit dem großen Unglück thaten. Das ist einerseits gewiß Lobenswerth, auf der andern Seite aber ist diese kalte Zurückhaltung, deren Geflissentlichkeit immer zu Tage tritt, oft empörender, als roher Spott. Ich hörte selbst einen französischen Officier erzählen, daß man in Frankreich sonst eine sehr hohe Meinung von der preussischen Armee gehabt habe, ja, daß Napoleon noch vor der Schlacht bei Jena seine Marschälle ermahnt habe, sich vor der preussischen Kavallerie zu hüten, weil dieselbe der französischen weit überlegen sei. Der Mann erzählte das so fein, so glatt, man hörte aus jedem Wort die Anforderung heraus: bewundert den unendlichen Edelmuth, die Großmuth, die ich, der Sieger, gegen den Besiegten zeige! Einige schlechte Narren und einige Frauenzimmer bewunderten ihn denn auch und priesen sein Benehmen aus allen Tonarten; einem alten Artillerielieutenant aber, der mit zuhören mußte, wurden die Augen naß, und ich habe den glatten Kerl und seine eitle Großmuth verflucht und verwünscht, so wahr ich Müller heiße! Unter diesen Umständen ist's wohl natürlich, daß unsere Militairs noch immer ihre Wuth gewaltsam unterdrücken müssen, wenn sie genöthigt sind, mit

den Franzosen in Gesellschaft zu verkehren. Nicht besser stehen die Civilbeamten zu den Franzosen, vor dem Frieden waren sie meist viel zu demüthig gegen die Sieger, so daß sie jetzt fast regelmäßig von denselben verlacht und verspottet werden, wenn sie sich wieder einiges Ansehen geben und sich als Beamte Sr. Majestät des Königs benehmen wollen. Mit vernichtendem Hohn fragen dann die Franzosen gleich: wie? haben sie nicht dem Kaiser den Eid der Treue geleistet? Darauf giebt es denn leider, leider keine Antwort. Die Civilbeamten spielen hier den Franzosen gegenüber entschieden die traurigste Rolle.

Viel besser ist in dieser Beziehung der Handwerker daran. Der Franzose kann sich mit ihm gar nicht verständigen, seine Sitte ist der französischen so fremd, daß die Franzosen — ich hab's öfter von Franzosen selbst gehört — unsere kleinen Bürger und Handwerker für närrisch halten und jeden Verkehr mit ihnen fast ängstlich meiden.

Die Franzosen hassen und verachten unser Militair, verachten und verhöhnen unsere Civilbeamten, vermeiden den Umgang mit den Handwerkern, weil sie dieselben für närrisch halten; da bleibt ihnen denn freilich nichts weiter übrig, als der Umgang mit den Franzosenaffen, den sogenannten gebildeten Ständen, und mit den — Frauenzimmern.

Das ist ein böser Punkt, ein wunder Fleck — ich habe Dinge gehört und selbst gesehen, ja, es geschehen täglich noch Dinge, über die man lachen müßte, wenn man vor Zorn und Schmerz dazu kommen könnte. Ich habe es nie für möglich gehalten, daß der Eitelkeitssteufel Frauen so weit zu führen vermöge, wie das hier der Fall gewesen ist. Die Wuth, sich zu französischen, war im vorigen Jahre hier auf's Höchste gestiegen, überall französische Manieren, französische Tänze, französische Gerichte, es war als ob ein französisches Delirium die Frauenzimmer befallen, doch scheint es seit einiger Zeit etwas nachzulassen. Wo man hin hörte, vernahm man französische Conversation; selbst wenn die Franzosen ganz gut deutsch sprachen, so redeten die Weiber doch lieber schlechtes Französisch mit ihnen. Ich will kein Wort über die Scham-

losigkeit verlieren, mit der sich viele, viele Weiber hier um die französischen Officiere geradezu gerissen haben, mit welcher empörenden Verachtung sie unsern Officieren begegneten; ich will nicht hinunter steigen in die tiefe Schmutzgrube von Unzucht und Niedertracht, die sich hier geöffnet hat seit den finstern Octobertagen vor meinen schauernden Augen, Sie haben ja alles Das selbst gesehen, mein verehrter Gönner und Freund! Ich will nur auf einen Punkt aufmerksam machen: auf die zahlreichen Ehen, die hier zwischen französischen Officieren und preussischen Frauenzimmern geschlossen worden sind. Ich bin weit entfernt, diese Ehen zu verurtheilen, gewiß giebt es ja unter den französischen Officieren auch viele brave Menschen, aber ich frage mich doch, wie es kommt, daß kein preussischer Officier 1792 in Frankreich ein französisches Mädchen geheirathet hat. Sind die deutschen Mädchen, die Vaterland und Familie verlassen, um dem fremden Krieger in die Fremde zu folgen, sind sie besser oder schlechter als die Französinnen, die keinem Fremden ihre Hand reichen? In Etwas wird diese Erscheinung durch die französische Betriebsamkeit bei den Frauen erklärt, es ist selten einem Deutschen gegeben, daß er sich so um ein Weib zu bemühen im Stande ist, wie das der Franzose vermag. Will ein Franzose ein Weib gewinnen, so spart er weder Mühe noch Zeit, weder Geld noch Worte, um zum Ziele zu gelangen; er befehlt die Dienstboten durch Geld und freundliche Worte, instinctmäßig benutzt er alle Schwächen der Geliebten und aller Personen, mit denen sie verkehrt; er kann lachen, weinen, schwören und drohen, ganz wie's gerade paßt. Mir hat eine ebenso hübsche als verständige Frau neulich in vollstem Ernste versichert, daß es einer deutschen Frau gar nicht möglich sei, einem Franzosen zu widerstehen, wenn sie nicht wirklich fromm sei. Ich glaube, diese Frau hat vollkommen recht, aber dann ist's mit der Frömmigkeit der Berliner Frauen sehr übel bestellt gewesen in unsern Tagen. Gott besser's! Rührend und doch komisch war mir der Eifer eines meiner Collegen, der seine Mündel vor der Ehe mit einem lieberlichen französischen Officier dadurch abzubringen gedachte, daß er ihr

aus dem Code Napoléon bewies, wie viel weniger Rechte das französische Eheweib vor dem Gesetze habe, als das deutsche. Der alte Herr ereiferte sich gewaltig, aber natürlich ohne allen Erfolg. Ebenso, wie die Officiere in den Städten, wissen die gemeinen Soldaten sich auf dem Lande geltend zu machen; in den Marken und in Pommern ist's ihnen weniger gelungen, wie ich höre, mit den Frauen und Töchtern der ländlichen Bevölkerung vertraut zu werden, wohl aber in Schlesien und noch mehr in den polnischen Landestheilen. Einer meiner Bekannten sah eine französische Quadrille von wasserpolaikischen Dirnen und französischen Soldaten in einem schlesischen Krüge tanzen; das mag denn wohl sehr lustig anzusehen gewesen sein!

In den Kreisen der ächten Patrioten herrscht bei aller Demuth und allem Schmerz feste und unerschütterliche Hoffnung auf die Zukunft und eine Sehnsucht nach der Rückkehr des geliebten Königspaar's, die ich nicht beschreiben kann. Nachrichten aus Königsberg sind immer willkommen und es ist recht gut, daß das hochmüthige Berlin jetzt immer auf Königsberg blicken muß. Auch kleine Dinge dienen zu heilsamer Zucht. Bemerkenswerth ist eine patriotische Literatur, die durch Abschriften und durch mündliche Tradition auf die Herzen wirkt. Ich bin überzeugt, daß manches ohne Anstoß gedruckt werden könnte, was sehr geheimnißvoll mündlich oder in Abschriften verbreitet wird, die Franzosen dürften in den meisten Fällen selbst derbe Anspielungen nicht bemerken, man muß aber leider den Verrath der Franzosenfreunde und der Spione fürchten. Daß die Zeitungen sehr vorsichtig sind, kann ihnen nicht zum Vorwurf gereichen.

Was nun das Aeußere, das öffentliche Leben und Treiben auf den Straßen Berlin's angeht, so werden sie gegen früher nur geringe Veränderung finden; Berlin hat sich schon so zur großen Stadt gemacht, daß selbst das gewaltige Unglück in der Physiognomie der Stadt auf längere Zeit wenigstens keine große Veränderung hervorbringen konnte. Ja, mich dünkt, als sei es auf den Straßen, unter den Linden z. B. jetzt noch lebhafter, als vor dem Kriege. Im

vorigen Sommer machte sich das Unglück noch bemerkbar bald hier bald dort, mit diesem Frühling aber scheint das alte Leben ganz wieder erwacht zu sein. Ich bin vor einigen Tagen, zum ersten Male seit fast zwei Jahren, seit dem Juni 1806, nach Charlottenburg gewandert und bin ganz weid geworden dabei, so wahr ich Müller heiße!

Mein Freund schlug mir noch spät eine Partie an das Wasser vor — wir biegen in den Schloßhof ein, der Mond beleuchtet uns schon die Brücke in der Nähe. — Welche freundliche Ansicht! Hier stehen wir zwischen zwei Schlössern, die, kannte ich sie nicht schon lange, schwer zu unterscheiden wären, welches von beiden einem Könige, oder einem Privatmanne gehörte, so still, häuslich und einfach liegen sie, vom Monde beleuchtet, halb in der Helle, halb im Finstern. Rauschender eilt die Spree an der ehemaligen Sommerwohnung der ehemaligen Gräfin von Lichtenau vorbei, und senkt sich stiller, wiewohl tiefer gegründet, an die Mauern des königlichen Schloßgartens, wo sie, ihrem geraden Laufe diesseits der Brücke nicht mehr getreu, einen Halbzirkel bildet, gleichsam als wünschte sie, ganz nahe an den Fenstern des nun so stillen Schlosses vorbeizuschleichen, wo einst das hohe Königspaar wohnte. Ostwärts zeigt uns der Mond einige Thurmspitzen von Berlin in dem schönsten Schmelze; wie ein stehendes Heer ist der bläulicht dämmernde Wald des Thiergartens das Ufer entlang gelagert, und harret des kommenden Morgens zum Ausbruche für die ganze Schöpfung; der Rauch von dem Kaminfeuer näher und ferner Schiffe spielt mit den Ausdünstungen des Wassers in tausend verschiedenen Gestalten, und die von dem Mondlicht in den schönsten Transparent versetzten schwellenden Segel bilden ebenso viel einzelne Luftballons.

Es schlägt zwölf Uhr. — Wir nehmen unsern Weg zwischen dem vormaligen Lichtenau'schen, jetzt Eckartstein'schen Sommerpalais und dem Ufer der Spree. Das gothische Gebäude hier zur Rechten versinnlicht uns das Schicksal seiner vertriebenen Bewohnerin, es ist früher alt geworden, als es dazu bestimmt war, ein Zeitraum von wenigen Jahren hat schon ganze große Stücke von den verwitterten Wänden los-

gerissen, diese Gegend war noch bei Menschengedenken mit Moos und Schilf bedeckt, und schon schreien nächtliche Vögel über diesem versinkenden Lusthause. Wir stehen und staunen hier, wie irrende Wanderer; das Geräusch des Wassers, der späte Ton einsamer Glocken und das Rufen des Nachtwächters erinnern uns an die Nothwendigkeit unsers Rückzuges. Auch in dem Städtchen Charlottenburg sind die Freuden der Gesellschaft einzelner und stummer, ein Licht verlischt nach dem andern, und kaum wandelt noch hie und da ein vertrautes Paar unter den schwärzeren Schatten der Linden- und Kastanienbäume.

Wir legten uns unentkleidet auf das frische Strohlager, um mit Tagesanbruch wieder die ersten zu sein, so wie wir die letzten um Mitternacht gewesen waren. Die Industrie der Charlottenburger kam aber unserer städtischen Schläfrigkeit lange zuvor, die Hauptstraße war schon früh mit einer Menge Menschen und Wagen angefüllt, die mit den frischesten Gemüsen aller Art und andern Lebensmitteln nach Berlin eilten. Die Geschäftsmänner rissen sich aus den Armen ihrer Weiber und Kinder los, um ihrem Berufe zu folgen. Die Milchkarren waren in voller Bewegung, damit es ja den schönen Berlinerinnen beim Erwachen nicht an frischer Milch und Sahne fehlen möchte, ihre mit vieler Mühe wieder eingesezten falschen Zähne zu färben und zu erweichen. Die an diese Karren gespannten Hunde sind als eine Art neuer Colonisten anzusehen, welche dem Staate oft wesentlichere Dienste leisten, als Menschen, die mit einem Fußeisen versehen, oder an die Karre geschmiedet, arbeiten sollen. Das Geschlecht dieser armen Thiere wird aber durch diese Arbeit verdorben, und sein gewöhnliches Alter künftig nicht mehr erreichen, der angeborene Instinkt, zu bellen, verträgt sich mit ihrer Anstrengung nicht, und so kränkeln sie frühzeitig, wie das Menschengeschlecht bei seiner erkünstelten Lebensart, um an der Schwindsucht zu sterben. Es wäre des Studiums eines geschickten Zeichners werth, die Physiognomien dieser arbeitssamen Kreaturen zu beobachten, wenn sie dem müßig herumlaufenden Böcklein berlinischer Hunde begegnen, und durch

ihren gegenseitigen Anblick Thätigkeit und Faulheit, Demuth und Stolz, Verdienst und Anmaßung in das gehörige Licht setzen.

Auch mich drängt und treibt es nach der Stadt zurück, um durch einen längeren Aufenthalt mich von einiger weniger angenehmen Lage nicht zu entwöhnen. Nur will ich noch das Vergnügen mitnehmen, unter dem freien, heitern Himmel zu frühstücken. Mein Freund begleitet mich bis an den Ausgang vor Charlottenburg und zeigt mir die Stelle, wo die Accise sich schon wirklich niederlassen wollte, welches aber durch einen Befehl des menschenfreundlichen Königs vereitelt wurde, um den Berlinern ihren Sommeraufenthalt nicht zu erschweren, oder die Nahrung der Stadt Charlottenburg durch Abschreckung seiner Sommergäste zu schmälern.

Unter der vorigen Regierung kam dieses niedliche Städtchen eigentlich in Aufnahme; die Baulust, nicht zufrieden mit einzelnen neuen Häusern, erschöpfte sich beinahe in allen Gegenden und Straßen, die Preise der Miethen stiegen von Jahr zu Jahr, wie die Mode, im Winter und Sommer nicht den nämlichen Wohnort zu haben, und wie die Lust oder Nothwendigkeit, dem Hofe zu folgen. Das neu erbaute königliche Theater, der Schloßgarten, der freie Zutritt in beide, das Palais und die Schweizerei der Gräfin von Lichtenau, die Annehmlichkeiten der Gegend und Nachbarschaft zwangen ganz Berlin, aus seinen Thoren und hierher zu gehen. Hunderte warteten sonst mit Sehnsucht auf die Zeit der Retraite vor der Gardes du Corps-Wache, wo die königliche Familie, unter dem Geräusche der Janitscharenmusik, und in dem Hintergrunde der Alles mildernden Abenddämmerung oft zu sehen war. Ein schöner Sonntag in Charlottenburg enthebt mich der Mühe, die Gesichter, die Sitten und Kleidungen verschiedener Jahrhunderte in Büchern nachzusehen; ich sitze vor einem lebendigen Buchkasten und brauche vor lauter Bequemlichkeit am späten Abende nur einzuschlafen, um, bis auf die hemoosten Karpfenköpfe in den Teichen des Schloßgartens, alles noch einmal durch meine Phantasie passiren zu lassen.

Das mit Charlottenburg zusammenhängende Dorf Nießow an der Spree hat einen eigenen Charakter von ländlicher Abgeschlossenheit und Anmuth. Betäubt von dem ewigen Lärm in den Hauptstraßen, flüchtet sich Mander hierher, als in ein stilles, sicheres Asyl, die Ruinen einer Kirche, ein unermeßlicher freier Platz, dessen Sandboden hie und da grüne Rasendecken durchschlängeln, und einzelne Landhäuser wohlhabender Privat-eigenthümer gewähren dem zuvor angestregten Auge einen wohlthätigen Anblick. Vor Allem zeichnet sich die buschumkränzte Villa der Wittve des bekannten Bankiers Daum aus, einer eben so gebildeten als verehrungswürdigen Matrone, deren Gastfreundschaft viele ihrer Freunde den schönsten Genuß auf dem Lande zu verdanken haben. Die Aussicht von dem Thurme ihres Landhauses ist bezaubernd und trägt bis in die entferntesten Partien des Schloßgartens, das Belvedere, das Diabaitische Haus, die neuen Anlagen u. s. w. und jenseits nach Berlin und seinen Umgebungen von allen Seiten der Spree. Sie hatte einst den Geheimen Rath Schmidts zu ihrem Nachbar, dessen frohe Laune sie noch vermißt, wie wohl sein Leben ein beständiges Ersticken in seinem eigenen Fette und Riesenkörper war. Die romantischen Gärten dieser Gegend laufen hinter den Landhäusern bis an das Ufer des Flusses, und ziehen mit dem Schlosse und der von Eckartstein'schen Wohnung eine reizende Linie. Die Kirche von Charlottenburg hat ein besonderes und bleibendes Interesse dadurch erhalten, daß der Professor Eberhard in Halle vor Zeiten Prediger an derselben war, und hier die Apologie des Sokrates geschrieben hatte. Die Wohnung des Grafen von Kamecke, zuvor dem Geheimen Rath und Leibarzt Brown gehörig, bildet einen besondern Garten in dem Paradiese von Charlottenburg, und ist sammt den großen herrschaftlichen Gebäuden von einer Mauer umgeben. Auch im Winter verläßt der Gemeingeist des gesellschaftlichen Lebens Charlottenburg nicht, weil viele Particuliers für beständig hier bleiben, und Familien sich an Familien schließen. Der bekannte Sänger Concialini hatte sich hier auch niedergelassen und bearbeitete als Blumenliebhaber sein lachendes Terrain, um,

so viel als möglich, in den Schooß der Natur zurückzukehren, aus welchem ein stiefmütterliches Schicksal, mit einer zwar ergiebigen, aber doch immer unseligen Kunst verschworen, ihn frühzeitig herausgeworfen hatte.

Vermuthlich werden sie, mein verehrter Gönner und Freund, spöttisch lächeln über meinen Charlottenburger Enthusiasmus; wer, wie sie, immer auf dem Lande lebt, vermag gar nicht zu begreifen, wie die freie Luft auf einen Städter wirkt, der Jahre lang an den Schreibtisch und die Gerichtsstube gefesselt, endlich ein Mal hinaustritt in das offene Feld. Landluft hat für mich etwas Berauschendes, und ich habe ein paar Tage bedurft, um wieder in das alte Geleis meiner Arbeiten zu kommen. Die grünen Blätter, die der liebe Gott macht, sind doch viel schöner als die weißen, die ich beschreibe! Warum ich aber ihnen meinen Ausflug nach Charlottenburg geschildert habe, das werden sie leicht begreifen, ich bilde mir nämlich ein, daß ich ihnen damit doch ein Stück von dem jetzigen Berliner Leben dargestellt habe. Es versteht sich von selbst, daß ich ein Stümper in solchen Dingen bin, wenn sie aber von einem Justiz-Commissarius und Hoffiscal mehr verlangen, so ist das Unrecht auf ihrer Seite, so wahr ich Müller heiße!

23.

Ein Ende.

Frau von Nedow bewohnte noch immer, wenn sie in Berlin war, jene zum Gräflich Haugwitz'schen Garten gehörige Wohnung in der Lindenstraße, in der ihr verstorbener Gemahl, der Kammerherr, gehaufet vor seiner Vermählung mit ihr, in der düstern Zeit seiner Intriguen mit der Geheimrätthin von Reinbach und seiner Zweikämpfe mit dem Grafen Marcolini. Er hatte diese Wohnung auch nach seiner Verheirathung nicht aufgegeben, weil seine Gemahlin das wünschte, und Frau von Nedow hatte dieselbe nach seinem Tode behalten, weil die Erinnerung an den Kammerherrn hier Anknüpfungspunkte fand, die der eigenthümlichen Frau lieb und werth waren, vielleicht eben, weil sie meist auf ernste und traurige Ereignisse hinwiesen. Wir erinnern uns, daß Frau von Nedow das Gut verkaufen mußte, wo der Kammerherr unter so furchtbaren Umständen ermordet worden war; das Haugwitz'sche Gartenhaus war ihr seitdem doppelt lieb geworden, es war eben der einzige Platz, an welchem sie mit dem Gemahl zusammen gelebt hatte.

Da war in den Einrichtungen auch nichts geändert worden, da war mit ängstlicher Sorgfalt Alles erhalten, wie es gewesen zu Lebzeiten des Kammerherrn; kein Schrank, kein Tisch war an einen andern Platz gestellt worden, und auch die beiden alten Diener, die der Kammerherr noch von den Gütern seines Vaters mitgebracht vor langen Jahren, saßen

noch in der Bedientenstube und hielten treulich Haus in der Abwesenheit der Herrschaft.

Seit Frau von Redow Königsberg verlassen, lebte sie wieder in Berlin und bewohnte die alte Wohnung ziemlich einsam, denn sie sah Niemanden bei sich, jene Geschäftsleute ausgenommen, mit denen sie verkehren mußte, der wenn auch nicht gerade zerrütteten, so doch sehr verwickelten Vermögensverhältnisse wegen, die ihr der Kammerherr hinterlassen. Wenn Frau von Redow Besuch bei sich sah, so kam derselbe fast immer von außerhalb. Am häufigsten besuchte sie jener wackere Landjunker Herr August von Zabeltitz, der, wenn er in seinen Geschäften nach Berlin kam, fast niemals unterließ, der Kammerherrin seine Aufwartung zu machen, und ihr trotz seiner Derbheit niemals unangenehm war, weil seine ehrliche Seele eine wirkliche Anhänglichkeit für sie fühlte, die sie indessen nur der Verwandtschaft des Herrn von Zabeltitz mit ihrem verstorbenen Gemahl zu danken hatte. Zabeltitz hatte den Vetter bei dessen Lebzeiten nicht leiden mögen, und oft genug hatte seine schwere Zunge Donnerwetter in millionenfacher Anzahl gegen den „Dudmäuser“ losgebrannt, der Tod aber hatte Alles versöhnt und der Wittve des Veters war er hülfreich zur Seite getreten, wo er vermochte; ja, er hatte sich in verschiedenen Geldangelegenheiten, wenn auch nicht gerade großmüthig, aber doch billiger und nachgiebiger gezeigt, als sonst seine Art war. Frau von Redow hatte ihm das hoch angerechnet, denn sie wußte, wie hart und eigensüchtig, wie geldbegierig Herr August von Zabeltitz war. Uebrigens konnte sie mit ihm auch über gemeinschaftliche Freunde reden, denn der Landjunker hielt „große Stücke“, wie er sich ausdrückte, auf Herrn und Frau von Leist, namentlich aber auf Herrn von Nostitz, welcher nunmehr Major in russischen Diensten war.

Besonders angenehm war der Wittve der Besuch des Herrn von Zabeltitz, wenn er seine Frau oder seine Schwägerin mit nach Berlin brachte, was er von Zeit zu Zeit that. Die beiden Zwillingsschwesteren hatten sich wirklich nicht getrennt; als Zabeltitz die Eine heirathete, war die Andere mit ihr auf's Land gezogen, und Fräulein Wilhelmine von Chevremont

war ganz „Tante“ geworden, verzog die Kinder ihrer Schwester, vertrat deren Stelle, führte ein tapferes Regiment über die „Leute“ und wurde von ihrem Schwager mit all' den Rücksichten behandelt, die er einer reichen Tante widmen zu müssen glaubte, um sich oder seinen Kindern deren Erbschaft zu sichern, um sie sicher „in's Haus zu schlachten“, wie er das ziemlich derb nannte. Es versteht sich von selbst, daß er alle Arten schlauer ländlicher List anwendete, die „Tante“ von der Gefahr des Eheirathwerdens zu schützen, was ihm auch trefflich gelungen war, bisher wenigstens, und was ihm, wie er hoffte, auch ferner gelingen sollte, denn die „Tante“ mit ihrem langen altklugen Gesichte, ihrer hohen, ganz übermäßig schlanken Gestalt und der herrischen Art, die sie auf dem Lande bei Leitung der Wirthschaft angenommen, war trotz ihres Vermögens eben nicht vielen Anfechtungen von Seiten heirathslustiger Cavaliere ausgesetzt. Sonst hatten sich die beiden Schwestern Chevremont so ähnlich gesehen, als man das nur irgend von Zwillingen verlangen kann, das war aber anders geworden, nur mit Mühe hätte man jetzt noch die frühere Ähnlichkeit finden können, denn Frau von Zabeltitz war sehr stark geworden, das sonst so altkluge Gesicht hatte eine sehr gesunde Rundung gewonnen und zeigte einen Ausdruck von Behaglichkeit und Zufriedenheit, der in der That durch nichts zu stören war. Sie hatte Freude an den derben Späßen ihres Gemahls, selbst wenn dieselben zuweilen sehr unfein wurden, sie freute sich über ihre lustigen gefunden Kinder, selbst wenn sie höchst ungezogen sich benahmen, Verdrießlichkeiten im Hauswesen verdarben ihr niemals weder die Laune noch den Appetit, und mit stiller Schlaueit begnügte sie sich mit dem Titel, den Ehren und den Vortheilen der Hausfrau, während sie ihrer Schwester willig und gern die Mühen, Sorgen und Lasten dieser Stellung überließ. Je runder und behaglicher Frau von Zabeltitz wurde, desto hagerer und schärfer wurde Fräulein von Chevremont, und dem Landjunker war das gerade recht, daß seine Leute alles Mögliche thaten aus Liebe zu der guten gnädigen Frau, die Keinem ein böses Wort sagte, und mehr als das Mögliche

aus Furcht vor dem gnädigen Fräulein, die wie das Wetter bald hier bald dort war und keinen Fehler, keine Nachlässigkeit ohne Rüge und Strafe ließ.

Beide Damen waren einst Freundinnen oder doch nähere Bekannte Elisabeths von Leist gewesen und nahmen noch immer herzlichen Antheil an der fernern Freundin, so weit ein solcher in den verschiedenen Verhältnissen, in welche sie durch das Leben gestellt worden, noch möglich war. Frau von Nedow aber sah sie immer gern, denn vor ihnen konnte sie ihre Elisabeth und deren Gemahl rühmen, überdem aber hatte sie auch Gefallen an der frischen Eigenart, die sich in beiden Schwestern auf dem Lande entfaltet hatte.

Es war an einem Markttage in der Woche vor Pfingsten — Herr und Frau von Zabeltitz waren bei der Kammerherrin zum Besuch gewesen, hatten ihr frische Butter und die ersten Erdbeeren von der „Tante“ mitgebracht und ein paar Stunden bei ihr verplaudert, dabei aber waren allerlei freundliche Pläne gemacht worden, an denen selbst Herr August von Zabeltitz lebhaft Theil genommen hatte, der doch sonst gar nichts von Speculationen hielt, bei denen kein rechter Gewinn abzusehen war. Frau von Nedow hatte nämlich Briefe aus Königsberg erhalten, nach denen sie die Ankunft ihrer geliebten Elisabeth in einigen Tagen schon erwartete. Die Abreise des Majors von Leist aus Königsberg hatte sich verzögert, weil der biedere Kaufherr Herr Gustav Heinrich Kienäcker plötzlich gestorben war, und Elisabeth so wie Frau von Plez die gute gastfreundliche Madame Kienäcker nicht in den ersten Trauertagen verlassen wollten; die kleine, runde Frau, die sonst immer so heiter und guter Dinge gewesen, war durch diesen Todesfall ganz ernst und still geworden. Da war denn der edle Plez von Bessin, den die Sehnsucht nach seinem See nicht länger rasten ließ, den auch Arbeiten genug daheim erwarten mochten, allein abgereist und vor einiger Zeit schon in die Heimath zurückgekehrt. Also erwartete Frau von Nedow die Ankunft des Majors mit den beiden Damen und hatte schon die Zimmer, in welchen sie dieselben beherbergen wollte, mit herzlichster Freude in Stand gesetzt. Aber sie erwartete

für denselben Tag noch mehr Gäste, denn sie hatte auch einen Brief von Bessin bekommen, in welchem ihr der edle Plez die nahe Ankunft seiner beiden Söhne anzeigte, die er unter dem Schutze seines getreuen Lehnerdt Schaller nach Berlin senden wollte, um die Mutter zu überraschen bei ihrer Ankunft; die Kammerherrin hatte ihre ganze Wohnung für diese Besuche eingerichtet und selbst nach der Einrichtung in der Bedientenstube gesehen, damit es da ihrem alten Bekannten, Lehnerdt Schaller, an nichts fehle.

Die Kammerherrin freute sich wirklich herzlich darauf, auch diesen wackeren Menschen wieder zu sehen, und namentlich, denselben dem Major von Leist vorzuführen, um den sich Schaller einst in schweren Tagen große Verdienste erworben, mit dem er so manches ernste Abenteuer bestanden.

Herr und Frau von Zabeltitz hatten bei diesen Mittheilungen nun gleich den Plan gemacht, Leist's wenn auch nur kurze Zeit bei sich zu sehen. Denn der Major wollte von Berlin aus ohne Aufenthalt nach Spankow, und das Gut des Herrn von Zabeltitz lag allerdings nur ein paar Stunden vom Wege ab. Frau von Zabeltitz hätte so gern die Freundin in ihrem Hause gehabt, und ihr Gemahl meinte, der Major könne eine so günstige Gelegenheit, seine Dachsen, seine Baumschule, kurz seine ganze Musterwirthschaft zu sehen, mit gutem Gewissen gar nicht verabsäumen.

Freilich bemerkte die Kammerherrin gleich, daß dieser Plan sich darum sehr schwer in's Werk setzen lassen werde, weil der Major in seinen Briefen die größte Ungebuld vertrathe, zu seinem Sohn zu kommen, den er noch gar nicht gesehen, aber Herr August von Zabeltitz, der eine ganze Stube voll Söhne und Töchter hatte, die ihm oft genug im Wege waren, konnte das gar nicht begreifen und wollte keine Einwendungen gelten lassen, auch Frau von Zabeltitz, welche mehr Verständniß für die Sehnsucht einer Mutter hatte, die seit Jahresfrist beinahe von ihrem Kinde getrennt war, hat so lange, bis Frau von Nedow endlich versprach, allen Einfluß, den sie bei Leist's habe, aufzuwenden, um sie zu dem kleinen Umweg und einem kurzen Aufenthalt zu bewegen. So

war denn ihr Besuch endlich zufriedengestellt geschieden, und Frau von Redow wendete ihre Aufmerksamkeit heiteren Sinnes wieder den Vorkehrungen zu, die sie zur gastlichen Aufnahme der lieben Freunde schon getroffen, die ihr aber immer noch unvollkommen vorkamen, an denen sie fort und fort Aenderungen und Besserungen vornahm, damit Jeder sich so freundlich und behaglich als möglich aufgenommen finde.

Seit langer, langer Zeit hatte sich die Kammerherrin nicht so freudig angeregt gefühlt, und mit einer Heiterkeit im Herzen und in den Augen, die selten bei ihr war, durchschritt sie die Räume, die sie für die Freunde eingerichtet hatte, bald hier, bald dort noch eine Aenderung vornehmend. Nur im Arbeitszimmer des Kammerherrn hatte nichts angerührt werden dürfen, das Bett für den Major war mitten in das Gemach gestellt, Tisch und Stühle dazu, sonst war die ganze Einrichtung dieselbe geblieben.

In ihren freundlichen Beschäftigungen aber wurde die Dame durch die Melbung gestört, daß der Prediger Mauvillon die Frau Kammerherrin zu sprechen wünsche. Da dieser hochgeachtete Geistliche der Frau von Redow zwar dem Namen nach, aber nicht persönlich bekannt war, so war sie etwas erstaunt über diesen Besuch, ging aber sogleich, um denselben zu empfangen.

„Sie werden den Besuch eines ihnen persönlich Unbekannten entschuldigen,“ nahm der Geistliche, ein schon älterer Herr, sofort nach der Begrüßung das Wort, „meine Amtspflicht führt mich zu ihnen.“

Frau von Redow ließ sich ihrem Besuch gegenüber nieder und blickte denselben fragend an.

„Erlauben sie,“ fuhr dieser fort, „daß ich etwas weiter aushole, ehe ich zu der Bitte komme, die ich an sie zu richten habe.“

„Sie werden mich stets bereit finden,“ entgegnete Frau von Redow, „den Wünschen eines Mannes nachzukommen, dessen Name ebenso geachtet ist, wie sein Beruf ehrwürdig.“

„Vor einigen Tagen, in voriger Woche,“ sagte der Prediger mit einiger Bewegung, „kam eine Frau meiner Gemeinde

zu mir, die ich von Jugend auf kenne, und bat mich um meinen Besuch und geistlichen Zuspruch für eine Verwandte, welche nach langer Abwesenheit nach Berlin zurückgekehrt sei und jetzt bei ihr krank liege. Mir entging die Mangelhaftigkeit nicht, mit welcher die Frau ihre Bitte vorbrachte; da es aber mein Grundsatz ist, in solchen Fällen nicht zu fragen und mich mit dem Vertrauen, das man mir ganz aus freien Stücken schenkt, zu begnügen, so entließ ich die Frau und versprach meinen Besuch für den Abend. Bei meinem Eintritt in die Wohnung wurde ich indessen nicht nur von der Frau, sondern auch von deren Manne mit so auffallenden Zeichen der Besorgniß empfangen, daß ich mich verpflichtet hielt zu fragen, und nun erfuhr ich, daß die Kranke selbst gar nicht den Wunsch hege, geistlichen Zuspruch zu empfangen, und daß sie erst auf inständiges Bitten ihrer Verwandten darenin gewilligt habe, mich zu sehen. Da ich die Familie genau kannte, so war es mir leicht, zu erkennen, daß deren christlicher Sinn auf's höchste beunruhigt war durch das Benehmen der kranken Verwandtin. Ich mußte mich auf eine ernste Stunde gefaßt machen und trat, durch ein stilles Gebet gekräftigt, in das Krankenzimmer. Die Kranke lud mich sehr höflich ein, dicht an ihrem Bette Platz zu nehmen, weil ihr das laute Sprechen sehr schwer werde; dann sagte sie: „Die guten Leute hier, meine Cousine zumal, sind sehr in Sorge um mein Seelenheil, sie wünschten, daß ich mich mit einem Geistlichen unterhalten möge; ich wollte ihren Bitten nicht weiter widerstreben, weil sie mir freundlich sind, obwohl ich ihnen im höchsten Grade lästig sein muß; darum habe ich den Herrn Prediger um einen Besuch bitten lassen.“ Hier unterbrach ein heftiger Husten die Kranke, und erst nach langem, entsetzlichem Nöcheln und Stöhnen konnte sie weiter reden. „Sie sehen, wie es mit mir steht,“ fuhr sie fort, „ich bin am Rande des Grabes; es wäre Zeit, die höchste Zeit, mich zu befehren, nicht wahr? — aber ich vermag's nicht, ich will davon nichts wissen!“ Die Heftigkeit, mit der die Kranke dies sagte, hatte einen neuen Hustenanfall zur Folge, der Ausdruck von Grimm in ihrem Gesicht war erschrecklich, ich

faßte mich mit Mühe, um ihr zu sagen, daß es niemals zu spät sei, sich zu bekehren, und erinnerte an das Gleichniß von den Arbeitern, die noch in der eifften Stunde gekommen und ihren Lohn empfangen hätten. Sie hörte mir ruhig zu, sie unterbrach mich nicht, dann aber sagte sie mit schneidender Kälte: „Lassen wir das, Herr Prediger, es kann mir nichts helfen, Todesangst schüttelt mich, aber ich glaube nicht daran, ich möchte gern daran glauben, aber ich kann nicht, darum lassen wir das! Wenn sie aber sich durch ihre Pflicht verbunden glauben, einer sterbenden Frau einen Dienst zu leisten, so . . .“ Mitten im Sage brach die Unglückliche ab, ihr Leiden überfiel sie mit solcher Gewalt, daß es ihr nicht möglich war, wieder Kraft und Macht zum Reden zu gewinnen. Die Frau mußte fürchtbar leiden, nicht allein leiblich, ich sah, daß sie von der entsetzlichsten Todesangst gefoltert wurde und sich vergeblich bemühte, sie zu bekämpfen. Ich schied an jenem Abend mit dem Versprechen von ihr, sie am andern Tage wieder zu besuchen; ich bin jeden Tag zu ihr gegangen, habe auch täglich einige Worte mit ihr gewechselt, sie hat in ihrer Schwäche auch meinen geistlichen Trost hingenommen ohne Widerspruch, und vielleicht ist ein Korn auf nicht ganz unfruchtbaren Boden gefallen. Aber erst gestern hat die Kranke wieder so viel Kraft gehabt, länger zu sprechen; es ist eine sehr, sehr unglückliche Frau, welche sie durch mich bitten läßt, Frau Kammerherrin, sie auf ihrem Sterbebette zu besuchen.“

Mit gesenktem Haupt hatte Frau von Nedow schon längere Zeit zugehört, jetzt richtete sie sich auf und sprach scharf: „Herr Prediger, sie sind einer der Geistlichen der französischen Colonie hier, es giebt schwerlich mehr als eine sehr unglückliche, ja, sicher sehr unglückliche Frau der Art, welche den Wunsch hegen könnte, mich an ihrem Sterbebette zu sehen; es ist die Wittwe des Geheimraths von Reinbach, die mich sehen will, sie gehört von Geburt der französischen Colonie an. Habe ich recht?“

„Es ist diese unglückliche Frau!“ erwiderte der Geistliche.

„So bin ich bereit, ihnen zu folgen,“ erklärte die Kammerherrin mit leiser Stimme, „obgleich sie wohl kaum wissen können, was sie von mir verlangen.“

„Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schulbigern!“ sagte der Prediger ernst mahnend.

Die Dame blickte eine Weile vor sich nieder, dann reichte sie dem Geistlichen ihre Hand und schaute ihm mit einer Art von Beschämung in's Gesicht. Er konnte in ihren Blicken lesen, daß die Kammerherrin dieser Schuldigen verzeihen hatte oder doch sich bemühte, ihr zu verzeihen. Er drückte ihre Hand leise, durch seinen Druck sie ermutigend und ihr andeutend, daß er ihr Bundesgenosse sein wolle, ihr Helfer in dem Kampfe gegen sich selbst, gegen die Gefühle des Zornes und der Rache, die sich noch einmal mächtig erhuben in der Brust der Wittwe, die das Bild ihres gemordeten Gemahls wieder vor sich sah, blutig und mit zerschmettertem Haupt, die sich plötzlich erinnern mußte, wer eigentlich den unglücklichen Mann erst an den Rand des Verderbens gelockt und ihn dann gemordet hatte.

Beide schwiegen eine ziemliche Weile, die Kammerherrin kämpfte mit ihren Empfindungen, Prediger Mauvillon, ein geübter Seelenarzt, störte sie nicht; erst als Frau von Nedow aufschaute und mit nassen Augen zwar, aber mit mildlächelnder Miene seinem Blick begegnete, da wußte er, daß er diese Frau sich selbst getrost überlassen könnte, da erhob er sich und fragte freundlich: „Wann darf ich sie abholen, Frau Kammerherrin, zu diesem Werke der Liebe? es sind uns vielleicht nur wenige Stunden noch dazu gegönnt!“ setzte er hinzu.

„Ich will in einer Stunde bei ihnen sein!“ entgegnete Frau von Nedow fest, und ihre Augen leuchteten in noch höherem Glanz wie sonst, wenn sie die langen Wimpern erhob.

Der Geistliche verbeugte sich tief vor der Dame, als er sie verließ, sie hatte ihm durch ihre ernste, rasch entschiedene Weise, durch ihre sichere Haltung große Achtung eingefloßt.

Raum hatte der Prediger das Haus der Wittwe verlassen, als sich dieselbe in dem Zimmer ihres verewigten Gemahls einschloß; sie verweilte lange darin. Wir wollen ihr

nicht in dieses Gemach folgen, sondern nur bemerken, daß sie dasselbe mit festem Schritte und erhobenem Haupte verließ.

Es war fast Mittag, als sie bei dem Geistlichen ankam, der sie schon erwartet hatte und sogleich mit ihr den Weg antrat.

Sie hatten weit zu gehen, es war eins der damals noch einzeln stehenden Häuser der Schlesiſchen Vorstadt das Ziel ihres Weges. Eine Strecke Weges gingen sie schweigend nebeneinander her, als die Straße einsamer wurde und selten ein Mensch ihnen entgegenkam, da nahm der Prediger das Wort und sprach mit bewegter Stimme: „Sie dürfen nicht erwarten, in der Kranken eine Neuige zu finden; aber ich will bekennen, daß ich hoffe, ihr Besuch werde dies arme verstockte Herz der Neue öffnen.“

„Möchte sich ihre Hoffnung erfüllen!“ erwiderte Frau von Nedow seufzend.

„Es ruht eine schwere, eine furchtbare Last auf der Seele dieser Unglücklichen,“ fuhr der Prediger fort, „es fehlt da nicht an Erkenntniß, offenbar will sie ihre Seele erleichtern durch ein Bekenntniß gegen sie, vielleicht giebt mir Gott dann die Kraft, daß mein Wort Eingang findet.“

Die Kammerherrin blickte den Geistlichen traurig an.

„Ich weiß, was ihr Blick sagen will,“ sprach der Prediger nach kurzem Besinnen, „sie fürchten, daß ich mich täusche, es ist möglich und nach menschlicher Erkenntniß auch wahrscheinlich; aber Gott ist viel barmherziger, als wir Menschen meinen, ich hab's oft erfahren.“

Sie gingen wieder eine Weile schweigend, dann sagte die Kammerherrin plötzlich und mit einiger Aufregung: „Möge mir Gott verzeihen, wenn ich jener Unglücklichen Unrecht thue, aber ich habe eine Ahnung, lieber Herr Prediger, welche mir sagt, daß jene Frau nicht die Absicht hat, ihr Herz zu erleichtern, sondern, daß sie durch ihre Bekenntnisse noch eine böse Tücke üben will gegen mich.“

„Sie fürchten das?“ fragte der Geistliche sichtlich erschrocken.

„Ich ahne es, aber ich fürchte es nicht!“ entgegnete die Kammerherrin fest.

„Das Benehmen jener Unglücklichen ist der Art,“ erklärte der Prediger jetzt, „daß ich die Möglichkeit einer solchen Tücke nicht bestimmt in Abrede stellen kann, obwohl ich es nicht besorge; aber vielleicht habe ich doch nicht recht gethan, sie hierher zu führen?“

Der Geistliche sah die Dame zweifelhaft und unschlüssig an.

„Sie haben recht gethan,“ versetzte Frau von Nedow rasch, „sie erfüllen ihre Pflicht, ich die meine, und ich fürchte die Tücke nicht.“

„Ich habe Grund zu hoffen, einzelne unbewachte Aeußerungen lassen mich hoffen!“ sagte der Prediger, mehr um sich selbst in seiner Hoffnung zu bestärken, als um die Dame zu ermutigen, die längst fest entschlossen war, obgleich sie sich von vornherein gesagt hatte, daß es der gewandten heuchlerischen Frau wohl gelungen sein könnte, selbst diesen erfahrenen Geistlichen zu täuschen. Sie hatte keine Neue gezeigt, eine geheuchelte Neue würde der Prediger durchschaut haben, aber sie hatte die Möglichkeit einer solchen durchschimmern lassen, ob das Ernst oder Heuchelei, das konnte kein Mensch sicher wissen, den Geistlichen aber mußte solche Möglichkeit von Berufswegen fesseln; das waren die Gedanken, deren sich die Kammerherrin von Nedow nicht erwehren konnte von Anfang an, und obgleich sie dieselben abzuweisen suchte und ihren Sinn nur auf die Veröhnung zu richten trachtete, so drängten sie sich ihr immer wieder und immer lebhafter auf, je näher sie ihrem Ziele kamen.

Die Cousine der Geheimrätin von Reinbach war die Frau eines Seidenwebers; sie war von derselben, als sie noch eine große Rolle in Berlin spielte, ganz vernachlässigt worden, die Kranke und Elende hatte eine Zuflucht bei der einst verachteten und vergessenen Verwandtin gesucht und gefunden.

Die Frau war allein im Hause, schlüchtern, beinahe scheu hielt sie sich von der Kammerherrin zurück, die bei ihr eingetreten war, während der Prediger die Kranke auf den Besuch vorbereitete.

Frau von Nedow that einige Fragen nach der Krankheit und nach dem behandelnden Arzt, sie erhielt leise und schlüchterne Antworten.

„Kennen sie mich, liebe Frau?“ fragte die Kammerherrin.

„Ich habe ihren Namen oft von der Cousine gehört, gnädige Frau,“ erwiderte die Gefragte ängstlich, „sie hat schon lange gewünscht, sie zu sehen, zu sprechen, der Herr Prediger —“

Die Frau brach plötzlich ab, Thränen erstickten ihre Stimme.

Nicht ohne Befremdung blickte die Kammerherrin auf dieses eigenthümliche Benehmen und wahrscheinlich würde sie auch weiter gefragt und geforscht haben, wenn nicht gerade, als sich die weinende Frau etwas gefaßt hatte und Frau von Nedow das Gespräch wieder beginnen wollte, der Prediger Mauvillon zurückgekommen wäre.

Die Kranke erwartete ihren Besuch, hatte aber ausdrücklich verlangt, daß Frau von Nedow allein zu ihr komme und allein bei ihr bleibe.

Nicht ohne eine gewisse Bangigkeit, aber gefaßt und ruhig trat die Kammerherrin in das beinahe ärmliche, aber saubere Krankenzimmer der Geheimrätthin von Reinbach. Helles Licht herrschte in dem engen Gemach, der Sonnenschein drang bis in den tiefsten Winkel, die Kranke fürchtete sich vor Schatten, Dämmerung und Dunkelheit und suchte sie ängstlich zu vermeiden.

Als Frau von Nedow eintrat, saß die Kranke, durch Kissen unterstützt, beinahe ganz gerade in ihrem Bette und blickte ihr entgegen; offenbar hatte sie förmlich Toilette gemacht, ihr Nachtzeug war sehr sauber und die Kanten an dem Besatz der Nachthaube schienen geflißentlich so weit als mög-

lich in das Gesicht hineingezogen zu sein, dennoch erreichte die Unglückliche ihre Absicht nicht. Sie wollte die Spuren der furchtbaren Abzehrung verdecken, der sie verfallen war, aber dieselben waren so entsetzlich, daß die Kammerherrin mit Mühe ihren Schauer vor dem Anblick eines Gesichtes überwand, das einem Todtenkopf schon ähnlicher war, als dem Antlitz eines lebendigen Menschen. Mächtig vergrößert erschienen die Augen, aber sie hatten noch immer jenen falschen, schillernden Ausdruck, und um die schmalen farblosen Lippen, die jetzt die Zähne sehen ließen, schwebte noch ein Schatten von jenem süßlichen Lächeln, das einst der Geheimrätthin so wohl gestanden.

Die Kranke hob ihre abgezehrte Hand, eine wahre Knochenhand, auf und deutete mit einem unnatürlich spitzen Zeigefinger auf einen Stuhl, der in einiger Entfernung von dem Bette stand. Die Kammerherrin nahm schweigend Platz, sie hatte Zeit, sich zu sammeln, denn erst nach einer längeren Pause begann die Kranke zu reden, und zwar mit ziemlich kräftiger Stimme: „Als der Prediger zu ihnen kam und ihnen sagte, daß ich sie bitten ließe, mich zu besuchen, da haben sie vielleicht einen Augenblick gedacht, daß ich mich auf dem Sterbebette belehrt hätte, daß ich sie rufen lasse, um sie um Verzeihung zu bitten, möglicherweise auch, um gut zu machen, was ich gegen sie gethan; das haben sie aber nicht lange geglaubt, denn sie sind eine kluge Frau, ich weiß es, und sie sind auf den Gedanken gekommen, daß ich sie habe rufen lassen, um mir eine letzte teuflische Freude auf Erden zu machen und sie zu kränken durch Mittheilungen aus dem früheren Leben ihres Gemahls. Sie brauchen mir Nichts zu sagen, ihre Mienen sagen mir's schon, daß ich ganz richtig gerathen habe. Nun, kluge Frau Kammerherrin, sie haben sich beide Male getäuscht in ihren Voraussetzungen.“

Die Kranke hielt einen Augenblick inne, eine Art von triumphirendem Spott zeigte sich in ihren Augen. „Ich bin keine Neuige,“ fuhr sie dann eiskalt fort, „ich denke nicht daran, sie um Verzeihung zu bitten, aber ich habe auch nicht die Absicht, sie zu kränken.“

„Und was wollen, was wünschen sie von mir?“ fragte Frau von Redow ernst, als die Kranke schwieg, „was sie mir gethan haben, das habe ich ihnen verziehen, sie brauchen nicht erst darum zu bitten, fernere Kränkungen kann ich in Geduld und Langmuth hinnehmen, ich fürchte sie nicht, Madame!“

Man konnte nicht bemerken, ob der hohe Ernst, mit welchem die Kammerherrin sprach, Eindruck auf die Kranke gemacht hatte, diese führte mit zitternder Hand ein Glas zum Munde, das neben ihr stand, und trank einige Tropfen.

„Sie sind meine Feindin gewesen,“ flüsterte die Geheimrätthin, nachdem sie getrunken, „sie haben mir feindlich entgegen gestanden, ich ihnen, sie zwangen mich zur Flucht, ich habe mich dafür gerächt.“

Es klang doch fast, als ob die Kranke sich entschuldigen wolle, Frau von Redow antwortete nicht; bei der directen Erinnerung an Ermordung ihres Gemahls faltete sie die Hände, es war ihr fester Entschluß, Alles, was an Groll und Rachegefühl noch in ihr war, zu bekämpfen.

„Ich weiß,“ nahm die Kranke wieder lauter sprechend das Wort, „daß ich sterben muß in wenigen Stunden, in der nächsten vielleicht schon, bei dem nächsten Hustenanfall kann ich ersticken, es ist erschrecklich, das zu wissen! Sie sagen, ich solle bereuen und mich auf Gottes Barmherzigkeit verlassen, ich vermag's nicht, ich kann's nicht — ich könnte die Leute betrügen, die arme Cousine hier und ihren Mann, aber ich kann mich nicht reumüthig stellen, denn so viel ich darüber sinnen und denken mag, ich muß gestehen, daß ich, wenn mein Leben noch ein Mal begönne, nicht besser, sondern nur klüger handeln würde. Sie nennen das Verbrechen, nun ich habe dies Verbrechen begangen, nicht aus Lust daran, sondern um eine große Rolle im Leben spielen zu können, um üppig zu schwelgen, um zu genießen, um nicht eine französische Mamsell zu bleiben. Ich war eine arme Gouvernante, aber meine Sinne verlangten nach Genuß, ich habe mir Alles das erobert, was mir die Verhältnisse versagt hatten, und ich

würde es wieder thun, wenn ich noch ein Mal gesund und jung wäre. Ich glaube an Gott, ich zittere vor ihm, seine Strafgerichte haben schon begonnen an mir, aber bereuen kann ich nicht, und ich fürchte ihn noch mehr zu beleidigen, wenn ich Neue heucheln wollte.“

Die Kranke zitterte und bebte bei diesem furchtbaren Bekenntniß, mit einem Grauen ohne Gleichen blickte die Kammerherrin auf das Skelett, für das die Erkenntniß eine so entsetzliche Strafruthe geworden war.

„Ich kann keinen Gewinn mehr ziehen von meinen Thaten,“ fuhr die Unglückliche, nachdem sie sich eine Weile erholt hatte, mit leiser Stimme fort, „hier sind die Papiere, durch deren Verlust sie in Armuth gekommen sind; sie brauchen mir dafür nicht dankbar zu sein, denn ich würde dieselben nicht zurückgeben, wenn ich die geringste Aussicht hätte, dieselben selbst nützen zu können. Ich gebe ihnen ihr Eigenthum aber nicht ohne Bedingung zurück, denn was könnte mir eigentlich daran gelegen sein, ob sie arm sind, oder reich, der Erfüllung meiner Bedingung aber bin ich sicher, weil sie Elisabeth lieben. Um mich an dem elenden Leist zu rächen, habe ich Reinbachs Tochter unglücklich gemacht, ich habe dem Leist Elisabeths Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon verrathen, ich kenne den Narren gut genug, um zu wissen, daß er Elisabeth verstoßen haben wird; Elisabeth ist immer sanft und freundlich gegen mich gewesen, ich habe ihr viel Leibes zugefügt, nicht weil ich ihr wehe thun wollte, sondern weil es mein Vortheil erheischte, darum thut es mir leid, daß sie zuletzt ganz unglücklich durch mich geworden ist, und sie sollen ihr mit dem Vermögen, daß ich ihnen zurückgebe, wenigstens ein sorgenfreies Leben sichern. Das ist eine von den wenigen Thaten, die ich wirklich bereue, ich wünsche aufrichtig, ich hätte Reinbachs Tochter nicht unglücklich gemacht.“

Die Kranke schwieg erschöpft und hielt die Papiere in ihren Händen, die sie unter ihrem Kissen bis dahin versteckt gehalten, die Kammerherrin aber stand auf und sagte so mild und freundlich als ihr irgend möglich war: „So ist's doch

ein Trost, den ich ihnen gewähren kann, wenn ich ihnen sage, daß Elisabeth in glücklichster Ehe mit ihrem Gemahl lebt, zwar hat Leist lange und schwer gelitten in Folge ihrer Anzeige, aber er hat sich überzeugt, daß seine Gemahlin jener großen Gefahr glücklich entgangen ist, daß der fremde Kaiser sie nicht gesehen hat in jener Nacht, obwohl sie schon in seinen Händen war; das Glück Elisabeths haben sie nicht gestört.“

Diese Erklärung schien einen mächtigen Eindruck auf die Unglückliche zu machen, sie faßte mit den knöchernen Fingern hin und her auf der Bettdecke, sie flüsterte unverständliche Worte, es dauerte lange, ehe sie sich wieder so weit gefaßt hatte, daß sie der Kammerherrin durch einen bittenden Wink zu verstehen geben konnte, sie trinken zu lassen. Frau von Redow hielt der Geheimrätin das Glas an die lechzenden Lippen und ließ sie trinken.

„Ich danke ihnen,“ flüsterte diese, nachdem sie getrunken, „sie zittern, es ist ihnen schwer geworden, sie fühlen Abscheu, Grauen vor mir, und ich begreife das, aber ich habe doch Reinbachs Tochter glücklich gemacht, denn ich habe sie mit Leist verheirathet und ich habe, wie sie sagen, Elisabeths Glück nicht gestört — es ist mir lieb, daß sie glücklich ist, hätte nicht gedacht, daß mich noch etwas freuen könnte auf Erden, aber das freut mich. Nehmen sie die Papiere, nehmen sie, ich kann sie nicht mehr brauchen.“

„Ich danke ihnen!“ sagte die Kammerherrin ruhig, als sie die Papiere aus der bebenden Hand nahm, welche die leichte Last kaum noch zu halten vermochte.

„Denken sie, sie hätten wieder gefunden, was sie verloren,“ flüsterte die Kranke hastig, „ein Finkenlohn, meine Cousine ist arm, viel Angst um mich, gute arme Leute!“

Sie sank in ihre Kissen zurück.

„Ich will für ihre Verwandte sorgen, ich verspreche ihnen das!“ sagte die Kammerherrin, sich im schmerzlichsten Mitgefühl zu der Unglücklichen niederbeugend.

„Großmuth!“ hauchte die Kranke.

„Soll ich ihnen den Prediger rufen?“ fragte Frau von Redow, der die mächtig zunehmende Schwäche der unglückseligen Frau nicht entging.

Ein eigenthümlicher Blick, halb spöttisch, halb verzweifelt angstvoll antwortete ihr, sie eilte indessen den Geistlichen zu rufen. Der Prediger ging, begleitet von der Hausfrau, hinauf; die Kammerherrin blieb allein, die muthige geistesstarke Frau war so heftig erschüttert, daß sie laut weinte, als sie sich allein sah.

Etwa eine halbe Stunde später kam die Seidenwirkerfrau wieder, um zu sagen, daß die Geheimrätin offenbar im Sterben liege und heftig nach ihr verlange, daß sie bis dahin den Prediger ruhig habe gewähren und reden lassen, ohne ihn, mehr mit ihren Gedanken beschäftigt, rechte Aufmerksamkeit zu schenken. Die Kammerherrin ging hinauf und trat an das Bette der Sterbenden, an welchem der Geistliche mit ernster, kummervoller Miene saß. Frau von Redow beugte sich über die Sterbende, die sie augenblicklich erkannte.

„Ich sterbe,“ sagte sie kaum hörbar, „sie haben mir die letzte Freude gemacht, denn nun beginnt die Verdammniß; Redow war nicht schuldig in dem Haugwitz'schen Handel, ich verstrickte ihn durch Andere, es wird sie freuen, das zu hören, wollte — oh!“ —

Die Worte erstarben auf den Lippen der Unglücklichen, die Kammerherrin beugte zurück vor dem Ausdruck des furchtbarsten Entsetzens, mit dem sie die Augen der Sterbenden anstarrte, sie trat bei Seite und faltete ihre Hände.

Der Geistliche faßte die Hand der Geheimrätin, die schwer zu röcheln begann, er beugte sich zu ihr und betete mit lauter Stimme das Vaterunser — die schon halbgebrochenen Blicke stierten gräßlich in's Leere, das Gesicht verzog sich furchtbar, der ganze Körper zuckte zwei, drei Mal zusammen — der Todeskampf war vorüber, der Prediger ließ die Hand

der Todten, die er bis dahin gehalten, aus der seinen und kniete betend nieder an dem Bett.

Erst als er sich erhob, brach die Verwandte der Erblichenen in lautes Weinen und Klagen aus.

Mitleidig trat Frau von Nebow zu ihr und sagte tröstend: „In ihren letzten Worten noch mühtet sich die Sterbende, mir eine Freude zu machen, das Andenken eines ihr Vorangegangenen zu reinigen!“

Der Prediger aber sprach ernst: „Glaubet ihr nicht, daß die Barmherzigkeit Gottes größer ist, als aller Menschen Wissen und Verstehen?“



Inhalts-Verzeichniß

311

Von Jena bis Königsberg von George Hefekiel.

	Seite
1. Capitel. Preußen bleibt fest und der König oben	1
2. " Es donnert in der Ferne	15
3. " Der Feind in Bessin	30
4. " Der See und sein Erbherr	47
5. " Die mächtige Edelfrau	62
6. " Auf der Bernekoper Pfarre	81
7. " Lehnerdt Schaller	93
8. " Auf der Gaide	109
9. " Aus der Franzosenzeit	126
10. " Noch ein Tag in Berlin	139
11. " Das geheimnißvolle Paar	151
12. " Der Besuch der Wittwe	161
13. " Ueberfall und Ueberraschung	178
14. " Das Rienäcker'sche Haus	190
15. " Französische Einquartierung	204
16. " Reisende	218
17. " Sie hat dem Kaiser gefallen!	235
18. " Verwandlungen	250
19. " Hans und Mariechen	265
20. " Zwei edle Frauen	282
21. " Unerwarteter Besuch	293
22. " Hoffisical Müller an Pleß von Bessin	308
23. " Ein Ende	319

Inhaltsverzeichnis

Der Herr der Schöpfung

1	Der Herr der Schöpfung	1
2	Der Herr der Schöpfung	2
3	Der Herr der Schöpfung	3
4	Der Herr der Schöpfung	4
5	Der Herr der Schöpfung	5
6	Der Herr der Schöpfung	6
7	Der Herr der Schöpfung	7
8	Der Herr der Schöpfung	8
9	Der Herr der Schöpfung	9
10	Der Herr der Schöpfung	10
11	Der Herr der Schöpfung	11
12	Der Herr der Schöpfung	12
13	Der Herr der Schöpfung	13
14	Der Herr der Schöpfung	14
15	Der Herr der Schöpfung	15
16	Der Herr der Schöpfung	16
17	Der Herr der Schöpfung	17
18	Der Herr der Schöpfung	18
19	Der Herr der Schöpfung	19
20	Der Herr der Schöpfung	20
21	Der Herr der Schöpfung	21
22	Der Herr der Schöpfung	22
23	Der Herr der Schöpfung	23
24	Der Herr der Schöpfung	24
25	Der Herr der Schöpfung	25

Biblioteka Główna UMK



300046683111

Biblioteka Główna UMK



300046683111